Menschenkin...

Lou Andreas-Salomé

KD
55250

Digitized by Google

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch elegant in Leinwand gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Auflage.	Geheftet	M. 3.50.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	„	M. 2.—
—„— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	„	M. 2.50.
—„— Menschenkinder. Novellencyklus.	„	M. 3.50.
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	„	M. 4.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	„	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman.	„	M. 4.—
Bülow, Frieda von, Kara. Roman.	„	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3. Aufl.	„	M. 3.—
—„— Božena. Erzählung. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Margarete. 4. Auflage.	„	M. 2.—
— Moriz von, Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	„	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	„	M. 5.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage.	„	M. 2.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman.	„	M. 3.50.
Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	„	M. 1.—
Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg. 2. Auflage.	„	M. 1.50.
—„— Ein alter Streit. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl.	„	M. 2.50.
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	„	M. 4.—
Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl.	„	M. 4.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	„	M. 5.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	„	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
Muellenbach, E., (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	„	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein. Roman.	„	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	„	M. 3.—

Digitized by Google

Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage. „ M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Auflage. „ M. 4.—
Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. „ M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Hist. Roman. „ M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage. „ M. 2.50.
—„— Der arme Konrad. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Montblanc. Roman. „ M. 3.—
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 45. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 19. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 35. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 24. Auflage. „ M. 2.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 22. Auflage. „ M. 2.—
—„— Es war. Roman. 28. Auflage. „ M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten. „ M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage. „ M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. „ M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen. „ M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl. „ M. 3.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage. „ M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage. „ M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage. „ M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 3. Auflage. „ M. 2.50.
—„— Vater Robinson. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.—
—„— Der Sänger. Roman. „ M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 10. Aufl. „ M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman. „ M. 4.—

Digitized by Google

Menschenkinder.

Novellencyklus

von

Lou Andreas-Salomé.

HARVARD
WIDENER

Stuttgart 1899.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Digitized by Google

KD 55250

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY NOV 13 1956

Alle Rechte vorbehalten.

HARVARD UNIVERSITY
WIDENER LIBRARY

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Meinem Mann.

Digitized by Google

Vor dem Erwachen.

Digitized by Google

Die Waggonfenſter ſind von der Januarkälte ſo beſchlagen, daß man das Hereindämmern des Morgens kaum gewahr wird. Die Eisfiguren auf den Scheiben färben ſich bläulich, und auf dem ſchmalen Gange, der in dem Waggon des Harmonikazuges an den Einzelcoupés entlang läuft, hört man von Zeit zu Zeit den kleinen Kellnerjungen mit klirrenden Taſſen aus dem Küchenraume vorübereilen.

Von den drei Inſaſſen des Coupés erſter Klaſſe hat nur die alte Dame ihre Morgentoilette ſchon beendet und ſitzt, friſch gekämmt und gebürſtet, ſtramm aufgerichtet da, während ſie mit ſchlecht verhehltem Intereſſe das Paar ihr gegenüber beobachtet. Der Herr, der, gleich ihr, ausgeſtreckt gelegen, und, gleich ihr, keinen Schlummer gefunden hat, ſucht die Schnallriemen der Reiſedecke hervor und holt aus dem Netzwerk eine Krücke und einen Fellfußſack, wobei ihm ſein ſteifes Bein ſichtlich zu ſchaffen macht. Er iſt halb gelähmt, und ſie kommen aus dem Süden: ſo viel hat die alte Dame am Abend vorher den Worten der Tochter entnommen, die ſich in der Fenſterecke wie ein Knäuel zuſammengerollt und in einer faſt unmöglichen Lage, worin jeder ſich den Hals verrenkt hätte, augenſcheinlich vortrefflich geſchlafen hat.

Das intelligente Geſicht des Vaters, das angenehm und vornehm aus der Umrahmung ergrauenden Haupt-

Digitized by Google

haares und Bartes herausschaut, wird ganz Liebe und Güte, als er jetzt sanft die Schlummernde weckt:

„Edith! Wir sind gleich in Büchen!“

Sie hebt ihre schlafroten Wangen vom Luftkissen, streckt sich, fröstelt, gähnt und lacht ihn an.

„Hast du geruht?“ fragt sie, und schält sich aus der großen getigerten Reisedecke, „— du, die Sachen da, die pack' ich.“

„Du mußt dich noch selber zurechtmachen,“ bemerkt er, indem er ihr ein Necessaire mit Toilettenutensilien reicht, setzt sich aber doch hin und läßt die Sachen liegen, „die Waschein richtung ist ganz am Ende des Ganges.“

Sie schüttelt den Kopf und, ganz schlank und schmiegsam, bewegt sie sich gewandt im engen Raum und verschnürt die zwei großen Plaidbündel.

„Dort ist es gewiß schauerlich; begossen, verbraucht, eingeräuchert,“ erwidert sie mit einem fragenden Blick auf die frisch gebürstete Dame.

Diese nickt.

„Sie sind ja überdies für heute bald am Ziel Ihrer Reise. Lübeck?“ fragt sie ihrerseits.

„Ich, ja. Mein Mann fährt aber noch heute nach Hamburg weiter,“ antwortet Edith.

Die Augen der alten Dame vergrößern sich unnatürlich und bleiben voll Staunen und Schreck an dem ungleichen Paar haften. Es ist gut, daß niemand Zeit hat, es zu beachten. Ehe noch Edith ihren Wintermantel umwerfen kann, hält der Zug, und draußen wird die Gangthür aufgerissen.

Ihren Hut in der Hand, nur einen blauen Reise-

ſchleier über den kurzgeſchorenen dunkelblonden Krauskopf geknüpft, will ſie hinaustreten.

Eiskalt dringt die ſcharfe neblige Morgenluft durch den Gang herein.

Da vertritt jemand die Thür. Ein hochgewachſener Mann im Pelz, mit ſchwarzen Augen, die von Luſt und Laune ſprühen, langt mit ſchnellem Griff nach dem Handgepäck.

„Heraus, meine Herrſchaften! Büchen!“

„Hans Ebling! Wo in aller Welt kommen Sie her?“

„Ich fahre ſchon ſeit Hannover mit Ihnen; — ſchönen guten Morgen, Klaus Rönnies, — Frau Edith, machen Sie ſchnell!“

Die alte Dame muß ſitzen bleiben. Sie fährt nach Hamburg durch. Aber die Augen ſchauen ihr aus dem Geſicht, als wollten ſie noch um die Ecke ſehen.

„Lieber Himmel! Der ihr Mann! Der Krüppel, den ſie geleiten muß! Wie iſt es möglich? Dies Kind, — wie alt kann ſie ſein? Achtzehn? Auch der andre iſt längſt zu alt für ſie.“

Die drei überſchreiten inzwiſchen den Bahnkörper und ſuchen ſich Platz im Lübecker Lokalzug, wobei Klaus von den beiden andern hereingeholfen wird.

„Wen haben Sie eigentlich in Lübeck, Beſter?“ fragt Klaus Rönnies, der froh und angeregt ausſieht; „ich habe nie gehört, daß Sie hier jemand aufſuchten.“

„— Wen — — —?“ Hans Ebling wirft ſeinen weichen Filz ins Netz und fährt ſich mit einer nervöſen Bewegung durch das dichte Haar, in deſſen Braun ſich ſchon einzelne graue Fäden miſchen; — „— ach ſo, ja,

— einen alten Freund, — Studienfreund von ehemals, — Kunſtgenoſſen. — Ja, wiſſen Sie, eines Tages alſo traf ich in Stuttgart in der Neckarſtraße Ihren Verwalter und Intimus, der grade einen langen Brief von Ihnen gehabt hatte. So erfuhr ich von Ihrer Route."

„Wie nett für dich, Edith! Meine Frau wollte ſich gern in Lübeck eine Nacht ausruhen, ehe ſie nach Hadersleben in den bewegten Verwandtenkreis kommt. Unſer Gepäck geht dorthin durch, während ich noch in Hamburg zu thun habe."

„Wohin Sie nicht mit wollen?" ſagt Hans Ebling und ſieht Edith froh an.

„Wenn ſie mitkäme, ſo müßten wir der dortigen Freunde und Bekannten halber länger bleiben, und wir ſind reiſemüde," antwortet Klaus Rönnies für ſie.

„Wie geht es denn in Stuttgart Ihrer Frau?" fragt Edith, und gähnt zum letztenmal.

Hans Ebling zieht die Brauen zuſammen.

„Danke."

Klaus Rönnies fragt nicht; er weiß, daß der Freund, nach einem an Frauenliebe reichen Jugendleben, doch noch „hereingefallen" iſt.

„Wir haben beide Sehnſucht nach unſerm ‚Zuhauſe'," lenkt er ab, „ich nach meiner bequemen Ecke am Kamin, wo jetzt ein ganzer Stoß neu eingelaufener Journale, Bilder und Bücher auf uns warten muß, — und Edith wohl noch mehr nach ihrem geliebten Getier, nach ihren Hunden und Pferden, Kälbern und Kühen, den Vögeln und auch den Pflanzen. Sie ſtellt ſich auch gerne vor, es ginge nichts ohne ſie."

„Es geht auch nicht," verſichert Hans Ebling, der

keine Sehnſucht nach Hauſe hat, „es iſt ſchlimm genug. Den ganzen Winter würd' es mir fehlen, daß ich nicht täglich bis hinter Göppingen auf Ihr Gütchen hinauslaufen kann. Und ſicherlich treib' ich mich nur deshalb das halbe Jahr in Wien und Paris und Rom und München herum. Wer iſt am Ende ſchuld? — Drum lieb' ich den Sommer ſo."

Edith ſchweigt und blickt aus dem Fenſter; die Gegend liegt flach da im ruhigen Schneegeſtöber, und tief im Hintergrunde zieht ſich verſchneiter Wald hin. Der Zug hält ein paarmal an; auf den Zwiſchenſtationen ſteigen lärmende Schulkinder ein; endlich werden die ſpitzen Türme von Lübeck ſichtbar.

„Was thun wir nun?" fragt Hans Ebling, als ſie zu dreien auf dem Bahnſteig ſtehn.

„Ich verſchwinde und mache mich nachträglich ſchön, und Sie erwarten mich beide im Bahnhofsreſtaurant," meint Edith.

„Gräßlich! Muß es durchaus ein Bahnhofslokal ein?"

„In die Stadt kann ich wohl kaum, mein Zug geht ſchon bald," bemerkt Klaus Rönnies.

Hans Ebling zieht die Uhr.

„Bald? — — Wie bald? — Nun gut, ſo ſchrecklich ſtimmungslos das auch iſt," erklärt er reſigniert, während ſein Geſicht ſtrahlt, und aus dem dunkeln Bart die Zähne blitzen.

Als Edith zurückkehrt, findet ſie beide am gedeckten Kaffeetiſch in eifrigem Geſpräch, wobei Hans Ebling das Kursbuch ſtudiert.

„Eigentlich iſt es toll. Wenn Sie nach Hamburg

wollten, ſo hätten Sie ja gleich von Büchen dahin fahren können.“

„Ja. Aber ich wollte zugleich Edith hier in einem guten Hotel abſetzen. Das thun Sie nun.“

„Gewiß. Und dann machen wir einen rieſengroßen Spaziergang. Und nachher ſpeiſen wir im ‚Schifferhaus‘.“

Eine Minute vergeht bei ſtummem Kaffeetrinken. Hans Ebling ſteht zwecklos auf und ſetzt ſich wieder hin.

„Sie ſind nervös geworden. Man ſollte nicht glauben, wie beängſtigend die Proſa eines Bahnhofslokals auf empfindliche Künſtlernerven wirkt,“ bemerkt Klaus Rönnies ironiſch.

„Nein. Nur zu viel gemalt in letzter Zeit ... Und allerlei entbehrt ... Jetzt müſſen Sie aber fort,“ behauptet Hans Ebling und ſieht ſtarr auf die große runde Bahnhofsuhr.

Sie gehen langſam auf den Bahnſteig hinaus und ſchreiten auf und ab. Indeſſen ſind es noch über zehn Minuten bis zur Abfahrt.

„Herzbrechender Abſchied auf zwei Tage,“ ironiſiert Hans Ebling ſeinerſeits.

Noch acht Minuten, — noch fünf. Noch immer fünf. Manchmal ſteht die Zeit einfach ſtill.

Klaus Rönnies ſieht unbehaglich und verlegen aus. Auch er iſt faſt nervös geworden.

„Ich will doch lieber einſteigen,“ meint er etwas haſtig, ſchüttelt dem Freunde die Hand und küßt ſeine Frau.

„Auf Wiederſehen in Hadersleben! Amüſiere dich gut, Edith.“

Sie ſcheint unruhig, ſie folgt ihm mit den Augen,

während Hans Ebling ihm hineinhilft. Und plötzlich reißt sie die Coupéthür auf und ist bei ihm.

„Klaus, Lieber, was ist dir? . . . Dir ist was! . . . Soll ich mitfahren?“

„Aber Kind, welche Idee! Mir ist nichts.“ Er faßt sie am Kopf und flüstert ihr ins Ohr:

„. . . Es ist nur ein Unsinn, Maus. Mich störte es, dir vor ihm Adieu zu sagen. — — Ich danke dir.“

Sie umhalst ihn und küßt ihn ab, mehrere Male.

„Nein, . . . nicht, . . . nicht, . . . Edith!“ wehrt er ihr, „. . . ich bitte dich, spring hinaus . . . Der Zug könnte sich in Bewegung setzen . . .“

Das Signal ertönt. Hans Ebling hat diskret den Rücken gewandt, indem er bei sich denkt:

„Ich weiß, was hinter meinem Rücken vorgeht. Sie spielen Mann und Frau. Und sind doch nicht Mann und Frau. Er kann ja nicht lebendiger geworden sein, als er schon lange vor seiner Verheiratung war. Aber eben deshalb sollt' er sie auch nicht küssen.“

Erst wie der Zug davonrollt, dreht er sich um. Edith steht neben ihm.

Er sieht ihr mit einem unentwirrbaren Gemisch von Scherz und Ernst in die Augen.

„Nun sind Sie also mein auf vierundzwanzig Stunden. — Frau Edith, angenommen einen Augenblick, ich wär' Ihr Mann, so würd' ich jetzt meinen Kopf auf die Schienen legen.“

Sie sieht ihn blitzend vor Uebermut an.

„Nicht nötig, liebster Mann. Hans Ebling ist ganz ungefährlich.“

Sie lachen beide.

„Alſo einen Dienſtmann und ein gutes Hotel! Sie laſſen mich doch für alles ſorgen, liebſte Frau? Man wird uns nämlich unabweislich für Mann und Frau halten.“

Das Hotel iſt ganz in der Nähe. Ein Dienſtmann geleitet ſie. Ein Hotel wie alle Hotels.

Hans Ebling ſteigt mit dem Zimmerkellner eine Treppe hoch. Er beſtellt die Zimmer und die Heizung. In wenigen Minuten iſt er wieder unten, wo Edith auf ihn wartet.

Draußen hat das Schneegeſtöber aufgehört. Ein ſchwerer lichtloſer Himmel wölbt ſich über der Stadt und verſchwimmt in der Ferne mit der weißen Ebene ringsum.

Sie ſuchen aus den Straßen hinaus zu gelangen auf die höhergelegenen, mit Bäumen bepflanzten Wege in den Parkanlagen. Der Schnee ſingt unter ihren Füßen. Kein Vogellaut. Nur über dem Feld, das ſich neben ihnen ausbreitet, fliegen ein paar Dohlen auf und krächzen. Wie ſie mit weit ausgeſpannten Flügeln, ſcharf abgezeichnet gegen die ſchwere bleigraue Luft, langſam dahinſchweben, mahnen ſie an ein japaniſches Vogelbild, ſchwarz auf weiß.

Hans Ebling iſt ſchweigſam geworden, gefeſſelt von der Landſchaft um ihn her, worin die hellen Birkenſtämme mit ihren ſchneebehangenen Zweigen wie mit zartem Griffel auf den Himmelshintergrund radiert erſcheinen. Eine Symphonie von weißen Farben. Und doch, in den Baumwipfeln ſpielen, kaum ſichtbar, rötliche, grünliche, braune Töne ſanft ineinander.

„In dieſem Jahre liegt der Schnee ſogar in Schwaben

hoch; wir haben ihn für die Felder erſehnt, die voriges Jahr ſo gefroren haben," ſagt Edith, „ihnen thut er gar gut. Aber er iſt noch für etwas andres gut: für die Kinder, daß ſie mit ihren Schlittchen die hügeligen Straßen von Stuttgart herab rutſchen können. Wenn ich das ſehe, möcht ich immer klein ſein und ein Schlittchen haben."

Er lacht.

„Ich glaube, die Natur wirkt nur phyſiſch auf Sie ... oder doch ſo ſtark phyſiſch, daß ſie als Bild zurücktritt ... Uebrigens, was hat der Süden Ihnen denn diesmal geſagt? Gegen den vorigen Winter in Rom iſt Meran doch wohl hoffentlich abgefallen? Ich ſage ‚hoffentlich', weil ich in Rom mit dabei ſein durfte."

„Nein, das nicht. In Rom kam ich kaum zu Atem. Zum Teil durch Sie. Ich vergaß, daß ich müßig ging. In Meran hingegen, da ging ich umher und ſah viele Kranke und hatte allerlei Gewiſſensbiſſe. Ich ſchämte mich faſt, ſo geſund und ſtark zu ſein."

„So geſund und ſtark? ... Jawohl, das müſſen Sie überhaupt manchmal fühlen neben ...", er hätte faſt geſagt: neben Klaus. Aber er fährt fort: „neben uns andern. Sie ſind ganz eigentlich zu geſund, ... zu unzerſetzt ... nun, zu ſchön und zu lieb auch."

„Wie ſchade," ſagt Edith, „ſonſt ſind Sie gar nicht ſo fad."

„Ach, ein Kompliment ſollt es nicht ſein. Das verſtehn Sie nun wieder nicht. Den Menſchen, die eine ſo ſchlechte Folie abgeben, ſollte man aus dem Wege gehn. Wenigſtens gehört entſetzlich viel Mut dazu, ſich ſo ganz zu ihnen zu geſellen, wie ..., ich hätt ihn zum Beiſpiel nicht gehabt an Klaus' Stelle ..."

Sie errötet lebhaft, lächelt aber.

„An ſeiner Stelle hätten Sie keinen gebraucht. Ich hab den Mut für ihn gehabt. Den Mut und überhaupt alles ... Er hat mich gar nicht geheiratet: ich hab ihn geheiratet," erwidert ſie in trotzigem, und doch frohem Ton; man fühlt, daß ſie ihn damit zu verteidigen wünſcht.

„Das iſt doch nur ein Wort. Es kommt auf eins heraus."

„Nein, nicht nur ein Wort. Eine wirkliche Thatſache. Und ſo natürlich. Wir waren ja ſowieſo zuſammen, unzertrennlich. Klaus war immer Mamas Lieblingsbruder, und ſeit er ſich wegen ſeiner Geſundheit drunten in Schwaben anſiedelte, und wir zu ihm zogen, wurde mirs auch nirgends ſo wohl wie da. Weder in Kopenhagen noch in Holſtein bin ich ſo gern geweſen. Außerdem verabſcheu ich das leere Leben in den Städten. Und als Mama nun ſtarb, fand ich, es ſolle ſo bleiben. Und heiratete ihn. Da blieb es ſo."

„Hm!"

„Ja!" ſagt ſie mit Nachdruck, zornig über ſeine Miene; „und ſchöner könnt es nicht ſein. Wir haben immer in allen Intereſſen und Neigungen übereingeſtimmt."

Er antwortet nichts, aber die eine unartikulierte Silbe hat ihr die Laune verdorben. Oder, ſie hat ſie ſich ſelber verdorben durch alles, was ſie da ſprach, und was ihr hinterdrein mißfällt. Oder dadurch, daß ſie überhaupt davon ſprach.

Hans Ebling hat die Wahl zwiſchen dieſen drei Möglichkeiten. Er verſucht, Edith wieder zu beſänftigen. Aber ſie bleibt gereizt. Sie verſchmäht ſeinen Arm an einer glatten, vereiſten Stelle, obwohl ſie ins Gleiten

und Stolpern kommt. Und endlich läuft ſie ihm einen Schritt voraus.

Er betrachtet ſie in aller Muße und Ausführlichkeit, mit innigem Wohlgefallen, wie ſie da, auf ſchneeverwehtem Pfad, vor ihm hergeht, den Rock hochgenommen, ſodaß der ſchmale Fußknöchel ſichtbar wird.

Ihr Gang iſt ihm immer beſonders anmutig erſchienen. Im Gehen wächſt ſie. Obgleich ſie mittelgroß iſt und nicht hager, ſind alle ihre Glieder, — jede Linie an ihr, — ſo ſchlank und lang und fein, daß man ſie für groß hält. Die Schultern ſind noch zu ſchmal, — unausgewachſen.

„Wiegende Grazie," denkt Hans Ebling und ruft: „Kätzchen."

Sie ſieht ſich nicht um.

„O pfui! Ich bin keine Katze."

„Der Weichheit Ihrer Bewegungen nach könnten Sie es ſchon ſein. Auch hab ich Sie ſchon ſchnurren hören, wenn man Sie ſtreichelte, — und ſoeben fauchen ſehen. Aber ich dachte gar nicht an eine Katze."

„Sondern?"

„... Alſo wiſſen wollen Sie es doch? ... An die Kätzchen dacht ich, die an den Weidenbäumen hängen und ſich ſchaukeln, ſobald ein Lüftchen drüber geht. Zart, flaumig, blaßgelb. Wer ſie berührt, dem bleiben Duft und Farbe in der Hand zurück, wie von einem Schmetterlingsflügel ... Vorfrühling."

Sie bleibt ſtehn und wendet ſich ihm zu.

„Ich habe vergeſſen: ich muß telegraphieren. In Hadersleben müſſen ſie genau meine Ankunft wiſſen. Wir hätten das vorhin thun ſollen."

„Muß es gleich ſein?“

Sie nickt.

„Nun gut. Alſo auf die Hauptpoſt. Sie ſteht groß und neu und herrlich neben dem Bahnhofsgebäude.“

Der Weg wird im Geſchwindſchritt zurückgelegt. Unterdeſſen ſchiebt ſich das einförmige Bleigrau des Himmels ein wenig auseinander, und die Sonne kommt zum erſtenmal zum Vorſchein. Rotleuchtend, einem ungeheuren Monde gleich, ſteht ſie in der Oeffnung, nach oben und unten in einen blendenden Strahlenſchweif auslaufend.

Hans Ebling lehnt im Telegraphenamt am Fenſter und ſieht zu, wie Edith, neben ihm über das Pult gebeugt, ein Formular vor ſich hinlegt und mit ihren großen, gar nicht zierlichen Buchſtaben ſchreibt:

„Herrn Profeſſor Theodor Rönnies. Hadersleben. — Ankunft morgen früh. Edith.“

Er fällt ihr in die Hand, ſo daß die Feder in einen langen Strich ausſpritzt.

„. . . Verſchrieben. Es heißt: morgen abend. Und die Zeit wiſſen wir nicht. Ich will im Kursbuch nachſchlagen.“

„Ich reiſe heut nacht,“ ſagt Edith.

Er blickt ſie ſchweigend an.

Dann, nach einer Pauſe:

„. . . Ihr Ernſt? . . . Sie wollen nicht übernachten?“

Sie ſchüttelt den Kopf.

„. . . Und warum nicht? . . . Was iſt geſchehen . . .?“

„Nichts. Ich habe die Luſt verloren.“

„Edith! . . . Und wenn ich Sie bitte, ſehr, ſehr bitte! . . . auch dann nicht?“

Sie ſchüttelt den Kopf.

„Das iſt ſchlecht von Ihnen. Faſt ſo ſchlecht, als ob Sie mir die Freundſchaft gekündigt hätten.“

Sie zuckt die Achſeln und ergreift das Formular.

„Zerreißen Sie es! ... Sagen Sie doch ein Wort! ... Haben Sie denn die Sprache verloren, Kind?“

Sie antwortet nicht, wendet ſich zum Schalter und zahlt.

„Noch iſt es Zeit. ... Sie reiſen nicht. Telegraphieren wir um.“

„Ich reiſe,“ ſagt Edith.

Sie verlaſſen das Poſtgebäude und gehn ſtadteinwärts. Hans Ebling ſieht ſie von der Seite an.

„Mußte ſie es telegraphieren, um ihrem neuen Entſchluß treu zu bleiben, mußte ſie ſich dazu binden? ... Eilte es deshalb ſo?“ fragt er ſich, und in ſeinen tiefen Verdruß miſcht ſich helle Freude.

Inzwiſchen iſt es draußen licht geworden. In wahrhaft königlicher Herrlichkeit liegt die weiße Landſchaft unter der ſtrahlenden Winterſonne da, deren Glanz ſich in jedem Eiskörnchen, jedem Schneefederchen widerſpiegelt. Und in dieſem Meer von Licht erſchimmern am Himmel mattblaue und roſige Farben und finden auf der goldweißen Erde ein zartes kaum wahrnehmbares Gegenſpiel. Blauroſa erglänzt es vom Grunde der halbgefrorenen Trave, und blauroſa über dem lebenleuchtenden Schnee.

Hans Ebling bleibt ſtehn.

„Iſt der Winter nun nicht ein Farbenkünſtler, trotz allem Frühling!“ ruft er hingeriſſen, und vor ſeinen Augen ſchweben Madonnengeſichter von Botticelli und Engelsköpfe aus der Frührenaiſſance.

Edith blickt gradaus auf das Stadtbild, das ſich jenſeits der Trave erhebt. Die winkligen Dächer und Häuſer begrenzen die Straße am Ufer, die dann ſcharf abbiegt ins Innre der Stadt. Und darüber ſchillern grünlich die ſpitzen Kirchtürme, deren Schiefergrau das Alter gefärbt hat. Wunderbar maleriſch und traumverſunken liegt Lübeck da zwiſchen ſeinen zwei Waſſern, lang und ſchmal hingeſtreckt, wie verſchneit und vergeſſen.

„Und dort, — dort brandet das Meer!“ entfährt es ihr unwillkürlich.

Etwas Gewaltiges, mit unwiderſtehlicher Kraft Daherbrauſendes ſieht ſie in ihrer Phantaſie hinzu, — ſieht, wie es von fernher dies Stückchen Landſchaft und Tod und Winter umbrandet.

Und eben dies, was nicht da iſt, nicht ſichtbar gegenwärtig iſt, erſcheint ihr als das Schönſte am Bilde, — als das Notwendigſte und Ergreifendſte.

Schweigend gehn ſie weiter.

„Jetzt wollen wir das ‚Schifferhaus‘ ſuchen, es muß hier ganz in der Nähe ſein,“ ſagt Hans Ebling froh, und die Freude, die bisher nur ſeinen Verdruß ein klein wenig verſüßt hat, quillt plötzlich in ihm über: „Lübeck iſt eine wunder-, wunderliebe Stadt und ſteckt voll von Märchen und den allerſchönſten Menſchenkindern.“

„Wieſo?“

„... Weil wir in ihr ſpazieren gehn,“ erwidert er ſcherzhaft, „und weil heute alle Dinge von ihren Geheimniſſen zu mir reden.“

„Warum?“

„Fragezeichen! Wahrſcheinlich, weil die Sonne ſie

ihnen entlockt ... Aber im Ernſt, nichts in der Welt ſtimmt ſo zur Freude, wie die Dinge ringsum, die ‚lebloſen‘, wie man ſie nennt, die Formen und Farben, und was weiß ich. Nichts ſpricht ſo verſtändlich und thut ſo anſpruchslos wohl. Das iſt die ‚Dingfreude‘, die kennen Sie noch nicht recht. Wenigſtens nicht ſo ... Und vielleicht ſollen Sie ſie auch nicht ganz kennen lernen, denn das ſetzt möglicherweiſe bei ſolchen Naturen, wie Sie eine ſind, Schmerzen voraus: ein Stillwerden, ein Müdewerden, — etwas von Reſignation, — Enttäuſchungen in den lebendigen Beziehungen des Lebens.“

Sie ſchaut ihm aufmerkſam ins Geſicht. Er ſieht ſo gut und ernſt aus in dieſem Augenblick.

„Und Sie?“

„Ich?“ er nimmt den Hut ab und fährt ſich wieder nervös durchs Haar; „ich kenne keine beſſere Freude. Alles andre iſt gemein — daneben. Welch ein Glück und Wunder, daß die Dinge in ihrem unerſchöpflichen Reichtum immer bleiben, immer neu, immer rein, immer tröſtend und erheiternd, wie ſehr wir ſelber auch verarmen und verderben, — wie ſehr das Leben uns auch verarmt und verdirbt.“

Edith erwidert nichts. Sie fühlt etwas wie Beſchämung, daß er ſo voll iſt von dem, wovon ſie ſo wenig verſteht. Er iſt ein bedeutender Künſtler, aber was iſt ſie? Gewöhnlich betrachtet ſie ihn als etwas, was gewiſſermaßen ihr zugehört und ein wenig von ihren Launen abhängig iſt. In dieſem Augenblicke fühlt ſie, daß ſie ſeine Ueberlegenheit fürchtet und liebt.

Im berühmten „Schifferhauſe“ ſind ſie faſt die einzigen Gäſte. Der grob geſchnitzte und bunt bemalte

Matroſe am Eingang weiſt mit ſeiner einladenden Gebärde in einen leeren Raum; nur in der fernſten Ecke ſitzen bei einem Glaſe Grog zwei Lübecker Herren, die mit ihren ſpitzen Kinnbärten und ſteifen Geſichtern ſelber geſchnitzten Köpfen gleichen.

Edith und Hans Ebling ſetzen ſich in die Nähe des Fenſters, beſtellen die Speiſen und laſſen ihre Blicke durch den originellen Saal wandern, von deſſen niedriger Decke kleine Schiffe herabhängen. Edith iſt ſtill und in ſich verſunken, aber während des Eſſens löſen die behagliche Wärme und der gute Rheinwein ihr die Zunge. Die Stimmung ſchlägt um. Sie kommt ins Plaudern und wird gemütlich.

Hans Ebling ſpricht nicht viel mit, aber ſeine fein verſtehende, fein nachgehende Art lockt zum Erzählen, wie der Wein, den er einſchenkt. Und ihm iſt es grade hierum zu thun: iſt es ihm nun doch, als wanderten ſie zu zweien durch die Felder, wie ſo oft dort in Schwaben an lauen Sommerabenden, wo Edith die zitternden Aehren durch die Finger gleiten und ihn ſo zutraulich teilnehmen ließ an all ihrem Leben und Erleben. Und in ihren plaudernden Worten ſieht er ſo deutlich den ganzen Tageslauf dort wieder, dieſen ruhigen und geſunden Wechſel von praktiſchen und geiſtigen Intereſſen — und die ſchöne, friſche, gleichmütige Heiterkeit, die von Ediths Weſen ausgeht und allem, allem den Charakter gibt.

„Wiſſen Sie, was ein glückſeliges Menſchenlos iſt, Kind? Soll ich es Ihnen erzählen?“

Sie nickt und nippt vom Glaſe.

„So wie Sie vom Norden kommen, vom kräftigen

Norden der Holsteiner und vom verfeinerten, allzu verfeinerten Norden der Dänen, und in erster Jugend hineingesetzt werden in den gesegnetsten Fleck deutscher Erde und deutschen Südens, dort Wurzel fassen, bis sich alle Keime in sorgloser, unverkümmerter Entfaltung auswachsen . . ."

Sie nickt wieder und sagt:

„Das ist Klaus' Werk. Auf dem Lande ist nur gut sein mit so einem Klugen, Ernsten neben sich. Seitdem er kein rechter Landwirt mehr sein kann, ist er fast ein Gelehrter geworden. Ohne ihn wär ich verbauert. Ich habe Anlage dazu."

„Nein, zum Verbauern nicht. Aber wahr ist es, daß Sie sich alles Geistige nur in eigentümlich engem Zusammenhang mit dem Leben selbst zu assimilieren vermögen. Sie können sicher noch eine gelehrte Zoologin und Botanikerin werden, wenn Sie nämlich dabei Pflanzen und Tiere aufziehen, den Felddung kontrollieren und das Melken beaufsichtigen dürfen."

Sie lacht und macht ein zufriedenes Gesicht.

„Aber, etwas fehlt noch," setzt er fort.

Sie blickt überrascht auf. „Nun? — das wäre?"

„Das weiß ich noch nicht. Ich sage mir nur: All dies ist schön, weil reicher gesegneter Boden für schönstes Wachstum. Was wird er hervorbringen? Welche Blüten? Noch haben Sie nicht geblüht, Edith."

„Was für Blüten denn?" fragt sie unsicher und naiv. Sie ist fast ein wenig gekränkt, ohne recht zu wissen, ob sie das zu sein hat.

Hans Ebling sieht sie an und fühlt etwas wie wirkliche Rührung, während sie so dasitzt und darüber nach-

denkt, was er wohl meine, das an ihrem „glückſeligen Menſchenlos“ noch fehlen könne.

Sie beenden ihre Mahlzeit, das Geſpräch erlahmt. Hans Ebling will es ſcheinen, als ob ein Anflug von Schwermut über Edith liege. Aber vielleicht iſt es nur Müdigkeit. Die Nachtreiſe und der lange Schneegang machen ſich geltend. Sie hat hochrote Wangen und müde Augen und fängt an zu gähnen.

„Ihre großen Augen werden ganz klein,“ bemerkt er lachend, „ich fürchte, Sie müſſen ſchlafen.“

„Ach ja,“ gibt ſie kleinlaut zu, „wenn ich nur gleich hier einſchlafen dürfte.“

„Wir ſind gleich ſo weit,“ tröſtet er ſie und winkt einer vorüberfahrenden Droſchke, während der Kellner Edith den Mantel umhängt. Eine unbändige Luſt, Edith, ſo wie ſie da iſt, in die Arme zu nehmen und hineinzutragen, faßt ihn, — nur ſie ſo zu wiegen, in den Armen einzuwiegen, bis ſie ſchläft: weiter nichts.

Er ſitzt neben ihr in der Droſchke, ſiedend heiß, und betrachtet aus dem Fenſter den Fahrdamm mit den hohen Schneehaufen zu beiden Seiten.

In wenigen Minuten ſind ſie da, und Edith wird hinaufgeleitet.

„Nummer einundzwanzig? Nummer dreiundzwanzig?“ fragt der Kellner und ſchließt nacheinander zwei Thüren auf, zwiſchen denen ſich eine dritte Thür befindet.

Edith bleibt in Nummer einundzwanzig, wo ſie ihre Reiſedecke vorfindet. Sie wirft Hut und Mantel ab und ſieht ſich um. Das Bett ſteht, friſch gemacht, an der Seitenwand, der gegenüber eine Thür nach Nummer

zweiundzwanzig führt. Im Ofen praſſelt das Feuer, es riecht nach feuchter Wäſche und eingeſchloſſener Luft.

Da ſtößt jemand die Thür zum Nebenzimmer auf. Hans Ebling erſcheint auf der Schwelle.

„Sie ſchlafen doch nicht etwa ſchon im Stehn? Ich wollte Ihnen vorſchlagen, es hier zu thun.“

„Wo? ... Was iſt denn dort für ein Zimmer?“ fragt ſie erſtaunt.

„Es liegt zwiſchen unſern Schlafzimmern. Es iſt unſer Salon. Irgendwo müſſen wir doch bleiben können. Wir können doch nicht immerfort ſpazieren gehn.“

Edith ſieht in einen kleinen vorn rund ausgebauten Salon mit vielen Fenſtern ringsum. Den Boden deckt ein weicher dicker Teppich, eine bequeme Couchette ſteht quer vor dem Kamin, von großen brennenden Holzſcheiten beleuchtet.

Hans Ebling trägt die Reiſedecke und den Fußſack hinein und ſchließt die Verbindungsthür.

„Ich werde Sie jetzt nicht mehr ſtören. Gute Nacht. Wenn Sie nach menſchlicher Berechnung ausgeſchlafen haben, ſo klopf ich beſcheiden an.“

Damit nimmt er ihre Hand und küßt ſie, und geht geräuſchlos hinaus.

Edith ſtreckt ſich mit einem Gefühl höchſten Behagens auf der breiten, weichen Couchette aus. Sie iſt ſo müde, daß ſie kaum noch etwas wahrnimmt. Einmal kommt das Mädchen herein, um nach dem Kamin zu ſehen. Dann wird es ganz ſtill. Nur das Feuer kniſtert leiſe.

„Es ſind gewiß nur wenig Menſchen außer uns im Hotel,“ denkt ſie noch, und dann verwirren ſich ihre Gedanken.

Ob ſie geſchlummert hat, und wie lange, weiß ſie nicht. Ihr iſt, als ob alles ſich ſoeben erſt zugetragen habe, und ſie den Schlummer noch ſuche. Aber ſie hört ein leiſes Klopfen an der Thür. Iſt es wieder das Mädchen, das nach dem Feuer ſieht? War ſie nicht eben erſt hier?

Halb bewußtlos ſagt ſie: „Herein.“

Es iſt Hans Ebling.

„Nun, ſind Sie fertig? Ausgeſchlafen?“ fragt er und ſetzt ſich an das Fußende der Couchette.

Edith richtet ſich ein wenig auf.

Die Beleuchtung des Zimmers kommt ihr verändert vor. Iſt es doch ſchon ſo ſpät? Oder ſind die vielen Fenſter ringsum ſo dicht zugefroren, daß ſie das Tageslicht nur gedämpft hereinlaſſen? Das Zimmer erſcheint wie mit einer mattſchimmernden Kryſtallwand umgeben, durch die niemand hindurchblicken kann.

„Wie im Märchenpalaſt,“ denkt ſie träumend und hat Sehnſucht, ſo weiter zu ſchlummern, aber nicht ganz, ſondern mit offenen Augen und der ſüßen Müdigkeit in den Gliedern.

Im Kamin ſind die brennenden Holzſcheite zuſammengeſunken, und die Kohlen darunter glimmen rot.

Sie verſucht aufzuſtehn, und kann es nicht.

„Ich habe wohl in den ſchneenaſſen Stiefeln geſchlafen, in denen ich gegangen bin. Jetzt drücken ſie und thun mir weh, und ich habe kein andres Schuhzeug bei mir,“ murmelt ſie und legt ſich wieder zurück.

Hans Ebling taſtet vorſichtig an ihrem Stiefel und knöpft ihn auf.

„Sie brauchen keine andern Schuhe, wozu hätten

Sie denn meine Hände," erwidert er und zieht ihn aus. Der kleine warme Fuß im dunkeln Strumpf liegt wie erlöst in seiner Hand. Edith macht eine schwach widerstrebende Bewegung, aber er hält ihn fest, und mit ein paar raschen, leisen Griffen löst er auch den zweiten Stiefel.

„Stillhalten, — ganz stillliegen und stillhalten," sagt er und langt nach dem Fußsack und steckt Ediths Füße hinein, „sonst fallen die beiden Vögelchen aus ihrem warmen Nest."

„Danke!" entgegnet sie unwillkürlich, und dann, mit einem tiefen Atemzug:

„Es riecht nach Frühling."

Er steht auf, kommt zu ihr ans Kopfende und beugt sich über sie. In seinen Händen hält er eine Fülle von Rosen, — Rosen in allen Farben und in voller Blüte, — lose, ungebunden, auf hohen Stielen.

„O wie herrlich," ruft sie entzückt, „Sie müssen sie ins Wasser . . ."

Da rieselt es auf sie nieder, ein weicher, köstlicher Regen von Hunderten von duftenden Rosenblättern.

„Diese müssen sterben!" sagt Hans Ebling und zerpflückt die letzten. Einzelne Blättchen fallen in ihr kurzes Gelock, auf ihr Gesicht, er entfernt sie behutsam, und seine Hand berührt dabei ihr Haar und ihre Wangen mit einer ganz zarten Liebkosung, die kaum fühlbar wird, die sich kaum von der Berührung der Rosen unterscheidet. Edith schließt die Augen und atmet den feinen Duft ein, der um sie her aufsteigt. Sie sieht dabei so kindlich und zufrieden aus, daß Hans Ebling ein plötzliches, mächtiges Entzücken überkommt.

„Mein Kind, — mein liebes, liebes, — — du Liebe, Süße.“

Er ſpricht es nicht hörbar aus, er bewegt nur die Lippen und kniet neben ihr an der Couchette nieder, ohne daß ſie es ſieht.

Sie bleibt regungslos liegen.

Und er blickt ſie minutenlang ſchweigend an und denkt:

„Auch dies heißt genießen. Man muß lange lernen, um es zu können. Vor zehn Jahren hätt ich es nicht gekonnt. Aelter muß man dazu geworden ſein: ohne die drauflosſtürmende Ungeſchicklichkeit und Ungeduld der Jugend. Aelter? Oder nur verdorbener, wiſſender, kundiger, die Einzelheiten genießend, anſtatt im Ganzen unterzugehn ... Zum Beiſpiel ſo etwas, wie knieen und räſonnieren.“

Dabei wiederholt ſeine Hand die ſanfte Berührung von vorhin, die Edith unbefangen zuließ, und dann ſtreicht er ihr das Haar aus der Stirn, wie man einem Kinde thut.

„Dies kennt ſie: ſo macht Klaus es auch,“ denkt er und fühlt Ingrimm, „ich benehme mich ſcheinbar ganz väterlich — und *vermag* das *ſchon*. Und ſie fühlt dabei kindlich — und *vermag es noch*. So berühren ſich die Extreme und verführen einander.“

Seine Hand gleitet liebkoſend an ihren Wangen, ihrem Halſe hin, und er ſchiebt ſie ihr unter den Nacken. Weit davon entfernt, dadurch geweckt und aufgerüttelt zu werden, ſcheint Edith wieder in ihren frühern Halbſchlummer zu verſinken, woraus ſie kaum noch erwacht war. Sie ruht wie traumumfangen, und in das rein

körperliche Behagen, so mit gelösten Gliedern willenlos dazuliegen, mischt sich mehr und mehr ein fremdes, seltsames Wohlgefühl, das sie noch nie empfunden hat, von dem ihr aber ist, als habe sie danach verlangt, — schwach, traumhaft, wie der Rosenduft, der sie umhüllt.

Ohne daß Edith es weiß, gibt sie Hans Eblings Berührung nach und unbewußt, fast unmerklich, schmiegt sie sich hinein in seine liebkosenden Hände.

Er fühlt es deutlich, und ihn erfüllt Freude und Dankbarkeit, wie wenn unvermutet jemand ihm Blumen in den Schoß geworfen hätte. Jede noch so leise, noch so schwache Regung, die durch ihre Nerven zittert, nimmt er wahr und gibt ihr nach und geht ihr nach mit so wunderbar feiner Sicherheit, als ob seinen empfindlichen Künstlerhänden Geist und Bewußtsein innewohnte. Und bei aller Zartheit seiner Berührung ist es ihm, als sähe er mit allen seinen Sinnen Edith nackt vor sich, als sähe er vor seinen geschlossenen Augen den schlanken Umriß der biegsamen Schultern, die zu schmalen Hüften, die noch etwas Pagenhaftes haben, die zarte Rundung der Glieder, deren Grazie er aus jeder ihrer Bewegungen so genau kennt.

Wie ein Musiker, der auf den Saiten die Töne einer Melodie andeutend erklingen läßt, so wähnt er Musik um sich zu hören, leise präludierend, süß und beseelt, beseelt wie die Goldfarben, die über die Schneefelder hinliefen und den Schnee zum Leben erweckten.

Sein Gesicht verwandelt sich dabei und verschönt sich sonderbar; ein neuer Ausdruck liegt darauf, lauschend, aufmerksam, entrückt, — Künstlerandacht.

Die Zeit rückt vor, es wird dunkel. Die zugefrorenen Fensterscheiben glänzen weißlich durch die tiefer sinkende Dämmerung, und hier und da blitzt es in ihnen auf, ein funkelndes Lichtlein, wenn die Laternen auf der Straße angezündet werden. Alle Gegenstände im Zimmer sind in weiche Schatten gehüllt. Die Glut im Kamin ist erloschen; nur einzelne Funken spielen noch unter der Asche.

— — — — — — — — — — — —

Hans Ebling liegt am Boden und küßt Edith. Er küßt ihre Hände, ihre Schultern, ihr Haar, ihren Mund. Lang und innig küßt er einmal ihren Mund, ohne daß sie sich regt. Er weiß nicht, ob sie schläft, ob sie wacht, ob sie träumt. Er fühlt unter seinen Händen die ruhigen, gleichmäßigen Schläge ihres Herzens, und wie sanft der Atem ihre jugendliche Brust hebt.

Da ertönt schrill eine elektrische Klingel im Korridor.

Edith schlägt die Augen auf.

Sie erzittert an ihrem ganzen Körper, aber sie sagt kein Wort. Ihre Augen, groß geöffnet, schauen gradaus in das dämmernde Zimmer, über den Mann neben ihr hinweg. Alles in ihr ist wie im Bann eines tiefen Staunens, des Erstaunens, womit man manchmal im Traum erwacht, in einer ganz fremden, ganz unwahrscheinlichen Wirklichkeit. In diese Wirklichkeit ist nicht einmal ihre Phantasie ihr vorausgelaufen, noch auch haben ihre Ahnungen damit gespielt. Wohl hat auch sie früher dunkel geträumt von großer Liebe und von allmächtigen Leidenschaften, von einem geheimnisvollen Sturm und Wahnsinn, der bis zur Ekstase erhebt und bis zur Vernichtung zermalmt, weil das

ganze Leben in einem einzigen Menſchen aufgeht und untergeht.

Aber hier, in dieſer neuen Wirklichkeit, gibt es gar keinen ſo geliebten Menſchen, — ſie findet nur ſich ſelbſt. Es gibt keinen Sturm und Wahnſinn, der ſie ihm entgegenriſſe in höchſter Erregung aller Kräfte, — nur ein tiefes Ausruhen in einer ganz ſanften Wonne, wie tiefes Atemholen, wie ſtilles Trinken im Durſt.

Ihr iſt ſo ernſt zu Mute wie noch nie in ihrem Leben, aber ernſt ohne Schwere und voll Vertrauen. Vielleicht war es auch damals ſo, als ſie noch ein ganz kleines Kind war, das auf ſchwankenden Füßchen vom Vater zur Mutter ging, und mit dem erſtaunten, ungemeſſenen Ernſt der Kinder ihre allererſten Entdeckungen in einer Welt machte, die noch mit fremden, märchenhaften Stimmen zu ihr redete.

Hans Ebling hält ſie mit beiden Armen umfaßt, ſein Geſicht an dem ihren.

„Wer biſt du?“ flüſtert er verhalten, „... wovon träumſt du? warum verſteh ich dich nicht? warum kennſt du die Sehnſucht nicht? — — Ich habe ſie nicht wach geküßt. — Sie ſchläft. — — Kannſt du lieben? — Wen? — — Nie? — — Doch, ſie wird kommen. — Eine Sehnſucht wird über dich kommen, die reine, gewaltige, — und ihm wirſt du zu Füßen ſtürzen, der ſie weckt. — — Ahnſt du ſie nicht? — — Die Sehnſucht — nach dem Kinde.“

Sie öffnet die Lippen ein wenig, ein Beben läuft durch ihre Glieder, und plötzlich füllen ſich ihre Augen mit großen warmen Thränen.

Hans Ebling ſtößt einen kurzen Laut aus. Er trinkt

die Thräne, die an ihrer Wange hinabgleitet, und bedeckt ihr Geſicht mit wilden beſinnungsloſen Küſſen. Vergeſſen iſt alles, was er ſich vorgenommen hat, über den Haufen geworfen iſt das weiſe Maß und die taſtende Vorſicht des Erfahrenen, Genußmüden; heiß und rückhaltlos bricht die Leidenſchaft durch, — ihn ſelbſt und alle ſeine Gedanken mit ſich fortreißend wie der Wind die Spreu. Er fleht, raſt, bebt, bittet, und außer ſich hebt er ſie in ſeinen Armen empor und drückt ſie an ſich.

Edith hat ſich in ſeinen Armen langſam aufgerichtet. Ohne ein Wort, ohne ein Zeichen des Erſchreckens. Aber wie ein Blitz plötzlicher Ernüchterung geht jähes Erwachen und Verſtehn durch ihre Augen.

Es iſt faſt ganz dunkel, ſie vermögen kaum einander zu erkennen. Und doch, ebenſo ſchnell, ebenſo blitzartig begreift er ſie, fühlt, daß ſie für ihn verloren iſt, — daß ſie erkaltet, — wach, — fremd, — in einem einzigen Augenblicke tauſende von Meilen weit fort von ihm iſt, als hätte ſie geſagt: „Ach, biſt du da? Ich glaubte mich allein. Warum ſchreckſt du mich auf?“

Noch hält er ſie feſt, aber nur am Gewand, und mit erlahmenden Händen.

„Edith! Mein Kind! Mein Geliebtes! Geliebte! Mein alles!“

Sie iſt aufgeſtanden, ſodaß die welken Roſenblätter an ihr niedergleiten. Langſam geht ſie auf ihren Strümpfen über den Teppich an das Eckfenſter und bleibt dort ſtehn.

Sie ſchellt nicht, ſie verlangt kein Licht.

Sie ſteht nur da und haucht zerſtreut auf die Scheibe,

bis ein kleiner kreisrunder Ausguck darauf entſteht, durch den die Außenwelt zu ihr hereinſchaut.

Draußen, auf der erleuchteten Straße, fährt mit klingelnden Schellen ein Schlitten vorüber.

Es klingt ſo hell und fröhlich und unſchuldig ins Zimmer hinein, und von irgendwoher fallen ihr mit zwingender Deutlichkeit die Stuttgarter Straßenkinder mit ihren Schlittchen ein, ſo daß ſie lächeln muß . . .

Eine Viertelſtunde ſpäter beſtellt Edith Thee und eine Lampe. Als der Kellner mit der Lampe und einem gefüllten Servierbrett erſcheint, iſt ſie allein in der Stube. Sie ſitzt am Kamin, die Schuhe gegen den Roſt geſtemmt, und lieſt im Kursbuch. Erſt als das Abendbrot bereit ſteht, kommt Hans Ebling herein und ſetzt ſich an den Tiſch.

Edith erhebt ſich, ſchenkt beide Taſſen voll und benimmt ſich ganz als Hausfrau, ganz wie ſonſt am Theetiſch in Göppingen. Genau ſo, wie ſie jetzt da ſteht, in ihrem dunkelblauen Reiſeanzug, mit den immer friſchen Geſichtsfarben, meint Hans Ebling ſie ſo manches Mal geſehen zu haben, als das Frauenrätſel, das ihn reizte und quälte und entzückte.

Bis auf den ernſtern, nach innen gekehrten Ausdruck ihrer Augen iſt nichts an ihr verändert, nicht einmal ihre Freundlichkeit gegen ihn. Aber es iſt eine zerſtreute Freundlichkeit, wie wenn ſie dabei an etwas ganz andres dächte. Er ſieht, ſie iſt aufs tiefſte mit etwas beſchäftigt, — mit ſich ſelbſt beſchäftigt, nicht mit ihm. Ohne daß ſie es weiß, reizt und quält ihr eignes Rätſel ſie heute, und darüber vergißt ſie faſt ganz, daß auch er da iſt und weſentlich daran mitbeteiligt iſt.

Gewiß nur deshalb kann er keine Spur von Erregung oder Zorn oder Verlegenheit an ihr bemerken, weil er ihr entſchwunden und nur ihr eignes Erleben ihr groß und fremd gegenwärtig iſt.

Hans Ebling iſt nicht imſtande zu eſſen; er ſchiebt ſeine Taſſe zurück, ſteht auf und geht im Hintergrunde des Zimmers, fern vom Lichtkreis der Lampe, auf und ab.

Er weiß recht gut: es iſt nur die gekränkte Eitelkeit in ihm, und ſie wird vorübergehn, aber er kann nicht Herr werden über ſich ſelbſt, — es bewegt und erſchüttert ihn, es plötzlich ſo deutlich zu wiſſen, ſo mit Händen zu greifen, wie wenig er ihr iſt.

Bis dahin war es zwar nicht anders, aber die Ungewißheit erlaubt den Gedanken das Spiel mit unbegrenzten Möglichkeiten. Und bei einem ſolchen Spiel der Gedanken genoß er ihre zutrauliche Unbefangenheit. Jetzt hat er die Grenze gefühlt.

Im ſtillen nennt er ſie unweiblich, egoiſtiſch, kalt und im höchſten Grade grauſam, weil ſie ſo in ſich verſunken daſitzt. Und es bereitet ihm Pein, nicht in ſie hineinſehen zu können, nicht zu wiſſen, was in ihr vorgeht. Dies hier erlebt ſie ganz allein. Hätte er ſie zur Liebe emporgeriſſen, ſo würde ſich ihm auch ihr Weſen erſchließen. Statt deſſen iſt er jetzt ſogar bis an die Grenze des Zutrauens gelangt.

Als es Zeit iſt, nach dem Bahnhof zu fahren, nimmt Edith ihre Sachen zuſammen, klingelt dem Kellner, beſtellt eine Droſchke und macht ſich reiſefertig. Unwillkürlich blickt ſie verwundert auf, als auch Hans Ebling nach ſeinem Mantel greift.

„Worüber wundern Sie ſich? daß ich noch auf der Welt bin? Ich ſtellte mich nur in den Schatten, aber ich war immer da. — — Ich werde Sie doch auf den Bahnhof begleiten dürfen.“

Sie fahren den kurzen Weg im dichten Schneegeſtöber, das wieder begonnen hat. Als ſie anlangen, hält der Zug ſchon, aber man darf noch nicht einſteigen.

Edith ſteht am äußerſten Rande des Bahnſteiges und ſieht gedankenlos zu, wie der Maſchiniſt am letzten Waggon einen Hahn über dem Rade aufdreht. Ziſchend ſchießt ein Strahl ſiedenden Waſſers heraus und ergießt ſich neben das Geleiſe, wo er zu gefrieren anfängt, während der eigne Dampf ihn noch umhüllt.

Die Minuten ſchleichen ebenſo langſam wie am Morgen, als ſie auf demſelben Bahnhof auf Klaus' Abfahrt warteten.

Der Vergleich muß ihnen beiden einfallen.

Endlich iſt es Zeit.

Edith ſteigt in das Coupé, deſſen Thür Hans Ebling für ſie offen hält. Er ſpringt ihr nach und ſchlägt die Thür zu.

Einen Augenblick ſtehn ſie einander ſchweigend gegenüber, unter dem kleinen Licht der Deckenlampe.

„Sie fahren alſo mit,“ ſagt ſie nur.

„Ja. Ich muß. Ich werde Sie nicht ſtören. Ich kann nur ſo nicht von Ihnen fort, Edith.“

Sie antwortet nicht, ſetzt ſich in eine Fenſterecke und zieht die Uhr. Es ſind Fünfviertelſtunden bis Kiel. Dort muß ſie nach Hadersleben in den Hamburger Schnellzug umſteigen.

Hans Ebling ſtört ſie wirklich nicht. Er ſitzt auf derſelben Seite des leeren Coupés in der andern Fenſterecke, und blickt hinaus. Er hadert mit ſich ſelbſt und findet ſich obendrein dumm und lächerlich. Jetzt freilich denkt ſie nicht an ihn, aber wenn es ſpäter wieder geſchieht, ſo wird immer eine unangenehme Erinnerung damit verknüpft ſein. Dann wird ihr immer einfallen, daß der heutige Abend nicht ſein durfte. Und er durfte es auch nicht, da Hans Ebling nicht imſtande geweſen war, ihn durchzuführen. Er war aus der Rolle gefallen und hatte die Maske verloren. Er war dumm und verliebt geweſen, — zu verliebt. Der unverfälſchte Menſch hatte plötzlich den vorſichtigen, genießenden Verführer in die Flucht geſchlagen.

„Und das wird ſie nun zeitlebens für meine ‚Schlechtigkeit' halten," denkt er erbittert, „. . . daß ich dich zu lieb hatte, um mit Beſonnenheit ſchlecht zu ſein, . . . Herr Gott, ich lieb dich ja, . . . ich lieb dich ja!"

Edith thut es leid, daß er ſo ſtumm daſitzt. Seine Worte von vorhin haben ſie gerührt. So ernſt ihr auch im Herzen iſt, ſo fern iſt ſie von jeder Mißſtimmung gegen ihn. Denn durch all ihren Ernſt und ihre Verſunkenheit hindurch fühlt ſie ſich voll Friſche, Geſundheit und innern Wohlſeins, ohne zu begreifen, warum. So wie es nach tiefem Schlaf oder während einer Geneſung den Nerven wohl zu ſein pflegt. Sie fühlt ſich herzlich geſtimmt und dankbar und weiß nicht wem, noch auch wofür.

Als der Zug in Kiel einfährt, wendet ſie Hans Ebling den Kopf zu und ſagt:

„Ich muß hier umſteigen und möchte in ein Damen-coupé.“

„Das heißt, meine Begleitung iſt Ihnen läſtig. Hab ich Sie wirklich geſtört?“

„Nein. Aber ich bitte Sie darum.“

„Wie Sie befehlen.“

Er langt nach ihrem Gepäck und ſteht auf, um die Thür aufzuſtoßen.

Da iſt ſie plötzlich bei ihm, hebt beide Arme und legt ſie ihm um den Hals.

„Adieu!“ ſagt ſie leiſe.

Und innig, ohne Aufregung oder irgend ein Zeichen weiblicher Liebe, aber mit der offenen Herzlichkeit eines dankbaren Kindes, küßt ſie ihn auf den Mund.

Noch fühlt der Ueberraſchte ihre warmen friſchen Lippen auf den ſeinen, als die Thür ſchon von draußen aufgeriſſen wird, ſie beide auf dem Bahnſteig ſtehn, der andre Zug vorfährt, die Thüren auf- und zuſchlagen, und fremde Menſchen ſie umdrängen und trennen.

Edith ſieht ſich im Coupé um. Sonſt iſt niemand eingeſtiegen, ſie wird allein bleiben. Sie ſtreckt die Arme empor und atmet tief auf. Das hat ihr vorhin ſehnſüchtig vorgeſchwebt: eine einſame ſtille Nachtfahrt, ganz ſtill, und ſie mit ſich ſelbſt ganz allein. Da will ſie ins klare kommen über alles, — ja, und mit ſich ſelbſt ins Gericht gehn will ſie auch.

Sie iſt ſo gewohnt, jegliches ſchnell und ſelbſtändig anzugreifen, daß ſie ſich dieſe beiden Dinge einfach vornimmt, als jetzt zu erledigende.

Hans Ebling ſteht noch vor dem Waggon und blickt, von den widerſtreitendſten Empfindungen erfüllt,

zu dem Fenſter auf, hinter dem Edith ihm entſchwunden iſt.

Da läßt ſie das Fenſter herunter. Grad in dem Augenblick, wo die Signalpfeife ertönt. Tolles Verlangen ergreift ihn, nur noch einen Augenblick lang ihr Geſicht ihn anſchauen und grüßen zu ſehen.

Aber ſie ſieht nicht heraus. Nur eine ſchmale Hand in grauem Wildlederhandſchuh ſchiebt ſich über den Fenſterrand, und während der Zug die Bahnhofshalle verläßt, flattert ein blauer Reiſeſchleier Hans Ebling entgegen.

Der Luftzug entreißt ihn der Hand, die ihn hält. Er fliegt auf, ſenkt ſich wieder und bleibt am blanken Thürgriff des Coupés hängen.

Wie ein blaues Wölkchen ſchwebt er dort grüßend im Winde.

Hans Ebling läuft einige Schritte nebenher, dann ſchwingt er ſich mit einem Sprung, der ihm in der Zeit ſeiner verwegenſten Turnkünſte Ehre eingetragen haben würde, und ihm das Genick hätte koſten können, auf das Trittbrett, das er nur mit einem Fuß eine Sekunde lang berührt, und reißt den Schleier an ſich.

Auf dem Bahnſteig haben ſich die Menſchen ſchon verlaufen, der mitfahrende Schaffner aber ruft ihm empört eine Flut von Drohungen zu.

Den Schleier in der Hand zuſammengeballt, lenkt Hans Ebling langſam ſeine Schritte nach dem Bahnhofsgebäude.

„Wann geht der nächſte Zug nach Lübeck?“ fragt er einen Beamten, dem er begegnet.

„Fünf Uhr früh,“ lautet die Antwort.

Alſo in den Warteſaal bis fünf Uhr früh. In die Stadt hineingehn will er nicht — allein.

In der Bahnhofsreſtauration, in genau einer ſolchen, wie ſie noch heute morgen ſeine Ungeduld weckte, ſitzt er geduldig vor einem Glaſe abgeſtandenen Bieres und fröſtelt.

Die gekränkte, ärgerliche Stimmung iſt verflogen, ſeine Gedanken hängen voll wachen, warmen Intereſſes an Edith, folgen ihr auf ihrer Nachtfahrt, laufen noch einmal, Stunde um Stunde, den Tag zurück, der zwiſchen Morgen und Abend liegt. Was iſt an dieſem Tage in der Tiefe ihrer Seele geſchehen? Er weiß es nicht. Was wird, durch dieſen einzigen Tag vielleicht, irgendwann einmal noch in ihrem Leben geſchehen? Küßte ſie ihn, weil ſie ihn liebte? Nein. Küßt man ſo für eine Liebkoſung, die kalt gelaſſen hat? Nein. Was er auch denken mag, was er auch ſorgen, hoffen, fürchten mag, es ſind leere Phantaſieen. Den Schleier hat er nicht von ihrem Weſen gehoben.

Aber während Bild auf Bild in ſeinem Künſtlerkopf aufſteigt, wird er nicht müde, mit berauſchter Phantaſie dem alten, ewigjungen Rätſel nachzugehn, an das er die Jahre ſeiner Jugend gewandt hat, und das ihn noch einmal gefangen nimmt.

— — — — — — — — — — — —

Inzwiſchen liegt Edith lang ausgeſtreckt auf dem Polſter ihres Coupés. Auf der nächſten Station ſteigt noch eine Dame ein, aber es ſtört ſie nicht, und ſie merkt es nicht. Alle Vorſätze, die ſie für dieſe Nacht gefaßt hatte, alle tiefen Gedanken, die ſie ergründen wollte, ſind

ihr vergangen, und auch, daß ſie mit ſich ins Gericht gehn wollte, hat ſie ganz vergeſſen.

Den Fellfußſack als Kiſſen unter den Kopf geſchoben, ſchläft ſie ſüß und feſt und träumt von einer breiten, blitzend weißen Schneefläche, worauf ein Schlittchen mit hell klingenden Schellen hinabgleitet, — — — hinab —

Abteilung: „Innere Männer.“

„Sieh her, Otto, eine offizielle Danksagung der Mitglieder der Familie von Brinken: ‚Für die allgemeine Anteilnahme beim Tod und Begräbnis unsrer unvergeßlichen Schwester und Nichte Christiane von Brinken, Krankenschwester am St. Michaelshause‘.“

Doktor Otto Griepenkerl steht am Fenster seines Arbeitszimmers und blickt schweigend hinaus, wo ein feiner kalter Novemberregen vom Ostwind gegen die Scheiben getrieben wird. Im Hintergrunde, hell umstrahlt vom Schein der grünen Studierlampe, sitzt seine Frau am Tisch über die Abendzeitung gebeugt.

„Christiane?“ wiederholt er nach einer Weile zerstreut, wie erstaunt, und seine Gedanken verbessern unwillkürlich: „Christel!“

„Die Teilnahme war auch wirklich allgemein,“ bemerkt seine Frau; „es sterben doch immer die unrechten Leute, Otto. Das könnt auch ihr Aerzte nicht ändern. Und sie war so gesund, Schwester Christa. Man sah noch kein weißes Haar auf ihrem Scheitel. Aber vielleicht nur, weil sie blond war. Meinst du nicht auch? In meinem Haar zum Beispiel, da verrät es sich eher.“

Doktor Griepenkerl antwortet nicht. Er blickt noch immer auf das Straßenbild dicht unter ihm, auf das Treiben der Hauptstadt, das Drängen und Fahren, und

auf die Menschen, die mit hochgehaltenen Schirmen vorwärts hasten.

„Wie gemütlich es hier aussehen muß: von der Straße aus gesehen," denkt er zusammenhanglos, — „das behagliche Zimmer im Erdgeschoß, im grünlichen Lampenschein." Und er denkt weiter: „Christel hatte kein Heim."

„Von so einer Lungenentzündung wird ja gar mancher schnell fortgerafft," erwidert er seiner Frau.

Sie legt die Zeitung zusammen und faltet darüber ihre beringten vollen Hände.

„Der Prediger sagte sehr schön: ‚Das war eine Seele, die durfte in Frieden den Tod erwarten, wann er sie auch immer abrufen mochte, denn ihr ganzes Leben, von zarter Jugend an, stand im Dienste christlicher Liebe und Selbstaufopferung; — folgen wir ihr nach.' — Ja, ich verehrte sie auch sehr. Aber nachfolgen, — — nicht jeder kann doch so leben. Für so viele Menschen, und für die Kranken und Leidenden, mein ich. Man kann doch nicht mehr als seine Pflicht thun. Nicht wahr, Otto?"

„Nein, natürlich nicht," versetzt er etwas ungeduldig. Sie ist eine so tadellose Gattin und Mutter, seine Frau, — sie hat schon ein Recht, an dieser Stelle ein kleines Kompliment zu hören. Aber ihn verdrießt ihre Art, er ist nicht in der Stimmung zu loben.

„Ich will dich lieber nicht länger stören. Du hast gewiß noch viel zu thun. Morgen fällt dein Kolleg wieder sehr früh. Ich will nun zusehen, wie Ernst und Martha mit ihren Schularbeiten fertig werden."

Er nickt nur, ohne sich umzudrehen, während sie hinausgeht. Aber von der Thür aus sieht sie noch ein-

mal freundlich zurück auf die ſtattliche Geſtalt ihres Mannes mit dem leichten Anſatz zur Fülle, und auf ſein kluges, behäbiges Geſicht. Vielleicht iſt er in dieſem Augenblick nicht bei Laune, — aber alles in allem macht ſeine äußere Erſcheinung den Eindruck unzerſtörbarer Zufriedenheit.

Ihm ſelbſt kommt mitten in ſeiner Verdroſſenheit mit Ueberzeugung der Gedanke: nicht nur von draußen mag es hier traulich ausſehen, — es iſt in Wahrheit voll Frieden und Glück. Eine muſterhafte Frau, wohlgeratene Kinder, ſichere Carriere, Achtung und Anſehen, und ein nettes Vermögen. Alle irdiſchen Güter dieſer Sorte weiß Doktor Griepenkerl zudem ſehr wohl nach ihrem Wert zu ſchätzen. Nur heute, an dem naßkalten Novemberabend, kriecht die Melancholie durch jede Thürritze. Ganz hinten, auf dem Grunde ſeiner Seele, ganz tief und dumpf, da fühlt er auch heute noch ein unangetaſtetes Behagen. Aber er hat keine Luſt, es ſich einzugeſtehn, keine Luſt, zu loben, weder ſeine Frau noch ſein Leben.

Er wendet ſich vom Fenſter ab, geht an ſeinen Schreibtiſch und kramt eine Weile darin herum. Er muß die Lampe zu Hilfe nehmen, um zu finden, was er ſucht. Endlich fällt es aus einem vergilbten Briefumſchlag heraus: eine kleine Photographie, etwas verblaßt, ein ganz junges Mädchen in der Tracht der barmherzigen Schweſtern vom Sankt-Michaelshauſe. Eine weiße Schürze über dem klein gemuſterten, eng anliegenden Leinenkleide, ein weißes Häubchen auf dem dichten Blondhaar. Darunter ein ſehr liebes Geſicht, aus dem nußbraune Schelmenaugen keck herausſchauen. Ihm fallen gleich Verſe

ein, ſobald er dieſe Augen wiederſieht. Keine ſelbſtgedichteten freilich, — denn Doktor Griepenkerl gehört durchaus zu den ſeltenen Menſchen, die ſich niemals haben hinreißen laſſen, Verſe zu machen. Er hält ſich für ſeinen Bedarf an anerkannte Muſter und am liebſten gleich an die Klaſſiker, um ſicher zu gehn.

Aber dieſe Verſe, wie ſind ſie ihm vertraut geworden, als wäre er ſelbſt ihr Dichter, — vertraut bis zu der kleinen Abänderung, die er an ihnen vornehmen mußte, damit ſie genau paßten:

Hab' oft einen dumpfen, düſtern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut!
Wenn ich bei meiner Chriſtel bin,
Iſt alles wieder gut.
Ich ſeh' ſie dort, ich ſeh' ſie hier
Und weiß nicht auf der Welt,
Und wie und wo und wann ſie mir,
Warum ſie mir gefällt.

Das dunkle Schelmenaug' dadrein,
Die dunkle Braue drauf,
Seh' ich ein einzig Mal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Iſt eine, die ſo lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es iſt noch etwas rund,
Da ſieht kein Aug' ſich ſatt! u. ſ. w.

In den übrigen Verſen des in eine unbekannte Chriſtiane R. verliebten Goethe iſt ein Ton, der zu dem Bilde des Fräuleins von Brinken nicht recht hätte ſtimmen ſollen. Grade durch ihre vornehme Erziehung, grade dadurch, daß ſie in allen Vorzügen und Vorurteilen des Adels groß geworden war, erſchien ſie ja dem Kleinbürgerſohn,

dem Studenten aus einfachem Hauſe, ſo überaus anziehend. Und doch hatte, wenn er recht nachdenkt, trotzdem eine friſche, faſt derbe Urwüchſigkeit in ihr gelegen. Keine Spur von Gemeſſenem oder Geziertem. Die edle Haltung ſaß ihr ebenſo natürlich, wie der ärgſte Schelm, und aus allem blitzte die überſprudelnde Lebensluſt. Dieſer Einklang von Form und Friſche, von Feinheit und Derbheit bezauberte ihn ganz. Trug er doch ſelbſt zwei Seelen in ſeiner Bruſt, von denen die wohlbekannte eine ſich in ſinnlicher Lebensluſt mit klammernden Organen an die Erde hielt, während die andre großes Vergnügen an den Gefilden hoher Ahnen fand, von denen Chriſtel abſtammte, — und überhaupt eine ſtarke Neigung zu allem beſaß, was aufwärts führt in der Welt und Geſellſchaft und dort Geltung und Anſehen gibt.

Gleich am erſten Tage, wo er Chriſtiane in ihrem elterlichen Hauſe kennen lernte, erſchien ſie ihm wunderſchön. Und wieder erinnerte ſie ihn an ein Goethiſches Bild, obgleich der Vergleichungspunkte wirklich nur wenige waren: Lotte im Geſellſchaftsanzuge Brot ſchneidend, — es fehlte aber ganz die Hauptſache, der Kreis kleinerer Geſchwiſter, — ſie ſtand nur da und beaufſichtigte das Tafeldecken, einen Stoß Damaſtſervietten auf dem runden Arm, der aus einem ſeidenen Spitzenärmel hervorſah. In der andern Hand hielt ſie eine Brotrinde, in die ſie ſelber tapfer hineinbiß.

Unter den Gäſten, die bei ihren Eltern verkehrten, war Doktor Griepenkerl der beſcheidenſten einer, und wie ernſt ſeine Abſichten auch alsbald wurden, einſtweilen durfte er das Chriſtel nur von fern und in aller Zurückhaltung verehren. Das that er denn auch mit der größten

Ehrfurcht und Befliſſenheit längere Zeit hindurch. Aber es war ganz ſeltſam: mochte er ſich dem Chriſtel in noch ſo ehrerbietiger und formvoller Haltung nähern, — immer kam dies zwiſchen den beiden wie eine Komödie heraus, die ſie der andern wegen miteinander aufführten. Ihm ſelbſt klebten die verſchiedenen geſellſchaftlichen Formen, an die er nicht lange genug gewöhnt war, noch ſo loſe an, daß er manchmal Angſt hatte, ſie könnten ſich plötzlich einmal, unter der Einwirkung irgend einer Hitze, wieder von ihm loslöſen, und ſo hielt er ſie auch in dieſem Fall mit einer gewiſſen übertriebenen Würde ſehr feſt. Doch auch durch die korrekteſte und gemeſſenſte Unterhaltung, die er mit Chriſtiane von Brinken führte, klangen für ihn die keckſten Worte und Anſpielungen hindurch, und genoß er den Reiz einer zweideutigen Situation.

Aber ſeine zukünftige Gemahlin, als die er ſie ſich unausgeſetzt dachte, durfte von ſolchen gottloſen Regungen nichts ahnen noch verſtehn. Das war ja eben ſo eigentümlich reizvoll: ſie ſich gewiſſermaßen vorwegzunehmen, als das Chriſtel ſeiner leichtſinnigen Träume, als das Mädel, das er drückte und küßte, — und ſie zugleich zu wiſſen als das vornehme Fräulein von Brinken, das ſie vor aller Welt und vor ihm ſelber war. Und auch vor ihm ſein ſollte! Er wollte es gar nicht anders!

Er konnte noch jetzt mit großer Selbſtzufriedenheit an ſein Betragen in jener Zeit zurückdenken, und er fühlte damals recht wohl, wie er immer lieber im Hauſe geſehen wurde. Einem andern jungen Mann, der mit ihm dort aus und ein ging, Hans Ebling, einem ſehr talent-

vollen, angeſehenen Künſtler, hatte er vollends den Rang abgelaufen. Hans Ebling machte Chriſtels älterer Schweſter Liſelotte ſtark den Hof, aber Heiratsabſichten hatte der nicht. Und immer wenn er ſich verliebte, — und das that er oft, — machte er ſich irgendwie unmöglich. Er kompromittierte die Gegenſtände ſeiner Liebe rechts und links. Doktor Griepenkerl hätte um die Welt ſein Chriſtel nicht kompromittiert. „Anſehen, nicht anfaſſen!“ lautete ſein Wahlſpruch in dieſer Beziehung.

Zum Anfaſſen ſind ja andre Frauen in die Welt geſetzt, mit denen man ſich ſchlecht und recht durchſchlägt, bis man in die ſolide Futterkammer der Ehe gerät. — — Hans Ebling freilich gab das nun wieder nicht zu, — er behauptete, das ſeien grade die einzigen Frauen, die dafür nicht in Betracht kommen ſollten, — aber der warf auch immer mit Paradoxen um ſich.

Nachdem Hans Ebling faſt ganz aus dem Brinkenſchen Hauſe verſchwunden war, weil die Eltern ihn ungern ſahen, tauchte er unvermutet wieder auf, als beide kurz nacheinander ſtarben und die Töchter ziemlich mittellos zurückließen. Liſelotte, ſeine Flamme, die bereits zwei Bewerber um ihre Hand ausgeſchlagen hatte, einen Aſſeſſor und einen Offizier, entſchloß ſich, das Oberlehrerinnenexamen zu machen und ſich dem Lehrfach zu widmen. Chriſtel hingegen wurde durch Beſchluß der verſammelten Mitglieder der Familie von Brinken zur Krankenpflege abkommandiert. Beſondre eigne Neigungen oder Wünſche ſchien ſie nicht zu hegen, auch war ſie daran gewöhnt, ſich dem Rat und Willen der Ihrigen zu fügen. Man wählte das Sankt Michaelshaus, — das „Volkshoſpital“, wie es auch hieß —, weil es keinen ausgeſprochen kirch-

lichen Charakter hatte, was Christel widerstanden haben würde, und ein wenig auch, weil Doktor Griepenkerl es befürwortete, der dort kurz vorher als Assistenzarzt angestellt worden war. — —

Doktor Griepenkerl hebt noch einmal die kleine verblaßte Photographie gegen das Licht der Lampe. Neben dem reizenden Kopf in der Umrahmung des weißen Häubchens nimmt sich die Hand, die das Bild festhält, unangenehm sinnlich-plump aus, — die sorgsam gepflegte Hand des Arztes mit ihren etwas zu kurz geratenen Fingern.

Er wirft die Photographie in das Schreibtischfach zurück und fängt an, im Zimmer auf und ab zu gehn. Lange, lange hat ihn diese alte Erinnerung nicht heimgesucht, — der Tod erst mußte kommen, daran zu rütteln. Aber einen Grund sie zu scheuen, hatte er wahrlich nicht. Nur an Besseres und Notwendigeres zu denken in seinem strebsamen Leben, als an alte Liebesgeschichten.

Das arme Christel hatte im Spital die erste Zeit sehr gelitten. Sie vermochte sich nur schwer und langsam in ihre Aschenbrödelstellung hineinzugewöhnen. Zwei ganze Wochen freute sie sich immer auf ihren freien Nachmittag, den sie bei Liselotte zu verbringen pflegte, — alle vierzehn Tage einmal. Doktor Griepenkerl war es sehr angenehm, daß sie auf diese Weise von allem Verkehr, den er nicht kannte, abgeschnitten wurde, daß die Vergnügungen und Bälle aufhörten, bei denen er immer fürchten mußte, sie bliebe irgend einem andern im Arm hängen, — und daß ihr jetziges hartes Leben sie hinlänglich genügsam machte, um einst das Leben an seiner Seite als üppig genug zu empfinden. An den freien Nachmittagen ging auch er zu Liselotte hinüber, die ihre

Wohnung nahe am Frauenlyceum hatte, an dem sie damals studierte, und bei der man häufig Hans Ebling antraf. Die enge Mietsstube mit dem schmalen Bettalkoven, womit sie sich behelfen mußte, stattete sie sich mit Urväter Hausrat so schön und vornehm aus, daß Christel wähnen konnte, sie sei wieder daheim. Dann kauerte Christel zufrieden in dem alten hochlehnigen Sessel, dessen geschnitzter Rücken das Familienwappen der Brinkens trug, streckte die müden Füßchen auf den bequemen Großmutterschemel mit altmodischer Perlenstickerei und naschte von den verzuckerten Früchten, die Liselotte immer für sie bereit hielt. Auf Stunden vergaß sie dann mit ihrem leichten Sinn ganz, daß sie da, in der Mietsstube, unter Fremden, so verlassen saßen wie auf einer kleinen Insel im Weltmeer. Liselotte vergaß es nie, aber zwischen ihren Familienmöbeln und Ahnenbildern schaute sie drein wie eine Schloßfrau.

Eines Tages, als die beiden jungen Männer von den Schwestern nach Hause gingen, bemerkte Hans Ebling:

„Sie sind eigentlich ein schauderhafter Philister, Doktor. Haben dies reizende Ding, die Christel, gern, stopfen sich voll mit Heiratsprojekten und allerehrbarsten Absichten und sehen dabei ruhig zu, wie sie sich quält und abmüht, ihre Frische, ihre Munterkeit verliert, ohne daß es Sie jammert. Wenn Sie dann endlich so weit sind, daß Sie sie als ihr regelrecht Verlobter einmal abzuküssen wagen, dann wird sie längst nicht mehr das alte Christel mit den lachenden roten Lippen sein."

„Davon verstehen Sie wirklich nichts," hatte Doktor Griepenkerl ungehalten erwidert; „was ich an ihr liebe, bringt eine solche Probezeit nicht um. Ihnen freilich ist

ſie nur ein hübſches Bild. Mir muß ſie ſich als mehr erweiſen: als das weibliche Ideal, das jeder von uns ſich ſo oder ſo bildet, wenn er nicht ſchon ſo abgebrüht iſt wie Sie.“

Hans Ebling lachte.

„Und darauf bilden Sie ſich wohl noch etwas ein? Unſre eignen Schwächen und Fehler ſpielen nicht zum wenigſten mit bei der Bildung unſrer ſogenannten Ideale, mein Lieber. Beſonders unſrer Frauenideale. Es wäre intereſſant, dies in Ihrem ſpeziellen Fall ein wenig zu detaillieren. — Uebrigens iſt es ziemlich unangenehm für die Betreffenden, ‚idealiſiert zu werden‘, wie ich ſehe. — Wer die Frauen weniger hoch taxiert, iſt barmherziger gegen ſie.“

So ſprach Hans Ebling damals in aller Harmloſigkeit. Aber die Ereigniſſe ſorgten dafür, daß dieſe Unterredung Doktor Griepenkerl im Gedächtnis blieb. Er konnte es in der Folge gar nicht vergeſſen und verwinden, daß er mit ſolcher Verehrung vom Chriſtel als von ſeinem weiblichen Ideal geredet hatte.

Kurze Zeit darauf traf er ſie beſonders häufig im Krankenhaus, denn ſie war aus dem Saal der Verwundeten, der mechaniſch verletzten Männer — in der Schweſternſprache „Abteilung für äußere Männer“ genannt — in einen Saal für innere Krankheiten verſetzt worden, wo Doktor Griepenkerl als einer der jungen Hilfsärzte beſchäftigt war. Wie oft fanden ſie ſich am Bett des Kranken, wie oft begegneten einander Augen und Hände, wie ſchwer wurde es manchmal, die Maske aufzubehalten, das gemeſſene Weſen beizubehalten, — doppelt ſchwer gegenüber dem erregten, unſicheren und nervöſen Benehmen, das Chriſtel neuerdings zeigte.

Und dann — dann bekam ſie die Nachtwache. Zu deutlich, abſcheulich deutlich, ſteht noch dieſe Scene vor ſeinem Blick.

Neben dem großen Saal, wo zwanzig Betten, meiſtens mit Typhuskranken beſetzt, ſtanden, befand ſich, wie bei jedem Saal, eine ſchmale Reſerveſtube mit einem einzelnen Bett darin, in der bisweilen einer der Kranken iſoliert wurde, wenn er durch lautes Stöhnen oder ſonſtige Unruhe den Schlaf der anderen zu ſehr ſtörte.

Eines Nachts hatte Doktor Griepenkerl die Thür zu dieſer Nebenſtube geöffnet, um nach ihrem Inſaſſen, einem jungen herzleidenden Arbeiter, der bald darauf ſtarb, zu ſehen.

Schweſter Chriſta war bei ihm beſchäftigt.

Sie war ſo beſchäftigt, daß ſie das Oeffnen der Thür überhörte.

Sie ſtand da, tief über das Bett gebeugt, mit geſchloſſenen Augen, mit regungslos niederhängenden Armen und ließ ſich herzen.

Es war nur ein Augenblick. Beide fuhren zurück, als ſie den Eintretenden gewahrten.

Aber ohne dieſen Augenblick, dieſen rettenden, Erkenntnis bringenden, wäre Schweſter Chriſta heute ſeine Frau. Das iſt keine gemütliche Vorſtellung! Wenn ſie ihm kommt, dann denkt er nicht, wie vorhin, in einer Regung unwillkürlichen Mitleids: „Chriſtel hatte kein Heim!“ ſondern er denkt nur, nachträglich erſchreckend: „An wie wenig hing es, und ich hätte ſie in mein Heim aufgenommen!“

Aber er mag auf das häßliche Bild gar nicht in ſeinen Gedanken zurückkommen. Chriſtiane von Brinken

ist tot und liegt im Grabe, — und wie alle bezeugen und behaupten: nach einem aufopferungsvollen, bewunderungswürdigen Leben strenger, entsagender Pflichterfüllung. Man muß doch an das Gute glauben, was ihr in die Grube nachgerufen wird. Auch er will gern daran glauben. Und doch — — und doch! — — Dahinter? Hinter all dem, was die Welt mit ihren kurzsichtigen Augen sieht? Hinter dem ganzen Außenleben im Hospital, — in den stillen Stunden, von denen niemand etwas weiß? Ist es denn denkbar, daß der Augenblick, den er belauscht, der einzige dieser Art geblieben ist? Ist es wahrscheinlich, ist es auch nur möglich, wenn eine solche Handlungsweise ihrer verborgenen Natur entsprach, und sie ihr damals schon nachgegeben?

Andererseits, — die Brinkens waren ein guter Schlag. Ein wie ernstes, vortreffliches Mädchen war Liselotte geblieben, im höchsten Grade achtungswert. Darum bekam sie ja auch, nachdem sie vor einigen Jahren eine Privatschule für „höhere Töchter guter Familien" übernommen, Doktor Griepenkerls eigenes Töchterchen zur Erziehung. Immer wenn er Liselotte sah, — den dunkeln, jetzt wie weiß gepuderten Kopf mit den Brinkenschen Familienzügen, die in ihrer Jugend etwas zu scharf hervortraten, ihr nun aber vorzüglich stehen, — dann kam es ihm immer vor, als habe er jenen Moment mit Christel nur geträumt. So stark wirkt Liselottes verschlossene Würde. Sie ist gut emporgekommen, sie hat Haltung. Ihm scheint, sie müßten sich gegenseitig sehr schätzen, — er und sie. Aber er ist sich dessen nicht sicher, denn sie hat so etwas Undurchdringliches. — — —

Doktor Griepenkerl hat seinen Spaziergang im

Zimmer unterbrochen und ſich vor dem Schreibtiſch niedergelaſſen, um ſein Kollegienheft für morgen durchzuſehen. Sein ſehnlicher Wunſch, die akademiſche Carriere einzuſchlagen, iſt ihm durch das Vermögen ſeiner Frau erfüllt worden. Denn als er nun wirklich heiratete, ſuchte er nicht mehr im Adel, wo es ihm übrigens auch an weiteren Konnexionen gebrach. Statt der ſüddeutſchen Adeligen wählte er eine norddeutſche Bürgerliche aus reichem Kaufmannshaus. Und er wählte ausgezeichnet, — die ſolideſte Ware. Aber eine Vernunftheirat war es darum doch nicht. Für ihn traf es ſich einfach immer ſo glücklich, daß Vernunft und Neigung ſich auf das ſchönſte verbanden.

So hat ihm die böſe Erfahrung zum Beſten gereicht. Er iſt eben immer der Mann, der da weiß, was er will, und es auch bekommt. Mit ſolchen Menſchen iſt die Vorſehung im Bunde. Wenigſtens nennt ſeine Frau es ſo. Er ſelbſt macht ſich mit der Vorſehung und Aehnlichem nichts zu ſchaffen. Daher ſchreibt er es eigenem Können zu.

Aber an dieſem Punkt ſeiner Gedanken angelangt, ſeufzt Doktor Griepenkerl und ſchiebt ſeine Hefte zurück. Nach der ganzen langen Erinnerungspromenade iſt ſeine Laune um nichts beſſer geworden, und beinah fühlt er ein leiſes Bedauern und Vermiſſen, wenn er an Chriſtel denkt.

Es gibt eben nichts Vollkommenes unter der Sonne, und thöricht wäre es, das zu beanſpruchen. Seiner tadelloſen Frau fehlt eine Kleinigkeit, — oder man könnte es auch ſo ausdrücken: Sie beſitzt ein Uebermaß von Tugenden. Dabei ſind dann ihre Sinne leer ausge-

gangen. Ihr fehlt mit einem Wort das, was aus Chriſtels Schelmenaugen den Doktor Griepenkerl ſo verlockend angeblitzt hatte. Selbſt ihre unbezweifelbare Schönheit war von einer gewiſſen nervenberuhigenden Art. Nie waren ihm jemals Verſe eingefallen, wenn er ſie um ſich ſah. Es wurde reichlich aufgewogen durch ihre guten Eigenſchaften. Aber es machte, daß ihr Gatte genau in dem Maße an Tugendhaftigkeit verlor, als ſie davon zu viel beſaß. — —

Nun, das iſt ſchließlich etwas, was kein Menſch weiß. Es geht auch keinen Menſchen etwas an. Niemand hat ihm das Geringſte vorzuwerfen. Niemand lebt, der ihn nicht als vortrefflichen Gatten, Vater, Bürger und Berufsmenſchen anerkennen müßte. Man findet ihn immer auf dem richtigen Weg und auf dem Poſten, — und danach allein hat man zu urteilen. Das andere, — ob man gelegentlich der kleinen Seitenſprünge, ob man gelegentlicher Privaterholungen ein wenig abſeits bedarf: das iſt am Ende doch nur eine Temperamentsfrage. Das iſt doch nur nebenher, — ſo ganz nebenher, daß man es ſelbſt kaum bemerkt, — ein ganz kleines, ganz zierliches Teufelsſchwänzchen, das auch das tadelloſeſte Leben irgendwo aufweiſt. — —

Auf dem Vorplatz klingelt es. Doktor Griepenkerl achtet nicht darauf: er ſitzt jetzt und macht Notizen in ſeinen Papieren.

„Ob der Herr Doktor zu ſprechen iſt," fragt eine bekannte Stimme im Vorzimmer.

„Fräulein von Brinken! Legen Sie doch ab! Bitte, kommen Sie zu mir herein. Wie ſchön von Ihnen, zu kommen!" ruft ſeine Frau in einem ſo rückſichtsvoll für

ihn gedämpften Ton, als läge ein Kranker oder ein Schlafender in der Arbeitsstube nebenan.

Liselotte hat einen Schritt ins Wohnzimmer gemacht und läßt sich den Mantel abnehmen. Lang wallt der schwarze Trauerschleier über ihr Kleid nieder, und mit tief ernstem Ausdruck schaut ihr Gesicht unter dem vorzeitig ergrauten Haar hervor, das es wie eine lichte Wolke umgibt. Wer Liselotte sieht, glaubt nur schwer, daß sie unverheiratet geblieben ist und keine Kinder besessen hat: Kinderherzen fliegen ihr zu und ebenso das Vertrauen der Eltern.

„Mein Mann ist gerade sehr beschäftigt, gnädiges Fräulein, — wollen Sie nicht ein wenig mit uns bleiben, — er kommt dann herüber. Oder darf ich es ihm übermitteln?"

Liselotte schüttelt den Kopf.

„Danke, nein, es ist ein zu persönliches Anliegen. Und ich kann auch nicht auf ihn warten. Sie müssen mir schon erlauben, ihn zu stören. In wenigen Augenblicken ist es erledigt," erwidert sie, und Frau Doktor Griepenkerl begleitet sie zögernd und unschlüssig bis zur Thür des Heiligtums.

Auf ihr Klopfen ertönt ein ziemlich unwilliges „Herein!". Aber als sie demselben Folge leistet, fliegt der Stuhl vor dem Schreibtisch zurück, und es bewillkommnet sie die schönste Verbeugung und das liebenswürdigste Gesicht.

„Ich mußte Sie einen Augenblick sprechen," sagt Liselotte, „es duldete keinen Aufschub, denn ich habe Ihnen etwas zu überbringen."

„Es gibt nichts, was mir, von dieser Hand überbracht, nicht zugleich Freude brächte," scherzt er galant.

Sie zieht einen geſchloſſenen und verſiegelten Brief aus ihrem ſchwarzen Sammetbeutelchen.

„Nein, — keine Freude,“ entgegnet ſie mit bedeckter Stimme, „aber etwas Hohes und Koſtbares. Schieben Sie Ihre Arbeit oder was Sie ſonſt vorhatten, zurück, werfen Sie fort, was Sie beſchäftigt, und rufen Sie zum zweitenmal nicht ‚Herein‘, wenn es an Ihre Thür klopft. — — Es iſt das Vermächtnis meiner Schweſter Chriſtiane an Sie.“

Er hält den Brief in der Hand, in der Ueberraſchung das Geſicht ſo ausdruckslos wie möglich, und ſucht nach Worten.

Sie ſteht vor ihm in ihrer tiefen Trauerkleidung, den Kopf ein wenig geſenkt, ſie blickt ihn nicht an.

„Nun haben Sie es in Händen,“ ſagt ſie kalt, faſt feindſelig, „lieber hätte ich es verbrannt.“

Eine leichte Neigung des Kopfes gegen ihn, und ehe er noch hinzutreten und die Thür vor ihr öffnen kann, verläßt ſie das Zimmer.

Draußen empfängt ſeine Frau ſie, etwas ängſtlich und bedenklich und auch etwas Neugierde in den Augen.

„Liebes Fräulein von Brinken, ſo raſch? Er iſt wohl ſehr beſchäftigt?“

Liſelotte nickt.

„Sehr. Wir wollen ihn nicht ſtören.“ — — —

Doktor Griepenkerl aber ſteht neben ſeinem eben verlaſſenen Stuhl am Schreibtiſch. Die Hände auf die Tiſchplatte geſtützt, niedergebeugt über die loſen Briefblätter, die vor ihm liegen, lieſt er, was Chriſtiane von Brinken vor ſechs Jahren für ihn aufſchrieb.

„St. Michaelshaus.

„Ich ſchreibe dieſe Zeilen für den Fall, daß ich vor Ihnen ſterbe. Wohl bin ich rüſtig und geſund, und noch lang ſcheint der Tag der Arbeit. Doch niemand kann wiſſen, wie raſch es ihn ereilt. Und dann will ich gethan haben, was der ſterbende Verbrecher thut, wenn er in letzter Stunde den Prieſter kommen läßt: ich will gebeichtet haben. Aber nicht dem Prieſter, ſondern dem Mitſchuldigen.

„Nein, es iſt wohl ein zu hartes Wort und ein ungerechtes Wort dazu. Jedenfalls aber ſind Sie der einzige Menſch auf Erden, der es erfahren ſoll, daß ich den Tod eines Menſchen auf dem Gewiſſen habe.

„Ich muß weit ausholen. Alles hängt ſo eng zuſammen. Manchmal kommt es mir vor, als ob, ein kleines Stück aus den Alltagsereigniſſen herausgelöſt, auch die ereigniſsſchwerſten Dinge anders gekommen wären.

„Wie ich Sie kennen lernte, mit neunzehn Jahren, da war ich noch ein Kind. Gut und dumm und glücklich wie ein Kind. Nie hatte ich jemand ſo recht ernſtlich lieb gehabt, außer Liſelotte, den Eltern und meiner Großmutter, ſo lange ſie lebte. Das waren zugleich lauter überlegene Weſen und Reſpektsperſonen für mich. Denn ſelbſt Liſelotte, obſchon ſie doch nur drei Jahre mehr zählte als ich, benahm ſich gegen mich faſt mehr mütterlich als ſchweſterlich. Und auch Sie wurden eigentlich gleich eine Reſpektsperſon für mich. Sie machten einen ſo viel geſetzteren, ernſthafteren Eindruck als unſere jungen Lieutenants und Referendare. Das würde meine heitere Gemütsart ſicher nur wenig angeſprochen haben ohne Ihre Bemühungen um mich. Damit will ich nicht ſagen, daß ich Sie aus geſchmeichelter Eitelkeit lieb gewonnen

hätte. Ich will nur ſagen, das Erſte, das Entſcheidende, ging von Ihnen aus, Sie nahmen mich, Sie weckten mich, weckten mein Selbſtbewußtſein, Sie machten, daß ich mich ausgezeichnet und erkoren fühlte. Und dann kam noch etwas anderes hinzu, das ich nicht nennen kann. Ich kann es auch nicht deutlich beſchreiben. Es lag in Ihrer Art mich anzublicken und zu berühren. Wir verkehrten ja gewiß förmlich miteinander — förmlicher als mit all dieſen jungen, uns zum Teil verwandten Männern, mit denen Liſelotte und ich im Elternhauſe ſcherzten und lachten. Aber bei keinem von ihnen allen überkam mich, wie bei Ihnen, das wunderliche Gefühl, wie wenn die äußere Verkehrsform nur ſo ganz Oberfläche und Schein ſei, während die wirkliche Sinnesart, das wirkliche Benehmen davon abwiche. Mir ſchien es immer, ohne daß ich recht begriffen hätte, warum, als verkehrten wir heimlich und vertraut. Empfindungen, allerlei verlangende Regungen, wie ich ſie nie gekannt und die ich nicht verſtand, wachten in mir auf. Ich verſuchte herauszufinden, ob es bei Liſelotte ebenſo ſei und was ſie davon halte. Sobald ich aber ein ſolches Geſpräch anfing, verfiel Liſelotte darauf, mich vor Ihnen zu warnen. Natürlich nahm ich ihr das übel, denn ich konnte ja ſehen, daß alle bei uns Sie achteten und man von Ihnen und Ihrer Zukunft nur Gutes ſprach. Ich vergalt es ihr gewöhnlich damit, daß ich Hans Ebling anſchwärzte, auf den ſie große Stücke hielt und der doch einen entſetzlichen Lebenswandel führen ſollte. Sie ſagte einmal darauf: ‚Es gibt Menſchen, an denen ſieht man alles Häßliche, und ihr Ruf thut noch etwas hinzu. Vor denen iſt es leicht, ſich in acht zu nehmen. Dann gibt es andere, von deren

Innerem ſieht man nichts, und ihr Ruf redet gut. Das iſt ſehr nachahmenswert, aber nicht liebenswert. An Hans Eblings entſetzlichen Lebenswandel hält man ſich infolge einer einzigen ſicher verbürgten Geſchichte: nur weil ſie ſich in der Geſellſchaft abſpielte.'

„Als die Eltern ſtarben, war Liſelotte die einzige, die davon abriet, mich ins Krankenhaus zu ſtecken. Man hörte nicht auf ſie, und das iſt ein großes Unglück für mich geworden. Der Beruf einer Krankenſchweſter eignet ſich nach meinen Erfahrungen auf die Dauer nur für zweierlei Menſchen: für ſolche mit ausgeprägter ſpezieller Luſt und Begabung für die Krankenpflege, die nicht jedermanns Sache iſt, und dann für alle, die irgendwie Schiffbruch gelitten haben mit ihren Hoffnungen und ihrem Lebensglück, mit einem Wort, für die Reſignierten, denen es wohlthut, fremde Leiden zu lindern, um das eigene Leid zu vergeſſen. Es bleibt noch eine dritte Möglichkeit: daß das Los der barmherzigen Schweſtern ſo günſtig geſtaltet, ſo erleichtert und verbeſſert werde, daß es keiner ungewöhnlichen Barmherzigkeit bedarf, um es zu tragen, daß es den Vergleich aushält mit anderen bürgerlichen Berufen, in denen wohl Anſprüche an die Leiſtungsfähigkeit und Tüchtigkeit geſtellt werden, nicht aber an eine rein abſtrakte Selbſtloſigkeit. Dann würde dieſer Beruf aber auch die üble Vornehmheit verlieren, durch die er es erreicht, daß unverſorgte Waiſen unſerer Stände ihm als dem ſtandesgemäßeſten einfach verfallen.

„Von einem jungen, zwanzigjährigen, lebensluſtigen Ding, wie ich eins war, darf man nicht zu viel verlangen. Mir ſteckte das Herz voll Erwartung und Erregung, ich hätte mich ſchon bei jeder ſonſtigen Thätig-

keit zuſammennehmen müſſen, um ihr zu genügen. Und dazu kam noch das heftige Widerſtreben meiner verfeinerten Gewohnheiten und Nerven hinzu. Ich fürchtete mich keineswegs vor Blut und Operationen, aber ich ekelte mich namenlos vor der Berührung mit Eiter und beſchmutztem Zeug, vor den groben täglichen Handreichungen und Dienſtleiſtungen. Mein Körper fing an darunter zu leiden, daß ich zu viel und zu widerwillig arbeitete. Sahen Sie das alles nicht, unter deſſen Augen es ſich doch zutrug? Ihre Befürwortung dieſer Berufswahl war einer der ſtärkſten Gründe, weswegen ich ſtandhielt. In meiner erregten Einbildungskraft ſuchte ich mir vorzuſtellen, meine Arbeit ſei mir von Ihnen ſelbſt und gleichſam wie eine Aufgabe auferlegt worden, die ich beſtehen ſollte, um Sie zu gewinnen. Ich wußte wohl, daß nur ſtrenge Ehrenhaftigkeit Sie davon abhielt, offen um mich zu werben, und daß Sie es an demſelben Tag thun würden, wo die äußere Möglichkeit dazu vorhanden ſein würde. Aber ſie blieb lange aus, und mir erging es nicht beſſer. Als ich von den Frauen und Kindern weg in die Abteilung für Männer geſchickt wurde, verſchlimmerte es ſich noch. Häufiger als ſonſt ſah ich Sie in ungeſuchter, ungewollter Vertraulichkeit am Krankenbett, und ſtärker als ſonſt ging von Ihnen die ſonderbare Erregung aus, die ich nicht zu deuten wußte. Dabei verwirrte es mich immer wieder ſeltſam, daß ich in Ihrem äußeren Benehmen nach wie vor, wie an eine glatte Mauer, an der man hilflos abgleitet, auf die förmlichſte Haltung ſtieß.

„Man glaube nicht, daß die unſinnige Ueberbürdung mit Arbeit, der viel zu ſchwere Dienſt bei dieſen kranken Männern dagegen ein Heilmittel geweſen wäre, weil er

mich aufrieb und ermattete! „Er war im Gegenteil der beste Bundesgenosse bei dem Werk, mich zu Grunde zu richten; an ihn gab ich meine Kraft, meine Ueberwindungskraft hin, und dann stand ich da in meiner Haltlosigkeit, Ueberreizung und Schwäche.

„Vielleicht besitzen Sie noch das kleine Bild, daß Sie sich gleich nach meiner Einkleidung von mir erbaten: ‚Um des reizenden Kontrastes willen', sagten Sie, ‚den dieses Kleid zu diesem Antlitz bildet.' Es schmeichelte mir damals, ich begriff noch nicht das Mitleidlose und Kaltherzige darin, daß Sie mich gerade so ausstaffiert vor sich sehen wollten.

„Unter meinen Mitschwestern gab es gute Kameradinnen, aber keine Freundinnen für mich. Wir Brinkens schließen uns schwer an und mein süßestes Geheimnis hätte ich ja doch nicht preisgeben mögen. So blieb Liselotte die einzige Vertraute. Aber ihr selbst ging es schlecht. Sie saß über ihren Schulbüchern fast ebenso ungern, wie ich am Bett meiner Kranken. Manchmal fand ich sie tief niedergeschlagen, einmal in Thränen — Liselotte in Thränen! — über einer alten angelsächsischen Grammatik. Oder war es gar nicht die Grammatik, weswegen sie weinte? Ich wußte es nicht. Ein anderes Mal erschien sie mir wieder, ebenso unmotivierterweise, wie erstrahlend von Leben und Glück. Vorübergehend dachte ich, sie habe jemand ihr Herz geschenkt, aber wer konnte das sein? Hans Ebling konnte sie nicht so beglückt erscheinen lassen, auf den war kein Verlaß.

„Um diese Zeit, etwa eineinhalb Jahre nach meinem Eintritt in das St. Michaelshaus wurde uns dort ein junger taubstummer Arbeiter eingeliefert. Er hatte an

Gelenkrheumatismus gelitten, bei welcher Gelegenheit ein ſchweres älteres Herzleiden konſtatiert wurde. Manchmal lag er in einem Schwächeanfall da, dann wieder war er von erregteſter Lebendigkeit. Er fiel auf durch ſeine jugendliche Schönheit, durch den Kopf voll weichgelocktem, braunem Haar, durch ſeine tiefblauen, merkwürdig klar glänzenden Augen, — die Augen der Herzkranken. Und er war ein Taubſtummer. Jetzt, wo ich dies ſo hinſchreibe wie irgend eine andere Thatſache, berührt es mich ſelbſt wie etwas Unbegreifliches, daß ich jahrelang nur mit Entſetzen und Grauen daran habe denken können. Als enthalte dieſe Taubſtummheit eine geſpenſtiſche, übernatürliche Gewalt, ja, als ſei er nicht ein gewöhnlicher Sterblicher geweſen, ſondern ein mehr als menſchliches Weſen.

„Anfangs verſchönte ſeine Stummheit ihn nur in meinen Augen. Man muß wiſſen, wie roh und ernüchternd die Worte aus dem Munde der Arbeiter oft auf mich wirkten, um das zu verſtehen. Dieſer ſprach nicht, er riß keine Witze, er polterte nicht ſeine Ungeduld heraus, er gefiel ſich in ſeinem Bett nicht als der bediente Herr, der die Schweſtern in Atem hält. Dieſer lag ſtill da, hilfloſer als die anderen, nur von Zeit zu Zeit mit einer kleinen rührenden Handbewegung mich herbeibittend. Was mich an ſeinen Genoſſen ſtörte, war äußerlicher Art und machte mich ungerecht gegen ſie; was mir an ihm gefiel, war auch nur Außenſeite, machte mich aber geneigt, alles Fehlende hinzuzudichten. Darin rächte ſich unſere Erziehung an mir, die auf die äußere Form mehr Wert legt, als ihr zukommt, und den Blick für das Innenleben trübt.

„Weil er des Nachts unruhig war und im Schlummer häufig laut ſtöhnte, wurde er nach einer Weile in die Nebenſtube umgebettet. Hier war er einige Tage lang ſehr krank und nahm meine Pflege fortwährend in Anſpruch. Dann, als der Anfall vorüber ging, folgten mir ſeine Augen unausgeſetzt mit dem Ausdruck einer beharrlichen Zärtlichkeit. Mit der dankbaren Zärtlichkeit eines Kindes, dem man wohlgethan hat und das ſeine Pflegerin herbeiſehnt. Und wie ein von mir abhängiges Kind hatte ich ihn liebgewonnen, während ich ihn ſtützte und bettete, fütterte und bewachte. Dann folgte dem Zuſtand gänzlicher Ermattung wieder das aufgeregte Weſen. Oft griff er nach meiner Hand, meinem Arm und hielt ſie feſt, oft blickte er, als ob er etwas von mir heiſche, auf mich mit einem Ausdruck unwiderſtehlichen Willens in den Augen. Ich war ihm zu Willen, ſoviel ich konnte und verſtand, ich nahm ſeine lebhaften Bewegungen, mit denen er mich in ſeine Nähe rief oder feſthielt, für die ihm einzig mögliche Sprechweiſe, und ohne daß es mich beunruhigt hätte, empfand ich ſeine Hand, ſeinen Blick als eine wohlthuende Macht.

„Da erhielt ich den Nachtdienſt.

„Sie werden meinen, was nun geſchah, brauchte ich nicht mehr zu erzählen. Aber Sie können nicht wiſſen, nein, Sie können nichts davon ahnen, wie ausſchließlich in dieſer ganzen Zeit meine Gedanken ſich mit Ihnen beſchäftigten. Nur an Ihnen hing ich, nur Sie allein habe ich geliebt! Ich verlangte mit meiner ganzen Seele nach Ihnen, und dieſes Verlangen, ungeſtillt, in ſteter Unſicherheit erhalten, zugleich angereizt durch Ihre Gegenwart und verwirrt durch Ihre Haltung, gerade das wurde

mir zum Verderben. Ich kann es nicht erklären, ich kann nur ſchildern, wie ich empfand — bin ich eine Kranke, bin ich eine Verworfene geweſen? — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich mir keiner Untreue gegen Sie bewußt wurde — ja, daß eben dieſelbe leidenſchaftliche Spannung, die Sie weckten, mich ihm, dem fremden Arbeiter, gegenüber wie ohnmächtig machte. Ich fühlte mich ſchwach in den Armen und Knieen, wenn ich bei ihm war, und ich weinte im Traum nach Ihnen, wenn ich ſchlief. — Wenn man in die nächtlichen Träume einer Menſchenſeele hinabſehen könnte, würde man ſie in ihren Widerſprüchen und geheimen Aengſten vielleicht oftmals verſtehen. In meinen Träumen vermiſchten ſich mir beide Geſtalten ſo unentwirrbar miteinander, daß ich nur einen zu ſehen glaubte, den ich liebte, das aber waren Sie. Sie waren es, dem ich ſeinen Körper lieh, und Sie flehte ich an, mir von Ihrer Liebe zu ſprechen, mir Gewißheit und Halt zu geben — fortzuwerfen, was Sie aus äußerlichen Rückſichten ſo fremd und förmlich gegen mich machte — und Sie waren es, der nicht zu mir reden konnte, weil er taubſtumm war.

„Damals würde ich Liſelotte mein ganzes Herz ausgeſchüttet haben, und vielleicht hätte ſie mich gerettet. Aber Liſelotte hatte mich verlaſſen. Seit einem Monat war ſie in Paris, um franzöſiſch ſprechen zu lernen. Und ſchon ſeit vielen Monaten weilten ihre Gedanken nicht mehr bei mir. Ich fühlte, daß ſie vor mir etwas heimlich hielt, und das machte mich ſelbſt verſchwiegen. Wir waren zueinander nicht mehr ganz unbefangen, und wenn wir zuſammenſaßen, ſprachen wir manchmal vom Frühling, der draußen ausſchlug, anſtatt von uns. Und in den

Frühling reiſte ſie hinaus — ‚dort blüht es ſchon längſt!‘ ſagte ſie mit leuchtenden Augen — und ich blieb traurig und allein zurück und ſtarrte aus meinem Schweſternſtübchen in den breiten Spitalhof hinab, deſſen Buſchwerk ſich mit jungem Grün bedeckte.

„In der Nacht, in der Sie ſo unerwartet die Nebenſtube am großen Typhusſaal betraten, hat er mich geherzt und geküßt. Nur dieſe Küſſe habe ich in meinem ganzen Leben von einem Mann empfangen, nur dieſe Hände haben mich berührt und geliebkoſt — und doch war die Wirkung ſo groß, ſo entſetzlich, wie nur Schande, Schmach und Laſter ſie nach ſich ziehen können.

„Eine Sekunde lang kam es mir wie etwas Unmögliches, etwas Wahnſinniges vor, daß Sie und er in zwei getrennten Weſen und Geſtalten da vor meinen Augen ſtehen konnten. Was ich ohne inneren Zwieſpalt wie eine untrennbare, geheimnisvolle Einheit empfunden, das riß plötzlich mit gräßlicher Eindringlichkeit in zwei Fratzen, zwei Unnaturen auseinander, die ich in meinem eigenen Innern getragen haben ſollte. Ich ſah alles grell, deutlich, mitleidslos, wie es war. Ich ſah mich ſelbſt als Dirne, erkannt und gebrandmarkt von dem, den ich liebte. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Verbrechen gibt, das eine ſolche Minute der Hölle und der Ewigkeit nicht ſühnte. Ich glaube nicht, daß es irgend einen Mann gibt, der ſich hineinzuverſetzen vermöchte in das, was in einer ſolchen Minute ein Weib durchleidet.

„Aber es wäre nutzlos, jetzt noch davon zu ſprechen. Ich möchte nur hinzufügen, daß meine Qual und Selbſterniedrigung mich nur noch unlöslicher an Sie kettete. Der jähe Verluſt deſſen, was meine ganze Lebenshoffnung

ausgemacht, erhöhte Ihren Wert noch tausendmal für mich und glorifizierte Sie förmlich in meinen Augen. Je abscheulicher ich mir selber vorkam, desto größer und edler erschien mir jetzt die Zurückhaltung, mit der Sie mir begegnet, die Selbstbeherrschung und Ruhe, mit der Sie auf Ihre Zeit gewartet. Mich dürstete jetzt nach Ihrer Nähe in anderer Weise als bisher, mich dürstete nach Ihnen wie nach der Gegenwart des Reinen und Hohen, dessen ich mich unwürdig gezeigt hatte.

„Mit einer stumpfen Verzweiflung im Herzen, apathisch und zerbrochen, versah ich in der nächsten Nacht meinen gewohnten Dienst. Der Taubstumme hatte am Tage einen schlimmen Anfall gehabt, und sollte alle zwei Stunden eine Dosis Digitalis erhalten, um die gesunkene Herzthätigkeit anzuregen. Bis zu dem Augenblick, wo ich bei ihm eintreten mußte, um ihm die Arznei zu reichen, war er aus meinen Gedanken wie hinweggelöscht gewesen. Jetzt, da mein Blick auf den Schlummernden fiel, stieg in mir ein Gefühl wilden Hasses auf. Und so wild und ungezügelt dies Gefühl auch war, es lag für mich etwas Helfendes darin: ich hörte wenigstens für einen Moment auf, mich selbst zu beschimpfen und zu verunglimpfen — ich entrüstete und empörte mich wider einen anderen. Vielleicht war das Erste das Moralischere, aber dies Zweite war sicher das Natürlichere für mich, denn im Grunde fehlte mir ja doch das richtige Schuldbewußtsein. Aber in meinem Haß lag zugleich auch ein sonderbares kaltes Entsetzen: es muß wohl der Haß gegen den gewesen sein, dem man rettungslos angehört, rettungslos, als sei man dem Teufel selbst verschrieben. Denn das ist das Grauenvolle und Unbegreifliche: daß ich mich zugleich vor ihm

fürchtete. Ich fürchtete mich vor ſeinem Erwachen, vor ſeinem Blick, vor der Nähe ſeiner Hand, dieſer weißen, ſchmal gewordenen. Ich fürchtete mich wie jemand, der gelähmt und vernichtet am Boden liegt und keine, auch nicht die leiſeſte Bewegung der Selbſthilfe machen kann. Je monſtröſer, je ungeheuerlicher mir das Geſchehene vorkam, eine deſto übermenſchlichere Gewalt mußte ja von ihm ausgegangen ſein, um es zu erklären.

„Ich ſtand wie im Starrkrampf am Bett, mit angehaltenem Atem und dem einzigen bis zur brennenden Sehnſucht geſteigerten Wunſch: ‚Sei nicht da! Sei nicht da! Wach nicht auf! Wach nicht auf!‘

„Die Zeit verſtrich langſam, es blieb totenſtill ringsum, nur hie und da ein ſchwerer, ſtöhnender Atemzug oder ein Aufhuſten im großen Saale nebenan.

„Meine Finger umklammerten das Fläſchchen mit den lebenſtärkenden Tropfen, bis ſie kalt und ſtarr wurden.

„Da regte er ſich.

„Ich flog zuſammen, und mit eiſigem Schreck im Herzen, mit trockenen Lippen und weitgeöffneten Augen ſah ich auf ihn hin.

„Aber er bewegte nur, wie ſuchend, den Arm ein wenig, dann ſank er wieder zurück.

„Mein Herz begann in wilden Schlägen zu ſchlagen, meine Pulſe flogen. Zitternden Fußes, als gelte es jetzt nur noch kleine Anſtrengung, um mich aus Todesgefahr zu retten, ſchlich ich hinaus. Die Stunden verrannen, eine nach der anderen.

„O dieſe Nacht! Wie ſteht ſie vor mir, in mein Gedächtnis hineingebrannt, mit einer jeden ihrer endloſen Stunden! Ich irrte an ſeiner Thür vorüber, mehr

als einmal lag meine Hand auf dem Thürgriff, aber ich öffnete sie nicht wieder. Sonderbar und wie in einer geistigen Störung wurde ich von zwei einander widersprechenden Gedanken gleichmäßig entsetzt und gepeinigt. Der eine raunte mir immerfort zu: ‚Er stirbt! Er liegt hilflos und leidet. Er ringt nach Atem, er erstickt! Siehst du nicht, wie seine Nägel sich in das Betttuch einkrallen? Und die Arznei in deiner Hand bedeutet sein Leben!‘ — Der andere Gedanke aber, das war wie Wahnsinn, das war wie ein höhnisches Gelächter: ‚Er kann gar nicht sterben, nie und nimmer kann er sterben! Hat er nicht Gewalt über sich und dich? Während du dich quälst, liegt er da und lächelt.‘

„Ich weiß nicht, welche von diesen beiden Vorstellungen siegte.

„Als der Morgen heraufkam, fand man mich neben seiner Thür besinnungslos ausgestreckt, das Fläschchen in der Hand.

„Er war tot. — — —

„Bin ich zu ihm hineingegangen, habe ich ihn sterben sehen? Habe ich ihn schon als Leiche erblickt, als er starr dalag? Sind das nur Bilder und Fiebergesichte, die mich ängstigten und aufjagten, während ich in schwerem Nervenfieber wochenlang zwischen Tod und Leben schwebte?

„Ich weiß es nicht.

„Als ich wieder zu klarem Bewußtsein erwachte, saß Liselotte an meinem Bett. . Blaß und mager sah sie aus, als läge auch hinter ihr Kampf und Krankheit, aber ihre lieben Augen blickten so verständnistief, mit so viel Mitleid und Güte in die meinen, daß ich zum ersten Glücksgefühle wieder kam, als ich mich an ihrem Halse ausweinte.

Sie war nicht nur sofort herbeigeeilt auf die erste Nachricht von meiner Erkrankung, sie begleitete mich auch auf das kleine Gut unseres alten Onkels, wo ich mich in den Sommermonaten erholen sollte. Gewiß hat ihre Art, mich mit stummer Liebe zu umgeben, das meiste dazu gethan, daß ich wieder gesund wurde. Aber meiner Sehnsucht, mich gegen sie auszusprechen, kam sie nicht entgegen. Einmal des Abends im Garten, als wir zusammen saßen und meine Hand sich in die ihre schlich, da umfaßte sie mich plötzlich mit ihren Armen und sagte ganz leise, zärtlich und eindringlich:

„‚Christa! Halt mich nicht für fremd und kalt! Ich versteh' alles, ich weiß alles! Aber du mußt schweigen! Wir alle müssen es. Später wirst du es selbst einsehen und dich freuen, daß kein gesprochenes Wort dir auf der Seele brennt. Du hoffst Erleichterung davon, aber es ist Belastung. Quäle dich nicht um vergangene Gedanken und Handlungen, gib dir dein eigenes Recht zu allem, was du gethan haben magst, aber denke, daß auch die Welt nach ihren eigenen Gesetzen lebt und leben muß. In unsere tiefsten Herzen hat sie nicht hineinzusehen. Und in Bezug auf unser tiefstes und verborgenstes Empfinden gehört auch noch der liebste Mensch mit zur ‚Welt'. Du bist dir nicht schuldig, der Welt zuliebe zu leben, aber Haltung bist du dir schuldig. Und wenn du dich quälst und wenn sie dir schwer fällt, so nimm sie zum freiwilligen Preis für das, was du dir vorwirfst.'

„So ungefähr sprach Liselotte. Mochte sie sich aus meinen Fieberphantasien, mochte sie sich aus ihren eigenen Ahnungen einen falschen Sachverhalt zusammengestellt haben, jedenfalls mißverstand sie mich im Hauptpunkt.

Aber dennoch klammerte ich mich an ihre Worte wie an eine Rettungsplanke, die einem Ertrinkenden zugeworfen wird. Weniger des Inhalts ihrer Worte wegen, als deshalb, weil dieſe überhaupt eine Vorſchrift, eine Weiſung, einen Rat enthielten. Aus der Angſt und gänzlichen Verwirrung meines Inneren wuchs das ſtarke Bedürfnis, mir ein Verhalten vorſchreiben zu laſſen. Denn zu dem einzigen Verhalten, das ich mir anfangs zagend ſelber vorgeſchrieben hatte: bekennen, nicht Liſelotte im Vertrauen bekennen, ſondern eben gerade der ‚Welt‘, von der ſie ſprach, — dazu fehlte mir der Mut.

„Und ſo hörte ich aus allem nur das eine heraus, daß ich ſchweigen durfte, wo mir das Sprechen ſo unſäglich ſchwer fiel — wenn ich dafür auch ſchweigen mußte ihr gegenüber, der zu bekennen mich ſo inbrünſtig verlangt hatte. Je größere Selbſtüberwindung das Geheimnis zwiſchen uns mich koſtete, deſto richtiger, deſto gerechter kam es mir vor, ſie zu üben. Ich griff gierig auf, was einer freiwilligen Sühne gleichen konnte.

„Liſelotte ſetzte es im ſtillen durch, daß mein Onkel mir den Vorſchlag machte, das Krankenhaus ganz zu verlaſſen und bei ihm zu bleiben. Als ich darauf Liſelotte mitteilte, mein feſter Entſchluß ſei es gerade, mein ganzes Leben der Krankenpflege zu widmen, da weinte ſie. Sie ſagte nur traurig: ‚Wenn du ſo fühlſt, mußt du freilich ſo handeln, Chriſta.‘

„Mir graute vor meinem eigenen Entſchluß wie vor dem lebendig Begrabenwerden. Doch eben deshalb meinte ich, ihn auf mich nehmen zu müſſen. Wie konnte es anders ſein? Ich vermochte das, was geſchehen war, nur mit d e n Augen zu betrachten und zu beurteilen, die uns

die Erziehung dafür eingesetzt hat. Daraus folgte die innere Nötigung, mir eine Buße für mein Thun aufzuerlegen und mir unter allen Opfern das schwerste auszusuchen. Auf diesem Wege — dem Wege der christlichen Askese, deren Glaubensvorstellungen bei vielen von uns schon wanken, deren Moralideen uns aber in Fleisch und Blut übergegangen sind, — bin ich im stillen, harten Seelenkampf die selbstlose, pflichttreue Schwester Christa geworden, als die man mich heute rühmt. Zu Liselottes Privatmoral mich zu erheben, fehlte mir der Charakter und damals auch der freie Kopf. Von dieser Moral, die übrigens ja ebenfalls ganz und gar das Resultat bestimmter Lebenskreise und Standesvorurteile ist — eignete ich mir nur ein kleines Stückchen an, wohin ich mich gelegentlich vor meinem Allerweltsgewissen zurückzog wie in ein Schlupfwinkelchen. Dies Stückchen enthielt die Worte: ‚Die Welt braucht uns nicht ins tiefste Herz zu sehen, und was da vorgeht, soll nicht vor dem Pöbel profaniert werden. Nichts gehört uns so unveräußerlich an wie unser Büßen und Sehnen.‘

„Heute bin ich viel, viel älter als damals. Im grauen Einerlei meines Lebens habe ich über manches still nachdenken gelernt. Ich habe mit der peinvollen Arbeit aufgehört, mich zu verurteilen und Sie zu glorifizieren. Ich habe die verlorene Seelenruhe wiedergewonnen, wennschon es eine tödliche Ruhe ist. Ich durfte, ich sollte mich im Dienst der anderen vergessen, mit allem, was an Reue oder Sehnsucht, an Weh oder Glück in mir gelebt haben mag, und ich that das so getreulich, bis ich im Grunde kein rechtes eigenes Selbst mehr besaß — ja, bis ich die ausgezeichnet fungierende Liebes-

maſchine geworden war, die man jeden Tag nur friſch aufzuziehen braucht.

„Und jetzt frage ich mich, warum mir im Anfang dieſes Schreibens das Wort ‚Mitſchuldiger‘ entſchlüpfte. Es muß Worte und Empörungen geben, die ſich in unſere Träume einzuſchleichen wiſſen, ohne daß wir ihnen im Wachen ein Recht zugeſtehen. Ich nehme dieſes Wort zurück und lege mein Bekenntnis als das der allein Schuldigen in Ihre Hände, als in die eines Menſchen, der es offenbar beſſer verſtanden hat als ich, ſich rein und feſt zu erhalten in den Wirrniſſen und Verſuchungen, die uns umgeben.

„Ich will nicht rütteln an der Verehrung meiner Jugend.

„Sie ſind emporgeſtiegen, und ich bin gefallen im Kampfe des Lebens.

„Es mußte wohl ſo ſein. —

Chriſtel von Brinken.“

Mädchenreigen.

Der Tapezierer arbeitete schon seit Stunden im Hochparterre des alten Familienhotels. An den Rolljalousien derjenigen Stuben, die in den schattigen Garten hinausgingen, wurden Aenderungen angebracht, damit sie besser funktionieren möchten — dergleichen war hier ziemlich oft notwendig in diesem altmodischen Gebäude. Dafür lag es aber auch so behaglich, einem ruhigen Gartenhause ähnlicher als einem Hotel inmitten Münchens, und wer hier wohnte, der blieb gern und lange, das konnte man den Zimmern ansehen. Passantenzimmer waren das nicht.

Besonders dies eine, wo jetzt seine Leiter am Fenster lehnte: die Art schon, wie der breite bequeme Schreibtisch stand, mit einem Fell darunter, und dann dieser glückliche Einfall, das Bücherregal, wofür sich kein rechter Wandplatz mehr gefunden hatte, von der schmalen Zwischenwand der beiden Fenster aus mitten ins Gemach hineinragen zu lassen — das ergab zwei Nischen mit konzentriertem Licht und war gar nicht übel: etwa für ein Herrenzimmer der nächsten bestellten Wohnungseinrichtung in knapp bemessenen Räumen.

Dem Schreibtisch gegenüber befand sich am Fenster ein großer Sessel von stark abgenutztem Strohgeflecht, auf dem niederen Tischchen davor lag neben dem sehr

ſimpeln Rauchzeug eine Reitgerte. Darüber hingen, mit blanken Reißſtiften befeſtigt, mehrere Photographien: ſchöne jugendliche Mädchenköpfe.

Der Tapezierer ſtieg von ſeiner Leiter und ſammelte das Handwerkszeug zuſammen, das er auf dem Toilettentiſch am Bettwandſchirm zerſtreut hatte. Da war nämlich Platz genug dafür: nur ein einziger Kamm, nachläſſig in eine Ecke geſchoben, deutete auf die Beſtimmung der Toilette hin. Ein eitler Mann konnte es nicht ſein, der ſich morgens vor ihr friſierte.

Schräg über den Gang ſtand die Thür zum letzten Zimmer auf, wo es noch zu arbeiten gab — einem prächtigen Eckſalon. Eben erſt ſchien es beſetzt zu werden: noch lag eine Juchtenhandtaſche auf dem Teppich und nur das Reiſenecceſſaire war ſchon herausgezogen und auf dem Tiſch geöffnet worden. Das Abendlicht der Sonne, das rötlich durch die blühenden Kaſtanienwipfel draußen hereinfiel, blitzte und flimmerte auf der ſilbernen Einfaſſung all der zahlreichen Doſen, Kryſtallflacons, Bürſten und Handſpiegel, die da durcheinander ſtanden.

Zwiſchen ihnen lag eine Handvoll langſtengeliger, ſchwer duftender roter Roſen.

In dieſem Augenblick kam ein leichter, feſter Schritt den Gang hinab, machte unweit der Thür Halt, und ein junges Mädchen warf einen flüchtigen Blick auf das Stillleben auf dem Tiſch. Ja, es war wohl ein junges Mädchen, ein recht junges ſogar, und daß es nicht ſo ausſah, kam wohl von der Radfahrtracht mit den Pumphoſen her.

Sie nahm die kleine Mütze vom dunkeln, kurzgeſchnittenen Haar, zog einen Schlüſſel aus der Taſche und als ſie ihre Zimmerthür unverſchloſſen fand, ſagte ſie

noch in halb fragendem Ton zum Tapezierer hinüber, dem sie dabei freundlich zunickte:

„Bei mir ist's wohl schon fertig?"

Aber der Mann, der gerade seine Leiter neu aufstellte, vergaß vor lauter Verwunderung zu bejahen; denn die Stube, die sie offenbar bewohnte, das war ja das „Herrenzimmer" drüben!

Inzwischen trat in die Eckstube der Hausknecht mit einem Koffer auf der Schulter und bald hinter ihm ein groß gewachsener junger Mann ein, der sich den Koffer gleich aufschnallen ließ und sich dann über die Flacons auf dem Tisch hermachte. Der Tapezierer oben auf der Leiter, dessen Anwesenheit mit vielen Worten vor dem neuen Ankömmling entschuldigt wurde, mußte in sich hinein lachen: er wäre doch nun wirklich dafür gewesen, daß diese beiden Hotelgäste ihre Stuben und auch ihre Sachen tauschten! Wenn das so weiter ging, dann konnte man in dieser verkehrten Welt bald die Wohnungen der Frauenzimmer wie die der Mannsleute einrichten, und auch umgekehrt.

Aus dem Alkoven, in den der kleine Salon überging, kam ein feiner, leichter Duft nach sehr guter Seife und unaufdringlich parfümierter Erfrischungsessenz und mischte sich mit dem süßen Atem der Rosen auf dem Tisch. Der Herr trat vom Waschtisch zurück, wechselte den Rock und stieß die Glasthür auf, die von hier direkt auf eine breite, an mehreren Gemächern entlang laufende Veranda hinausging.

Ein paar Steinstufen führten von hier in den Garten. Unter den großen Kastanienbäumen sah man hie und da Windlampen erstrahlen, an einigen Tischen hatten Gäste

es ſich ſchon zum Abendſchmaus behaglich gemacht. Andere ſaßen auch weiter ab auf den zwiſchen blühendem Geſträuch verſteckten bequemen Rohrbänken und plauderten in der lichten Maidämmerung.

An dem der Veranda nächſtſtehenden der hellerleuchteten Tiſche, an dem zwei einzelne junge Leute ſpeiſten, erhob ſich der eine von ihnen etwas mühſelig und kam leicht hinkend die Steinſtufen hinauf.

„Sind Sie fertig, Alex? Was ſäumen Sie denn, alles wird kalt und geſchmacklos," bemerkte er und nahm den Neuangekommenen unter den Arm. „Ich glaube, Knut gefällt es ganz gut hier — und Ihnen?"

„Ja, auch mir," nickte der. „Es ſcheint ja auch ein ganzes Badehaus mit allen möglichen ſanitären Vorrichtungen dabei zu ſein, vielleicht bekommt der lange Aufenthalt hier Ihnen recht gut, Ferdinand," fügte er hinzu, während er ihn an den Tiſch zurückführte.

„Ach, mir! Ich halt's hier doch nicht mehr lange aus ohne Sie beide. Mir wär's ſchon am liebſten, ich brauchte keinen anderen Arzt auf dem Erdenrund als Sie, Alex."

Der dritte junge Mann am Tiſch hob den feinen blonden Kopf und lachte mit gutmütigem Spott.

„Schöner Arzt das!" ſagte er. „Sie ſorgen wenigſtens dafür, daß einer auf dem Erdenrund ihn daran erinnert."

„Seeliſch meint' ich's," murmelte Ferdinand.

Alex aber erwiderte heiter:

„Belacht es mir nicht, bitte euch. Das große Staatsexamen abſolviert — alſo! Und erinnern thu' ich mich ſelber dran: wenn jemand dermaßen ſeine Trägheit und

mehr noch seine Empfindlichkeit hat überwinden müssen, wie ich zu dem Studium —"

„Um schließlich doch zu bleiben, was ich leider nur temporär sein kann: Der freie Mann," fiel Knut ein. „Sie bleiben ja doch zum Glück der reiche Sohn des reichen Vaters. Also wozu? Verrückt, sage ich!"

„Nicht so sehr verrückt. Man kann sich plötzlich mal — durch Erziehung, Gewöhnung, was weiß ich — plötzlich mal so verweichlicht und verweiblicht vorkommen, daß man in eine Abhärtungswut gerät. Vorurteil meinetwegen."

„Und daß man schließlich gar ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft wird?" bemerkte Knut zweifelnd, während er seinen Zwicker aufsetzte und scharf in den Hintergrund des Gartens spähte.

„Nein. Aber daß man hinterher eine angenehme innere Erlaubnis verspürt, sich nun wieder mit ungetrübtem Genuß gehen zu lassen," erwiderte Alex, schob seinen Teller zurück, schenkte sich Wein ein und zündete eine Zigarette an.

Ferdinand lachte. Der andere hatte nicht recht zugehört. Er schien von dem, was er im hinteren Teil des Gartens sah, ganz erfüllt.

„Was, bitte, sehen Sie eigentlich da so Besonderes?" fragte Alex nach einer Pause.

„Ich sehe Ihre Witwe," entgegnete Knut dumpf.

Ferdinand lachte noch stärker, in der Manier sehr nervöser Menschen, als ob er nicht innehalten könnte.

„Also eine Witwe haben Sie sich zugelegt," bemerkte er und verschluckte sich fast.

Alex zuckte mit den Schultern.

„Keine Ahnung. Wie sollte die denn hierher kommen?“ meinte er.

„Ganz einfach — höchst einfach: Sie ist Ihnen nachgereist. Ich begreife nur diese Geheimthuerei gar nicht,“ stieß Knut sichtlich erregt hervor — „wir sind doch unter uns.“

„Ich weiß von keiner Witwe,“ behauptete Aler phlegmatisch, „es war da freilich eine Witwe im Florentiner Hotel, aber wieso soll das meine Witwe gewesen sein?“

„Sie müssen wissen,“ wandte Knut sich an Ferdinand, „er saß den ganzen Tag mit der Witwe und demonstrierte ihr mit seiner verfluchten Philosophie die Notwendigkeit, da ihre Ehe ihr den Geschmack an einer Wiederverheiratung genommen hatte — was er hochgradig begriff —, sich zum mindesten einen Geliebten zu nehmen. War es nicht so?“

„Doch wohl nicht ganz.“ Aler sah jetzt auch in den Garten hinein und fügte hinzu: „Sie ist es wirklich. Vielleicht irgend ein Zufall. Ich fühle mich unschuldig dran. Denn selbst wenn Sie nicht schauderhaft übertrieben, lieber Knut, so bewiese das doch nur meine Selbstlosigkeit, nicht wahr?“

Knut schob ihm plötzlich die Hand hin:

„Ihr Ernst? Bitte, seien Sie doch eine halbe Minute ernst! Sie haben kein Interesse für die schöne Witwe?“

Aler lachte leise auf. Er machte große Augen.

„Interesse — wie Sie es meinen: nicht die Spur,“ sagte er und schlug ein.

Knut sah verlegen aus.

„Das ist aber doch verrückt! rein verrückt!“ murmelte er, „und ich — ja, was saßen Sie denn bei ihr —.“

Alex antwortete nicht. Er rauchte nachdenklich vor ſich hin. Knut bearbeitete nervös den Kies am Boden mit ſeinem Stock. Dann ſtand er auf und ſah ſich um. Und mit einemmal war er im Hintergrund des Gartens in der Richtung ſeiner beharrlichen Blicke verſchwunden.

Ferdinand fragte nach einer Weile:

„War es denn wirklich nichts mit der Witwe?“

Alex ſchüttelte den Kopf.

„Gar nicht mein Geſchmack. Aber ſie war menſchlich nicht unintereſſant. Muß man bei allem und jedem wie ein Raubvogel ſein? An aller Gier iſt etwas Häßliches. Knut iſt darin ſo — — nun, ich bin nicht beſſer.“

„Doch. Ich glaube, Sie wären es jedenfalls, wenn Sie nicht gerade Balte wären. Ich meine, wenn es ausſichtsvoller, erfreulicher wäre auf baltiſchen Beſitzungen für einen Nichtruſſen. So ſind Sie eben zum Wanderer geworden — aber doch wandern Sie ſchöner und genußreicher als wir anderen, Alex,“ ſagte Ferdinand.

„Ja, es hat ſeinen Reiz. Nämlich das Streifen: von Leben zu Leben — alles nur ſtreifen: aber, wenn möglich, nicht ganz ſpurlos. Dieſe Witwe zum Beiſpiel — die mich als Mann kalt läßt — wird in ihren künftigen Handlungen und Gedanken etwas durch mich, durch unſere Geſpräche mitbeſtimmt werden.“

Alex bückte, während er das äußerte, den Kopf. Er hatte eine Ecke des Tiſchtuches von der ganzen Marmorplatte zurückgeſchlagen und zeichnete mit dem Taſchenblei ein zartes Madonnenköpfchen hin.

Ferdinand beugte ſich vor.

„Die Witwe?“ fragte er.

„Aber, Menſch! wo haben Sie Ihre Augen? Das

kleine liebe Mädel dort am Tiſch rechts. Sie ſitzt zwiſchen zwei alten, graubärtigen Papas, wie eine kleine Holzſchnittmadonna zwiſchen zwei Kirchenheiligen.“

Ferdinand ſchob ſeinen Stuhl unauffällig etwas zur Seite und ſchaute aufmerkſam hin.

„Ein entzückendes kleines Profil hat ſie,“ beſtätigte er, „wie genau Sie das aber getroffen haben! Uebrigens ſteht der ſüße Mund ein bißchen albern offen. Und die feſtgeflochtenen Zöpfchen rund um den Kopf geben ihr was rührend Primitives. Wirklich nicht übel zwiſchen den beiden Graubärten.“

Vom Tiſch her, an dem die drei Perſonen ſoeben ihre Abendmahlzeit beendeten, ſchallte ein breites, lautes Hamburger Deutſch. Nur die kleine Madonna, die höchſtens ſechzehn Jahre zählen mochte, blieb ganz ſtumm.

Alex, der weiter gezeichnet hatte, aber immer wieder mit ſeinen dunkeln Augen, die ausgezeichnet fein und ſcharf zu ſehen verſtanden, hinüberſah, bemerkte plötzlich:

„Ich hab' einen Rivalen. So unſchuldig und lieb dumm ſieht ſie aus und kokettiert doch ſchon. Aber wie! Ich glaub' ſogar, da iſt ſchon ein Einverſtändnis.“

„Mit wem denn?“ Ferdinand ſtrengte ſeine kurzſichtigen Augen an. Er ſah wohl, daß das junge Ding einmal wie zufällig den Kopf zur Seite wandte, und daß ſie dann lebhaft errötete. Aber vielleicht fühlte ſie ſich von ihnen beobachtet. Auf der anderen Seite, über einer Bank im faſt dunkeln Gebüſch, gewahrte man nur einen hellen Glimmpunkt, ſehr klein, wie von einer Zigarette.

Der Kellner kam heran und begann die Tiſche abzuräumen. Ein kühler Abendwind ſtrich durch die Ka-

ſtanienkronen und warf Blütenſchauer nieder. Als Ferdinand leicht fröſtelte und ſich nach ſeinem Ueberzieher umblickte, zog Alex die Uhr und ſagte:

„Gehen Sie lieber jetzt auf Ihr Zimmer. Wir ſind doch nicht hergekommen, um Ihre Geſundheit auf die Probe zu ſtellen. Morgen iſt auch noch ein Tag.“

„Ich geh' ungern,“ erwiderte der andere, erhob ſich aber gleich, „ich bliebe am liebſten mit Ihnen die ganze Nacht auf. Aber Sie bleiben doch noch? Sicher?“

Alex nickte.

„Sicher noch mehrere Tage. Ich wenigſtens. Knut vielleicht nicht — das weiß ich nicht,“ entgegnete er und drückte die blaſſe, kränklich kalte Hand, die ſich um ſeine warmen, ſchmalen Finger faſt klammerte, „gute Nacht!“

Während Ferdinand ſich langſam mit ſeinem etwas hinkenden Schritt entfernte, ſahen die drei am anderen Tiſch unwillkürlich hinter ihm her. Die beiden alten Herren gleichgültig, der kleine Madonnenkopf mit einer leichten Neugier, die Alex plötzlich abſtieß.

Dennoch ſtand er auf und wählte außerhalb des hellen Lichtkreiſes der Windlampen ſeinen Platz ſo, daß er den Tiſch im Auge behielt und auch der glimmenden Zigarette im dämmerdunkeln Gebüſch näher kam.

Ganz deutlich ſah er jetzt, wie die Blicke vom Tiſche aus immer dorthin flogen. Den Oberkörper desjenigen, dem ſie wohl galten, konnte man hinter den Flieder-zweigen nicht erkennen, doch eine Hand ſtreckte ſich einmal ganz lang vor und hob ſich etwas — eine ganz ſeltſam kleine Hand —, und nun machte ſie nach dem Tiſche hin ein Zeichen.

Und das Madonnengesichtchen senkte sich, mit schämigem Rot übergossen, aber es lächelte dabei verlegen und verstohlen. Plötzlich entschlüpfte Alex' Lippen ein schwacher Laut der Verblüffung.

Die beiden Graubärte rüsteten sich zum Aufbruch, das Lampenlicht schien dadurch unbehindert über den Kiesweg bis zur Bank. Und da erblickte man deutlich zwei lange Mädchenbeine in schwarzen Strümpfen vor dem Fliedergebüsch. Das also war der „Rivale"!

Trotzdem behielt für Alex' Gefühl das von ihm beobachtete Spiel etwas Seltsames, Kokettes. Sogar jetzt, wie seine kleine Madonna einen grüßenden Abschiedsblick nach der glimmenden Zigarette warf, sah sie weiblich befangen und dabei listig aus. In ihrer Verwirrung verlor sie den einen ihrer Handschuhe, der neben ihrem Stuhle liegen blieb.

Zu gleicher Zeit entfernten sich noch mehrere Gäste. Einzelne Lampen wurden verlöscht. Ganz still wurde es im Garten. Als die letzten Schritte sich entfernt hatten und der Kellner mit dem klappernden Geschirr um die Ecke bog, vernahm man süß und weich den beginnenden Nachtigallgesang.

Alex rührte sich nicht. Auch sein „Rivale" blieb regungslos auf dem Platz.

Sie ahnten einander mehr, als sie sich wirklich sehen konnten. Aber doch war irgend etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen, das sie aufeinander bezog. Alex kam die Empfindung, als warte ein jeder von ihnen auf den ersten Aufbruch des anderen.

Ein stärkerer Windstoß wehte Duft und Blüten auf die Gartenwege nieder. Die Nachtigall hörte auf zu

ſchlagen. Sie verſtummte ebenſo plötzlich, wie ſie ihr Locklied begonnen hatte.

Alex erhob ſich und ſchritt langſam zum Tiſch, neben dem der kleine Handſchuh am Boden lag und auf dem die Lampe noch brannte.

Da, wie er ſich eben bücken wollte, um den Handſchuh aufzunehmen, ſtand blitzſchnell, wie aus der Erde geſchoſſen, jemand neben ihm. Ein ſchlankes dunkles Mädchen im knabenhaften Koſtüm; ein paar wundervolle braune Augen ſahen ihm voll Spannung ins Geſicht.

Sie ließ ihn den Handſchuh ruhig aufnehmen, dann aber ſtreckte ſie die Hand danach aus:

„Bitte, geben Sie mir den!“

Sie ſtanden einander gegenüber und ſtarrten ſich einen Augenblick ſchweigend an. Dann fragte Alex mit leichter Verbeugung:

„Sie kennen die Dame?“

Ungeduldig ſchüttelte ſie den Kopf.

„Nein. Eben drum. Ich möchte ſie kennen lernen.“

Er lächelte flüchtig.

„Vielleicht bin ich in derſelben Lage —?“

Sie knitterte ihre Zigarette zuſammen und warf ſie in weitem Bogen fort. Dann ſah ſie ihn forſchend an, mit Augen wie ein Unterſuchungsrichter:

„Wer ſind Sie denn?“

„Entſchuldigen Sie — —“ er verbeugte ſich wieder und ſtellte ſich vor — „Baron Alexander Vreſenhof. Hier iſt der begehrte Handſchuh, mein gnädiges Fräulein. Ich tröſte mich gern damit, daß ich mit ſeiner Hilfe Ihre Bekanntſchaft machen durfte.“

Sie griff haſtig nach dem Handſchuh und zuckte ſpottend die Achſeln.

„Ein guter Geſchmack!“ warf ſie nur ſo hin, und fort war ſie.

* * *

Alex ſaß am anderen Tage in der offenen Glasthür zur Veranda. Er hielt ein Buch auf den Knieen, doch las er nicht darin. Seine Blicke ſchweiften immer wieder aufmerkſam in den Garten hinab, wo ſein „Rival“ von geſtern abend von mehreren jungen Mädchen umgeben daſaß. Die kleine Madonna war übrigens nicht darunter — —.

Sein Rival hieß „Hans“ — ſo hörte er ihn rufen, und ſogar im Fremdenbuch ſtand er als „Hans Holtema“. Und nun ſaß er alſo und hielt förmlich Hof — oder richtiger: er machte ihn, denn die jungen Mädchen behandelten ihn ganz als Courmacher.

Das Problem „Hans“ intereſſierte Alex lebhaft, er war nicht recht davon überzeugt, ob wirklich nur etwas Harmloſes dahinter ſtecke. Als die jungen Mädchen ſich jetzt nach dem Ausgang begleiten ließen, legte er ſein Buch hin, warf noch einen Blick hinter ſich in den Eckſalon, wo Ferdinand auf ſeinem Diwan lag und ſchlief, und ſtieg dann in den warmen hellen Garten hinunter.

Wie „Hans“ zurückkehrte, begegnete er ihr geſchickt auf ihrem Wege. Er grüßte ſehr befliſſen und wagte die Frage:

„Nun, mein gnädiges Fräulein, hat der Handſchuh ſeine Schuldigkeit gethan?“

Sie erwiderte den Gruß, antwortete aber nur

indirekt auf die Frage, indem sie höchst unvermittelt sagte:

„Glauben Sie, bitte, nicht, daß ich Ihnen etwa aus Dankbarkeit jetzt meinerseits als Handschuh dienen werde und die Bekanntschaft einfädle. Für junge Mädchen taugt das gar nichts."

Dieser Ton und die erheiternd falsche Erklärung seines Annäherungsversuches verdutzten ihn. Er wußte nicht, wie viel davon er für echt nehmen konnte. So meinte er nur obenhin im Konversationston:

„Das ist ja eine ganz empörend schlechte Meinung, die wir uns von Ihnen zugezogen haben. So ganz untauglich, ohne alle Gnade, machen Sie uns?"

„Was junge Mädchen brauchen, empfangen sie am tiefsten und besten von ihresgleichen," bemerkte sie mit plötzlichem Ernst, wechselte dann aber schnell das Thema und fragte:

„Sie waren doch gestern zu dreien am Tisch? Gehören Sie zusammen?"

„Als Landsleute nicht, aber als Freunde. Wir sind oft zusammen oder treffen aus unseren verschiedenen Heimaten zusammen: ein Däne, ein Belgier, ein Balte."

„O ein Belgier — wie ich!" sagte sie.

„Sie sind Belgierin, gnädiges Fräulein?"

„Zur Hälfte. Meine Mutter war Südländerin. Uebrigens war ich lang nicht in Belgien. Meine Eltern leben nicht mehr."

Ihre Stimme wurde sehr sanft, wie sie diese Worte sagte. Alex fürchtete jeden Augenblick, sie möchte abschwenken und ihn stehen lassen, da sie am Hoteleingang ankamen. Er bemerkte möglichst vorsichtig:

„Es ist so selten, daß man junge Damen so alleinstehend antrifft — fühlen Sie sich nicht einsam?"

„Einsam? Ich habe zu thun. Uebrigens ist das zu unserer Zeit auch nicht selten mehr. — Aber ich habe so viel zu thun, daß —" sie brach ab und fügte mit fast kindlichem Stolz hinzu: „Ich bereite mich zum Abiturientenexamen im Herbst vor. Ja, mein Gott, es ist spät dazu," bemerkte sie schnell, seinen erstaunten Blick nicht verstehend, „ich werde bald einundzwanzig Jahre alt. Aber man kommt nicht immer gleich zu dem, was man erstrebt."

„Wollen Sie studieren? Und was?" fragte Alex, dem sie plötzlich ganz anders vorkam als gestern, fast wie ein Kind.

Sie nickte.

„Jurisprudenz. Um eine Advokatur für weiblichen Rechtsschutz zu errichten," berichtete sie schnell, ohne Zögern.

Er verbiß ein Lächeln. Aber er antwortete nichts. Unmöglich war sie doch nur ein liebes, naives Kind. Nein, das sicher nicht! Ihm fiel ihre Bemerkung von vorhin ein, und nach kurzer Pause fragte er langsam:

„Ich möchte wohl gern wissen, was Sie meinten, als Sie vorhin behaupteten, was junge Mädchen brauchen, empfingen sie am besten von ihresgleichen —? Darf ich es nicht wissen?"

Sie hatte ihn gerade grüßen und ins Haus hineingehen wollen; jetzt blieb sie stehen und entgegnete unschlüssig und gedehnt:

„Das —? O, das ist ja so wichtig und so seltsam — ein Geheimnis."

„Ein Geheimnis —?“

Sie ſchaute ihn an, als meſſe ſie in Gedanken ſeine Begriffsfähigkeit. Ihre Lippen öffneten ſich ein wenig, wie wenn ſie ſprechen wollte, dann ſchüttelte ſie plötzlich den Kopf mit einem tiefen, dunkeln Blick.

„Das ſagt man keinem Fremden. — Ich könnt's ohnehin nicht.“ Damit ging ſie ins Haus.

Alex blieb ſtehen und ſah ihr nach. Die Gelegenheit, ihr hin und wieder zu begegnen, konnte er hier im Garten leicht aufſuchen, aber das hing rein vom Zufall ab. Er wollte unter allen Umſtänden eine Möglichkeit finden, ſie eingehender zu ſprechen, ſie beſſer, nicht unter Redensarten und Komplimenten, kennen zu lernen. Langſam ſtieg er die Veranda hinauf. Morgen wollte er verſuchen, ihr ſeinen Beſuch zu machen.

Als er am nächſten Nachmittag ein paar Worte auf ſeine Karte kritzelte, um ſie durch den Zimmerkellner zu Fräulein Holtema hineinſchicken zu laſſen, ſchaute Ferdinand ihm über die Schulter.

„Alſo die Madonna iſt es nicht mehr!“ bemerkte er nur, „wetterwendiſch ſind Sie.“

„Es iſt vielleicht überhaupt nichts Weibliches,“ meinte Alex lächelnd, „vielleicht nichts als eine Aeußerung — eine Vermutung —, was weiß ich? Ich glaube, daß dieſes ſehr junge Mädchen etwas Bemerkenswertes zu erzählen hat.“

„Was Sie noch nicht wüßten —?“

Alex ſtand auf und ſteckte die Karte ein.

„Ach, Lieber,“ ſagte er, „teilen Sie nur nicht Knuts Allerweltsauffaſſung, daß wir von den Frauen alles wiſſen. Wir wiſſen nichts. Man weiß von allen den Dingen

nur wenig, die man stets nur ganz persönlich auf sich selbst bezieht — und thun wir das nicht mit ihnen?"

Ferdinand schwieg. Knut steckte immer voll interessanter Weibergeschichten, und das erheiterte ihn, den Kranken, von Frauennähe ziemlich Abgeschlossenen. Aber das wenige, was Alex überhaupt merken ließ, wog meist alle Knut-Geschichten auf.

Alex hatte gemeint, daß er in einem der unten gelegenen allgemeinen Wohnräume des Hotels von Hans empfangen werden würde. Zu seiner Verwunderung kam es jedoch anders. Sie arbeitete auf ihrem Zimmer und ließ ihn einfach hereinbitten.

So gelangte er in das „Herrenzimmer", das der Tapezierer für eine so unpassende Mädchenstube hielt. Hans saß hinter einem großen Tintenfaß und vielen Büchern, in etwas längerem Rock als gestern und in einer losen, weichen Bluse. Sie begrüßte ihn ganz so, wie wenn sie seinesgleichen wäre, bot ihm Platz und Zigaretten an, blieb aber vor dem Schreibtisch sitzen.

Während der ersten zwischen ihnen gewechselten Worte richtete Alex seinen Blick auf die schönen jugendlichen Mädchenköpfe an der Wand neben dem Strohsessel, er betrachtete sie mit Interesse.

„Verwandte oder Freundinnen von Ihnen, mein gnädiges Fräulein?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein. Fremde Mädchen und Frauen, deren Photographien ich mir ihrer Schönheit halber zu verschaffen gewußt habe. Manchmal zu meiner großen Freude auch ihren Umgang."

„Um sie vor Männerumgang zu bewahren, nicht

wahr?“ ſcherzte er, bemüht, dem Geſpräch den beabſichtigten Kurs zu geben.

Hans ſah ihn mit ihren dunkeln Augen gleichmütig an.

„Kommen Sie wieder darauf zurück?“ fragte ſie etwas ſpöttiſch, „es iſt doch einfach genug, ſollt' ich meinen: zwiſchen jungen Mädchen und jungen Männern ſpinnen ſich bekanntlich faſt ſtets Liebeleien an. Das führt zu nichts Schönem; — dies allein wollte ich geſtern ſagen.“

„Erſtens ſpinnt ſich's gar nicht immer an, zweitens führt es aber doch manchmal zu was Schönem,“ warf er ein; „oder ſollte die dichter-beſungene Liebe nicht zum Schönen gehören?“

Hans lächelte ſehr überlegen.

„Die Dichter beſingen das, was ſie träumen, nicht das, was iſt,“ bemerkte ſie, „und Mädchen verlieben ſich in das, was ſie träumen, nicht in das, was iſt: deshalb iſt's nichts mit der gerühmten Liebesſchönheit.“

„Realiſiert nicht aber ſo mancher Mann manches Weibes Traum und umgekehrt?“

„Nein!“ entgegnete ſie ſo laut und beſtimmt, daß ihre Stimme hart hinausklang. Dann fügte ſie achſelzuckend hinzu:

„Man braucht gar nicht viel Erfahrung, um das zu wiſſen. Man könnte mir vorwerfen, dann müßte ich viel mehr Männer kennen, als ich zum Beiſpiel während dreier Jahre bei meinen Verwandten in ſehr regem geſelligen Leben geſehen habe, — aber das iſt nicht wahr. Das Gefühl ſagt's einem ſo unwiderleglich: Die Mädchen, die den Mann lieben lernen, kennen ihn gar nicht, ſie geſtalten ihn ſich aus einem eigenen, herrlichen Traum.“

Alex antwortete nicht gleich. Wenn ſie ſprach, kam ſie ihm ſo merkwürdig reif und kindiſch zugleich vor. Es war eine faſt männlich logiſche Ausdrucksweiſe bei aller Naivität des Weſens an ihr, die ſo wirkte.

„Alſo deshalb behaupteten Sie bloß, daß Frauen untereinander ſich viel beſſer und tiefer geben können, was ſie brauchen? Aber wie machen ſie denn das? Erzählen ſie einander ihre Träume? Das muß doch auf die Länge fad ſein.“

Dieſer Vorwurf reizte ſie. Sie ſchüttelte lebhaft den Kopf, ſo daß ihr das kurze braune Haar in die Stirn flog.

„Sie erzählen ſie einander keineswegs, ſondern leben ſie für einander. Eine Frau kann nämlich der anderen gerade derſelbe ideale Halt und Schutz werden, den ſie vom angeblich überlegenen Mann erwartet.“

Alex wurde ſehr aufmerkſam, er ſagte ganz langſam:

„Das iſt mir nicht ganz deutlich. Aber gleichviel. Jedenfalls würde dabei doch nur die eine von den beiden Frauen empfangen, was ſie wünſcht und träumt, die andere jedoch leer ausgehen, denn ihr müßte ja lauter männliche Eigenſchaften für die andere in ſich entwickeln, und wo bliebe da ihr eigener Glückstraum?“

Hans bückte ſich und kreuzte die Arme um ihr Knie. Sie lächelte unmerklich.

„Sie ſind ganz ſchlau!“ meinte ſie anerkennend.

„Das will heißen: Sie halten uns im allgemeinen für recht begriffsſtützig?“

„Nun — viel iſt mit Ihnen meiſtens nicht los. Wenn ſich's nicht um zwei mal zwei gleich vier handelt. Aber trotzdem kann ich Ihnen kaum erklären, was Sie wiſſen wollen — es iſt ſchwierig.“

„Ich kann es mir denken. Es sind wohl Dinge, die nur halb klar im Gefühl schweben — — so rechte weibliche Gefühlsdinge."

„O nein!" Hans stand unwillkürlich auf. „Es ist eine ganz zusammenhängende Theorie, die ich mir darüber gebildet habe."

Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen den Schreibtisch, und ihm ihr blasses, schmales Gesichtchen voll zuwendend, sagte sie lehrhaft:

„Wissen Sie, was Liebe ist? Ich meine: das Tiefste an ihr? Ich will es Ihnen sagen: Das ist ein Geheimnis des vollkommenen Miterlebens dessen, was im anderen vorgeht. Man geht wie in Hypnose, wie mit ihm selber vertauscht und verwechselt, seinen leisesten Seelenregungen nach, genießt sie, erlebt sie, in ihm. Daher nennt man Liebe sogar eine Art Wahnsinn oder Besessenheit durch einen anderen. Was folgt daraus? Es folgt daraus, daß alle beide dasselbe erleben — sozusagen identisch werden — oder im besonderen Fall, von dem Sie sprechen: auch diejenige Frau, die um der anderen willen männliche Stärke und Tüchtigkeit entwickeln muß, genießt das Glück der anderen mit, die sich ihrerseits sanft und weiblich anschmiegend fühlen darf. Sie genießt es, als geschehe es ihr selber, als *sei* sie das selber."

„Die Anwendung dieser Theorie scheint mir allerdings eine recht geheimnisvolle," bemerkte Alex zögernd und unterdrückte den Wunsch nach eingehenderen Fragen, „aber Sie haben sie jedenfalls erprobt?" fügte er hinzu und erhob sich gleichfalls.

Hans nickte und sah vor sich hin.

„Ja. Es macht mich wie ein täglicher Ansporn zu

allem tüchtiger und kräftiger," verſetzte ſie einfach, „ich würde ohne das vielleicht nicht ebenſo ſtrebſam arbeiten. Ich möchte, daß die Frauen ſehen, wieviel man kann."

„Arbeiten Sie auch nicht zu viel? Sie ſehen eigentlich ganz ſchmalwangig aus," fragte er, ſich verabſchiedend.

Sie gab ihm freundlich die Hand.

„Ich ſoll ein paar Wochen aufs Land, hat der Arzt geſagt. Mein Profeſſor, bei dem ich die meiſten Lehrſtunden habe, verreiſt nämlich leider auf zwei Wochen," ſagte ſie.

„Aber ich hoffe: heute und morgen noch nicht. Ich hoffe ſehr, Sie noch zu ſehen," erwiderte Alex als er hinausging.

Er glaubte, daß Ferdinand ihn ſchon erwarte, und ging deshalb in ſein Eckzimmer zurück. Indeſſen ſaß Ferdinand dort am Tiſch, umgeben von loſen beſchriebenen Blättern, und ſchaute zerſtreut auf, als er kam.

„Aller Welt fall' ich in die Arbeit, und nur ich faulenze," äußerte Alex und ſetzte ſich zu ihm. „Sie Glücklicher, der ſich mit Dichtertalent beliebige Welt ſchaffen kann."

Ferdinand warf die Feder hin.

„Ja, ſeit Sie bei mir ſind — nur dank Ihnen, Alex. Da raff' ich mich etwas auf. Viel iſt's ja ohnehin nicht. Mit der wackligen Geſundheit und dem alten Beinſchaden — ja, wenn ich leben könnte, erleben, wie ihr!"

„Dann würden Sie ſicher nichts leiſten — wie wir. Das Leben iſt die große Verſuchung. Nicht nur in einem gemeinen, gewöhnlichen Sinn. Sondern man kann dran auch wirklich eine Unmenge geiſtiger und ſelbſt poetiſcher

Kraft einfach verſchleudern — ſo im bloßen beſſeren Genußleben ſelbſt.“

Ferdinand lehnte ſich müde in den Diwan zurück, worauf er ſaß.

„Sie wiſſen einen wenigſtens immer zu tröſten,“ meinte er lächelnd, „aber nun: Ihre Amazone? Wie war die nun? Furchtbar männerfeindlich, abweiſend, trotzig, Kratzbürſte — was? So ſind dieſe ja alle.“

„Das iſt ſie nicht — nicht einmal das,“ ſagte Alex langſam.

„Dazu gehört ja auch ſchon eine Spur des Sich-Weib-Fühlens, zu allem trotzigen Amazonentum überhaupt gehört ſchon der Widerſpruch gegen den Mann. Sie aber iſt ganz einfach zutraulich, wie wenn ſie unſeresgleichen wäre. Das hat bis jetzt viel Zauber, unſtreitig. Aber ſpäter!“

Er riß ein Blatt Papier aus dem herumliegenden Haufen heran und zeichnete mit raſchen, ſo heftigen Strichen, daß die Feder ſpritzte, ein Geſicht hin, das Hans etwas glich: einem gealterten, vermännlichten Hans mit ſcharfem, höhniſchem Zug vom Naſenwinkel nach dem Mund.

„Pfui Teufel!“ rief Ferdinand, „das wär' ja aber ſchade! Muß ſie ſpäter mal ſo ausſehen? Gibt's dagegen kein Mittel, Sie Arzt und Philoſoph?“

„Bin leider nur Dilettant und Stümper,“ murmelte Alex und vertiefte mit nervöſer Hand überall die Schatten, bis die Tinte auf dem Papier zuſammenlief; „ſie müßte in Geſchmack kommen. Geſchmack bekommen an unſereinem. Gleichviel ſchließlich, wodurch und an wem: rein als Kur.“

Ferdinand blinzelte ihn hinter halb geſchloſſenen Lidern an. Er berechnete in dieſem Augenblick, daß Alex nun vermutlich noch mehrere Tage hier zu halten ſein würde: und er irrte ſich nicht.

Es folgten ſommerlich warme, ſchwüle, gewitter-geladene Tage, und dennoch blieb Alex noch. Zwar war er nicht immer mit Ferdinand zuſammen. Er verließ ſofort ſeinen Platz neben ihm, wenn er Hans im Garten erblickte, und einmal ritt er ſogar mit ihr aus.

An einem Spätnachmittage ſahen ſie beide die kleine hamburgiſche Madonna, die übrigens bei Tageslicht und im modiſchen Hut viel von ihrem Frührenaiſſancereiz ver-lor, mit allen Zeichen der Furcht und der Heimlichkeit aus einer Laube des Gartens ſchleichen. Gleich darauf hing ſie ſich einem der alten Herren, der, offenbar nach ihr ſuchend, gerade vorüberkam, harmlos plaudernd in den Arm.

Alex ging auf die Laube zu; leſend und rauchend ſaß Hans darin.

„Was war denn das?“ fragte er mit einer Stimme, deren unterdrückte Erregung im Ton ihn ſelbſt wunderte, „verkehrt etwa die kleine Madonna heimlich mit Ihnen?“

Hans nickte.

„Alberne Leute!“ bemerkte ſie gleichgültig, „weil ſie mich für eine emanzipierte Studentin anſehen, fürchten ſie, daß ich ſie beiße.“

Alex kam dicht auf die Laubenbank zu.

„Iſt es nun nicht eine Art von Verführung, die Sie da treiben? Verführung zu Heimlichkeiten?“

„Ach ja. Verführung zu allem Guten. Schlimm genug, daß die heimlich ſein muß.“ Hans atmete tief auf und ſah ihn mit glänzenden Augen an. „Wenn

Sie wüßten, wie es dies kleine Ding glücklich macht — sie sieht förmlich zu mir auf wie zu einem Ideal.“

„Und das gefällt Ihnen gar gut, glaube ich?“

Alex hatte sich zu ihr gesetzt und sah erregt und ungeduldig aus.

Hans schüttelte leise den Kopf und senkte ihn tief.

„Ist denn das eine Frage des bloßen Gefallens?!“ entgegnete sie ernst, „es ist ja das Höchste und Schönste, was so ein junges Ding überhaupt kriegen kann, es ist das, was wir alle so unmenschlich ersehnen! Das bezieht sich ja nur ganz scheinbar auf meine Person — so eitel und kindisch bin ich nicht —, ich aber leite es ab nach irgend einer Richtung, die so ein armes Menschendasein neu belebt, anregt, vielleicht ihm dauernd einen größeren Anhalt gibt. — Mehr vermag ein Mensch am Menschen nicht.“

Ihre Stimme klang tief und traurig. Alex schwieg betreten. Er hatte das Gefühl, daß sie in diesem Augenblick weit über ihm stand. Aber auch, daß er sie gern in die Arme genommen und geküßt hätte, dies sonderbare Kind mit den fast priesterlichen Gedanken.

Nach einer Weile sagte sie müde:

„Morgen reise ich.“

„Morgen schon? Warum so bald?“

„Ich will erst hinausfahren und zusehen, ob ich mir eine schöne Unterkunft finde. Ich will das Isarthal hinauf. Mein Gepäck für ein paar Wochen kann ja hinterher kommen.“

„Natürlich begleitet Sie eine ganze Mädchenhorde?“ bemerkte er unzufrieden.

„Nein. Ich bin dafür zu müde und abgespannt. Warum fragen Sie denn danach?“

„Weil ich Sie ſonſt begleiten, Ihnen helfen möchte.“

„Sie? Ach, wozu? Ich bin ſo gewöhnt, mir in allen Dingen ſelbſt zu helfen.“

„Vielleicht entwöhnen Sie ſich davon auf einen einzigen Tag —?“

Nach einer Pauſe meinte ſie:

„Gut. Auf einen Tag. Obgleich es ſonderbar iſt. Warum wollen Sie das eigentlich?“

Alex ſchwieg.

Dann fragte er leiſe:

„Wiſſen Sie es nicht —?“

Darauf kam keine Antwort.

* * *

Noch war es früh am Abend, aber da, wo der Zweiſpänner zwiſchen Breuerberg und Kochelſee in das ſanft aufſteigende Gebirg hineinfuhr, breitete ſich ſchon die beginnende Dämmerung aus. Der Wagen kam heute zum zweitenmal hier herauf. Das erſte Mal, als Hans und Alex die Bahnſtrecke verlaſſen hatten, und, nach einem guten Marſch, mitten in den blühenden Frühling hinausfuhren, um nun wirklich die begehrte Unterkunft für einige Wochen vor Abend zu finden. Weg auf, Weg ab erſchien Alex nichts ſchön genug, bis er endlich im kleinen Gebirgsort, dem ſie ſich jetzt näherten, bei Wirtsleuten, die ihn ſelbſt vor Jahresfriſt beherbergt hatten, einigermaßen zufrieden geſtellt wurde.

Eigentlich blieb nun kein Grund mehr, ſich nicht zu trennen, wenn er noch einen Münchener Zug zurück erhaſchen wollte. Aber da war es ihm als dringend nötig

eingefallen, ſich mit Hilfe der ausgeruhten Gäule noch einmal davon zu überzeugen, ob die Nachbarortſchaften nicht doch am Ende noch ſchöner gelegen ſeien.

Der Frühſommer in ſeiner ganzen erſten Zartheit und Friſche duftete und ſang um ſie. Längſt verſtummte jedes Geſpräch. Nur Alex warf hin und wieder ein Wort hin, des Kutſchers wegen, der abgeſtiegen war und ſchweren Schrittes neben den beiden Pferden herging, deren kleine Halsglocken eintönig in die Stille hineinklangen.

An Alex' Erinnerung zogen langſam allerlei Bilder — dieſem nicht unähnlich — im immer wechſelnden Rahmen der äußeren Umſtände und Geſtalten vorüber, und er entſann ſich, wie oft er nach ſolchem ſelig ſchönen Tage freien Herzens weiter gewandert war. Es war ja auch heute nichts als ein ſchöner Tag geweſen. Dennoch durchbebte ihn das Bewußtſein, daß da neben ihm, dicht neben ihm, der ſchmale, ſchlanke Arm ſich unwillkürlich an den ſeinen ſchmiegte, und daß Hans mit den dunkeln Augen — dunkel wie ſeine eigenen, als ſeien ſie Geſchwiſter — in vollkommener Selbſtvergeſſenheit in die Landſchaft ſtarrte.

Es ſchien ihm, als riefe ihn das Gebimmel der kleinen Glocken an: „Wandere nicht weiter! Wandere nicht weiter!“ Ja, als riefe es ihn zur Raſt und Ruhe und endlich zum Glück ohne Vorübergehen.

„Jetzt ſind wir gleich da!“ ſagte er halblaut, als der Kutſcher wieder auf den Bock ſtieg, „und jetzt muß ich gleich fort,“ fügte er hinzu und beugte ſeinen Kopf tiefer zu dem emporgerichteten wie verklärten Geſichtchen, deſſen Züge er nicht mehr genau erkennen konnte. Aber ſein rechter Arm, der hinter Hans längs dem Rückpolſter des Gefährtes ausgeſtreckt lag, machte dabei eine

leiſe — leiſe Bewegung, die ſie gegen ſeine Schulter ſinken ließ.

Es geſchah faſt willenlos bei beiden. Die Stunde war da. Ihre Hände und Lippen fanden ſich — noch nie war eine Hand, noch nie ein Mund dem ſeinen in ſo zitternder Erſchütterung entgegengekommen.

Alex wußte ſich zu wenig eitel, um dieſen ſtammelnden Rauſch, mit dem Hans ihm im Arm lag, zu überſchätzen. Geſtern und die letzten Tage noch war ſie ja ſo ſchlicht zutraulich gegen ihn geweſen. Wenn jetzt das enge Zuſammenſein, die Nähe des Mannes, dem ſie vertraute, ihr Blut in Wallung gebracht — dies ſüdländiſch heiße Blut hinter allen ihren Mädchengrillen —, ſo bedeutete das noch nicht ernſte Liebe. Aber konnte denn nicht werden, was noch nicht war?

Der Wagen hielt vor dem abſchüſſigen Fußpfad, der zum Bauerngehöft hinaufführte. Weit und breit war niemand zu ſehen. Im ruhigen Abendrot lag der Hof mit den angrenzenden Wieſen da; man konnte das feine eifrige Zirpen der Grillen im hohen Wieſengras deutlich vernehmen.

Die Wirtin, die vielleicht noch einmal in ihre Felder gegangen war, hatte fürſorglich eine Kerze im blanken Blechleuchter auf das Geländer der Holzveranda geſetzt, falls es ſpät würde. Ueber dieſen Holzbalkon, der dicht am niedrigen Hügelabhang aufſtieg und von Hans mitgemietet worden, gelangte man in die beiden kleinen Bauernſtuben.

Sie ſtrauchelte faſt, als Alex ſie über den taufeuchten Raſen hineingeleitete, ſie ſchlang ihre Hände um ſeinen Arm, an dem ſie hing, als zitterten ihre Kniee.

Wie ſie in der Veranda ſtand, glitt ſie auf einen Stuhl und brach in Thränen aus.

Alex kniete neben ihrem Stuhl nieder und wollte ihr kleines blasses Gesicht mit Küssen bedecken, aber sie entzog sich ihm rasch, trocknete ihre Augen und sagte:

„Steh auf! Du darfst nicht knieen. Niemals vor mir. Ich will dir in allem dienen. Ich liebe dich!"

Er umschlang sie innig und fühlte in diesem Augenblick nur Dank und Glück.

„Wann ist das nur über dich gekommen, Hans?"

„Das weiß ich nicht," versetzte sie naiv, „es kam, wie wir im Wagen saßen."

„Im Wagen?! Gar nicht eher?"

„Eher wußt' ich es nicht. Aber mir scheint jetzt, als ob ich immer — immer auf dich allein gewartet hätte. Um dir allein zu folgen, um zu dir allein aufzusehen?"

„Ach, lieber, dummer Hans! Verlangtest du das nicht gerade von den anderen? Sollten die nicht zu dir aufsehen?"

Sie mußte zwischen ihren Thränen lächeln und wurde ganz rot.

„Ja, gewiß bin ich dumm! Das war vermessen und kindisch. Das war nur, weil ich dich nicht hatte. Da mußte ich's wenigstens an anderen sehen, wie süß — wie süß das ist. O du! Du allein kannst alles, weißt alles, wirst mich alles lehren. So sahest du auch aus. Alles an dir sah so vollkommen aus — anders als an den gewöhnlichen Menschen —, so lieb und so schön."

Ihre Wangen brannten jetzt und ihre Augen glänzten wie in Ekstase. Alex hatte sich neben sie gesetzt und zog sie an sich. „Meint sie auch eigentlich mich mit dieser großen Liebe?" schoß es ihm mitten in seiner Erregung durch den Kopf, „verwechselt sie in ihrer Unschuld nicht ihre eigene momentane Aufwallung mit großer Liebe —

und ebenſo mein äußerliches Weſen, das ihr wohl gefällt, mit meinem inneren Menſchen, den ſie gar nicht kennt?“

„Ich will dich vieles lehren!“ ſagte er dabei laut und küßte ihre kalten Hände, „all das viele, was zur Frau gehört und wovon du noch ſo wenig weißt —, womit du dich noch gar nicht befaßt haſt, du ſtudentiſcher Bub. Wie ein ſchöner Schmetterling ſollſt du mir aus der Puppe ſchlüpfen. Dein Haar laſſen wir auch wieder lang wachſen. Nicht wahr? O ſieh, wie ſchade, daß du dir ſolchen Bubenkopf gemacht haſt und ich nun nicht damit ſpielen kann. Warum trägſt du es ſo kurz? Und ſeit wann?“

Sie ſchmiegte ſich ſchüchtern an ihn.

„Ich liebe langes Frauenhaar!“ geſtand ſie, „aber für mich ſelber — da nimmt es ſo viel Zeit, es zu pflegen. Ich riß immer fürchterlich dran, jeden Morgen ärger — und endlich —“

„Endlich riß die Geduld und das Haar mit?“

„Ja!“ bekannte ſie und lachte leiſe.

„Aber jetzt wirſt du Zeit dazu haben. Und noch zu vielem Aehnlichen. Du wirſt dich pflegen und ſchön werden für mich. Nicht wahr? Soll ich dir ſagen, was ſo ſchön an dir iſt? Willſt du es wiſſen? An all deiner ſcheinbaren Bubenhaftigkeit? Daß du von der weiblichen Koketterie noch nichts weißt und alles empfängſt und entfalteſt erſt durch Liebe.“

„Doch keine Koketterie?“ fragte ſie erſtaunt und ſah ihn an.

„Nein — das iſt ja nur ſo ein Wort dafür — für Schönheitsentfaltung. Du wirſt ſchon ſehen! Und ich — ich will dich mit allem Holden umgeben, was ich erſinnen kann. Meine Frau ſoll ſich wie eine kleine Königin fühlen.“

Sie horchte aufmerkſam, als erwarte ſie, daß er fortfahren ſolle, die Herrlichkeiten des zukünftigen Ehelebens aufzuzählen. Als nichts mehr kam, that ſie es für ihn:

„Und dann werden wir beide arbeiten. Das heißt: Ich ja nur als deine Schülerin. Du mußt mir alles erzählen, was du thuſt und treibſt und wie ich daran teilnehmen kann. Du mußt nicht etwa denken, daß ich für mich ehrgeizig bin! Nein! Was das anbelangt, ſo kann ich gern alle meine Bücher verbrennen. Ich werde nur auf dich ſtolz ſein — aber unbändig ſtolz. Nicht wahr, dann fühle ich mich doch erſt wie eine wirkliche Königin? Nur weil ich in deinem Streben aufgeh!“

Alex ſtreichelte über das kurze, weiche braune Haar.

Er ſchwieg darauf. Eine ſonderbare, unangenehme Empfindung miſchte ſich faſt erkältend in ſeine ehrliche Verliebtheit. Im Augenblick wußte er nicht recht, was es war, aber er fand keine Antwort.

Hans bemerkte ſein Verſtummen.

„Was iſt dir?“ fragte ſie leiſe und ſehr lieb.

„Nichts, nichts. — Ich glaube, nebenan rumort die Wirtin ſchon. Hörſt du nicht? Sie wird uns den Abendimbiß im Nebenzimmer aufgedeckt haben. Es wird ihr auffallen, wenn wir nicht hineingehen — was meinſt du?“

Hans nickte folgſam. Sie ſtand auf und guckte durch die Thür ins Zimmer. Da war der Tiſch mit grobem Leintuch ſauber gedeckt und eine frugale Abendmahlzeit, aus Käſe, Butter, Schinken, Brot und einer mächtigen Kanne Bier beſtehend, befand ſich darauf. Eine kleine Lampe mit gläſernem Fuß erhellte nur notdürftig das tiefe Stübchen mit ſeinem Rieſenbett und der Fenſterniſche voll blühender, gewürzig riechender Geranien.

Die Wirtin ſelbſt hatte ſich mit einem Gruß und der Anfrage, ob noch was fehle und was der Kutſcher zur Nacht haben ſolle, zurückgezogen. Hans ſetzte ſich an den Tiſch und ſtarrte in die Flamme, ſie dachte nicht daran, zu eſſen.

Alex ging einigemale im Zimmer auf und ab, dabei ſchaute er ſie doch voll Entzücken an: ſah ſie nicht wie berauſcht und verklärt aus? Was aber würde ſein, wenn ſie ſich erſt näher kannten, wenn ſie verheiratet waren? Nein, vielleicht morgen ſchon — übermorgen — beim erſten wirklichen Klarwerden der Zukunft?

Hans würde immer einen idealen, unerhörten Maßſtab an ihn legen, dem er entſprechen mußte, wenn ihr Rauſch von heute abend je mehr werden ſollte als nur ein verfliegender Rauſch — wenn ſie ihn lieben ſollte. Sie wußte genau, was ſie wollte, und erwartete alles von ihm. In ihrer Demut lag etwas verborgen, wovor ihm graute.

Jetzt hob Hans den Kopf und konſtatierte zerſtreut:

„Wir können beide nicht eſſen.“

„Das braucht die Wirtin nicht zu wiſſen,“ bemerkte Alex, trat an den Tiſch, ſchenkte Bier in die Steinkrüge und ſchnitt Brot und Käſe an.

Dann ließ er das Meſſer ſinken, blickte Hans in die Augen und fragte plötzlich:

„Sage mir, was thäteſt du nun, Hans, wenn ich gar nicht der wäre, für den du mich ohne weiteres hältſt? Gar kein ſolcher Ausbund von Idealität und Kraft und Strebſamkeit und was weiß ich noch alles — würdeſt du mich dann auch lieben?“

Sie verſtand ihn gar nicht gleich. Wie ſie ſo daſaß, war ſie gerade in die ſtille innere Beſchäftigung vertieft geweſen, allerlei geheimſten und ſchönſten Sehnſuchtsbildern,

die ſie je beſeſſen hatte, einen beſtimmten Namen und ein beſtimmtes Bild unterzulegen — Alex' Bild und Namen.

Als ſie ſeine Frage aufgefaßt hatte, mußte ſie daher lächeln. Sie bemerkte nur treuherzig:

„Wie ſollteſt du ſonſt wohl ſein?“

„Wie? Nun, ich könnte eine ganz andere Auffaſſung vom Leben haben und ſchließlich auch eine andere Auffaſſung von der Frau und ihren Aufgaben. Ich könnte einer von den dir ja bekannten Männern ſein, die euern manchmal ſehr anſpruchsvollen und weltfremden Traum vom Leben gar nicht erfüllen. Würdeſt du dann ſtatt all der großen Demut etwas Nachgiebigkeit zeigen? Würdeſt du ſolchen Mann auch lieben —?“

Hans ſah ihn ſchweigend mit großen Augen an. Dann ſchüttelte ſie langſam den Kopf.

Eine Weile war es ſtill. Alex dachte bei ſich: „Sie würde ſofort enttäuſcht ſein — beim erſten Anlaß.“ Und als er ſich das vorſtellte, bäumte ſeine Eitelkeit ſich hoch auf, dieſe ihre Enttäuſchung wollte er nicht erleben. Nein, auf keinen Fall —.

Die Wirtin klopfte an die Thür und kam gleich darauf herein, um abzuräumen. Als ſie ſah, daß wohl kaum gegeſſen worden war, entfernte ſie ſich wortlos.

Alex ſagte etwas heiſer:

„Du ſiehſt, ich muß gehen. Es iſt auch Zeit. Bis Breuerberg komme ich noch.“

„— Und: wann?“ fragte Hans faſt nur durch eine Lippenbewegung.

„Ich muß zunächſt nach München zurück. Aber dann komme ich — ſchreibe ich. Oder du kommſt. — Wir richten's ſchon ein.“

Sie ſtand langſam auf, ging am Tiſch vorbei und brachte ihm ſelbſt ſeinen Hut, der auf dem Fenſterſims lag.

Durch die offen gebliebene Thür traten ſie auf den Holzbalkon hinaus. Hans lehnte ſich mit dem Rücken gegen das Geländer. Das Lampenlicht blinkte in hellem Streifen über die beiden hin. Ihr Geſicht ſah ernſt, es ſah gequält und erſtaunt aus.

Und plötzlich hing ſie an ſeinem Halſe:

„— Warum ſagteſt du — warum fragteſt du — das vorhin —?“

Alex ſchwieg.

Sie ſchauten einander in die Augen, tief und ehrlich, als müßten die Augen allein ihnen alles verraten, ſie über alles aufklären, beſſer, als Menſchenmund vermag.

In ihren Augen lag Liebe. Aber neben der Liebe noch ein anderes, fremdes, ein Etwas, das bange und zaudernd ſich ſelbſt zu fragen ſchien: „Biſt du es denn, den ich liebe —?“

Vielleicht gingen ein paar Sekunden hin, ihm jedoch ſchienen es Minuten, Stunden, Ewigkeiten.

Alex kam es vor, als ob ſie Abſchied voneinander nähmen, als ob leiſe verſtohlen ſich alles wieder löſte, was eben erſt geknüpft war.

Er ertappte ſich auf dem halben Wunſch, es möchte ſo ſein.

„Leb wohl!“ ſagte er gepreßt und ſetzte ſchnell hinzu: „Auf Wiederſehen.“

Hans fröſtelte zuſammen. Langſam ließ ſie ihn los und blieb ſtehen, blaß, ſtill, wie inmitten einer ungreifbaren Kühle, die ſie umgab.

Sie wollte etwas erwidern, machte aber ſtatt deſſen

nur eine Handbewegung, die ihn fortwinkte oder ihn grüßte, und trat ins Zimmer zurück.

Alex ſtieg mit zögernden Schritten hinunter. Er ging über das Wieſengras dem Fahrdamm zu, der hellgrau durch die dichte Dämmerung ſchimmerte. Dann hielt er inne, wandte ſich um und näherte ſich von neuem dem Holzbalkon.

„Hans!“ rief er leiſe.

Aber ſie antwortete nicht mehr.

Er ſtand lange im hohen, feuchten Gras und ſchaute nach ihren Fenſtern. Er wollte die Nacht doch lieber in ihrer Nähe zubringen. Jenſeits der Fahrſtraße lagen mehrere Gehöfte, wo er unterkommen würde.

Morgen in aller Frühe konnte er ſie dann noch einmal ſehen —.

— — — — — — — — — — — —

Den nächſten Abend ging es ſehr luſtig zu im alten Hotelgarten in München. Man hatte ſogar bunte Lampions zwiſchen einige von den Kaſtanienwipfeln gehängt. Eine heitere Geſellſchaft ſaß an einer großen Abendtafel darunter: Knut war von kurzer Tour zurückgekommen, er hatte ſich unterwegs einer Familie mit drei wunderhübſchen Töchtern angeſchloſſen, und dieſe fand im Münchener Hotel unerwartet Bekannte, auch vorwiegend weiblichen Geſchlechts. Die Champagnerpfropfen knallten. Selbſt Ferdinand ſaß dabei, in eifrige Unterhaltung mit einer jungen Engländerin vertieft, er fand noch nicht einmal Zeit, Alex nach dem Erfolg ſeines Ausfluges zu fragen.

Alex hatte nicht mitgetafelt. Er ſtand nur dabei, an den Stamm einer Kaſtanie gelehnt, wechſelte die notwendigſten Worte mit den Zunächſtſitzenden und ſchaute wie gebannt in die friſchen, lächelnden Mädchengeſichter.

Es kam ihm vor, als sähe er heute zum erstenmal wachen Auges solche Gesichter mit all den Gedanken, die, unklar und seltsam, sich hinter den weißen Stirnen bewegen mochten. Und er dachte sich Hans mitten unter ihnen, er meinte zu hören und zu verstehen, was sie miteinander naiv zuversichtlich träumten und ersehnten. Einen ganzen zarten, lieblichen Mädchenreigen sah er, den in Wahrheit nie ein Mann durchbrach.

Dann kam der Mann, das wirkliche Leben, der Kampf und die Resignation.

Ja, alles das verstand er heute, und alles das hatte er Hans heute geschrieben. Besser verstehen konnte sie kein anderer, Ideale gab es auf Erden nicht, er liebte sie und sie würde es bei ihm so gut haben wie nirgends.

In aller Morgenfrühe hatte er sie heute wieder sehen wollen. Er war auch die Wiesenhänge hinaufgewandert, sobald er Leben auf dem Hof bemerkte. Da — seitwärts vom Holzbalkon blieb er stehen —

Hans stand dort, an die Holzwand gelehnt, den Kopf tief auf die Brust niedergesenkt, die Augen geschlossen und die schmalen Wangen feucht. Ihre Arme hatte sie hinter sich mit eigentümlicher Gebärde längs der Wand ausgestreckt, wie jemand, der schlafwandelnd Halt sucht.

Weiter sah er nichts. Weiter war es auch nichts.

Und doch stieg etwas in ihm auf wie Scham, ihr gegenüberzutreten.

Unwiderleglich sicher fühlte er plötzlich, daß auch über Hans, all seiner Liebe und Fürsorge ungeachtet, Einsamkeit ruhen würde lebenslang.

Eine Nacht.

Ein junges, ſchlicht gekleidetes Mädchen tritt in den Haupteingang zum Allgemeinen ſtädtiſchen Krankenhauſe.

Das lange gelbe Spitalgebäude nimmt ſich, von der Straße aus betrachtet, recht trübſelig aus, drinnen aber, im großen erſten Hof, ſtehen die mächtigen alten Kaſtanien in voller Maiblüte, und auf den Bänken unter den tiefhängenden Zweigen ſieht man in der Dämmerung Rekonvalescenten im hellen Spitalanzug daſitzen und friedlich miteinander plaudern. Im warmen Lufthauch ſinken die Blüten matt von den Bäumen und nach längeren Regentagen verbreiten ſie doppelt ſüß ihren Duft mitten im Geruch von Jodoform und Karbol, der hie und da aus einem der weit geöffneten Fenſter dringt.

Das junge Mädchen geht an der Pförtnerloge vorüber und quer durch die Baumanlagen dem Direktionsgebäude zu, ohne daß der dicke Portier mit ſeinem würdevollen Ernſt an ſie die übliche Frage richtet, zu wem ſie wolle. Denn er kennt ſie, vor einiger Zeit hat ſie hier am Scharlachfieber krank gelegen und darauf wiederholt einen der Aerzte in der Abteilung zu ſprechen gehabt. Nur die Gasflammen, die im Treppenraum des Direktionsgebäudes ſchon angezündet ſind, leuchten grell und neugierig in das feine Geſichtchen, auf dem ein zugleich ſchalkhaftes und furchtſames Lächeln ſteht — furchtſam

gemacht durch jeden leichten Tritt, der so sonderbar deutlich widerhallt in dieser fast feierlichen Stille.

Dann kommt von den oberen Stockwerken eine ältliche Wärterin in weißer Schürze und Haube und mit ernster, beschäftigter Miene; auch sie stellt keine Fragen; auch ihr scheint es natürlich, daß niemand hier aus und ein gehen kann, als wer dazu gehört, — leidend oder handelnd in diesen Klosterfrieden eines Krankenhauses gehört.

Zwei Treppen hoch bleibt das Mädchen vor einer der dick ausgepolsterten Doppelthüren stehen, hinter denen die Einzelzimmer der jungen Sekundärärzte liegen, blickt sich scheu nach allen Seiten um, dreht leise den Schlüssel im Schloß, zieht ihn wieder heraus und öffnet behutsam.

Im kleinen, quadratischen Raum mit dem hochgelegenen breiten Erkerfenster brennt eine Lampe auf dem Schreibtisch dem Bett gegenüber.

Niemand ist im Zimmer. Aber während sie ihren dunklen Strohhut ablegt, klopft es von außen an die Thür. Sie hält erschrocken inne, behält den Hut in der Hand, hält den Atem an. Da klopft es wieder und wieder, jetzt stärker. Und noch einmal. Eine weibliche Stimme, dicht an der Thürritze, sagt flehend: „Herr Doktor, ich bitt' Sie, um Gottes und aller Heiligen willen, — kommen Sie zu uns! Wir warten in Aengsten auf Sie! Herr Doktor, ich bitt' Sie!"

Dann eine Pause. Ein tiefer Seufzer. Jemand kratzt mit dem Griffel auf der kleinen bei der Thür ausgehängten Schiefertafel herum. Endlich entfernen sich die Schritte den Gang hinunter, — zögernd, widerwillig.

Nach ein paar Minuten kommen andere Schritte die

Treppe herauf, — ſie ſpringen ſie herauf, — immer über zwei Stufen auf einmal. Ein leiſes beſonderes Klopfzeichen an der Thür, und ſie wird vom Mädchen geöffnet.

Ein junger Menſch tritt ein, ein langer, blonder Menſch mit ſehnigem Hals und noch ſchmalem Bruſtkaſten, beide Arme voll papierumwickelter Bierflaſchen und kleiner Tüten. Er wirft alles von ſich, auf den Tiſch, auf den alten lederbezogenen Diwan — wo es gerade hinfallen mag —, und faßt mit beiden Armen nach dem Mädchen, und drückt es feſt — feſt an ſich.

„Endlich! endlich!“ murmelt er, vom raſchen Gange noch atemlos, „— du Liebſtes! mein liebſter Menſch du! Wie ein Stück Glück ſteht ſie da in meinem Zimmer. Hundert, — hunderttauſendmal haſt du mir gefehlt.“

Er ſchaut ſo friſch und gut und lebensfroh aus mit ſeinem jungen, beinah noch bartloſen Geſicht.

Aber ſie ſieht ihm verwirrt in die frohen Augen, — etwas ängſtlich.

„— Berthold, es hat geklopft. Jemand kam nach dir.“

„Nun? — und? — hat man dich im Zimmer gehört, bemerkt?“

„Mich, nein. Aber es war ſo dringend — Biſt du ihr nicht draußen begegnet?“

„Nein. Wem? wer war es?“

„Eine Frau. Sie klopfte immer wieder. Sie flehte, daß du kommen möchteſt. Sie ſagte: um Gottes und aller Heiligen willen —“

Er hat ſie aus dem Arm gelaſſen. Seine Züge ſind geſpannt und peinvoll. Alle Freude iſt aus ihnen

gewichen. „Die Marie!“ murmelt er; „die Magd von ihnen. In der Querſtraße einundzwanzig.“

„Sie hat etwas auf die Schiefertafel geſchrieben, Berthold. Willſt du nicht nachſchauen, damit du weißt, zu wem du ſollſt —“

„Zu wem? Ja, glaubſt du denn, ich bekomme hier Privatpraxis oder was? Ich, der eben erſt fertigſtudiert hat, der eben erſt praktiſch weiterlernt? Nein, du. Es iſt immer dieſelbe, die kommt.“

„Aber was iſt es denn, Berthold?“

„Nichts, wobei ich helfen kann. Den beſten Arzt haben ſie, — alles. Es iſt ihnen nur darum zu thun, einen ihnen vertrauten Menſchen da zu haben, einen Freund, Freundeshilfe, beim — Schrecklichſten. — Mich kennen ſie von Kindesbeinen an. Wir ſind ſogar entfernt verwandt. Aber das iſt es nicht allein, — gern haben ſie mich, und ich — ich auch ſie.“

„Und dort iſt jemand ſchwer krank?“

„Sehr ſchwer. Er, — der Mann. Und wie dieſe Frau an ihm hängt! Niemand konnte ahnen, daß es ſo ſchnell zu Ende ginge, — grad jetzt, heute oder morgen. Es konnte noch Wochen dauern. Drum haben wir's ihr ausgeredet, — ſie hätt's ja nie im Leben ausgehalten, wochenlang es zu wiſſen. Hat erſt kürzlich geboren, — das erſte Kind.“

Er ſteht noch immer mitten im Zimmer, während er ſpricht, als lauſche er dabei noch auf was.

Sie ſchmiegt ſich an ihn. „— Berthold! Hätteſt du dann nicht lieber hingehen müſſen? Müßteſt du nicht jetzt gleich —“

Er zieht langſam einen Stuhl an den Tiſch heran.

Sein Geſicht iſt entſchloſſen und finſter geworden. „Nein. Ich hab' doch dich erwartet, Elly. — Und jetzt, wo du hier biſt — und ſo ſchwer, wie du abkommen kannſt, — und ſo lange, wie wir drauf gewartet haben, — ſag's ſelbſt? Zu bloßem Vergnügen iſt's doch nicht, daß wir uns endlich wieder ungeſtört ſprechen mußten, uns ausſprechen über unſer Wichtigſtes. Iſt unſre Zukunft nicht das Wichtigſte —? Und unter Tags, während meiner Dienſtſtunden, da kann ich doch nicht."

Und er nimmt ihren Kopf leiſe und zärtlich zwiſchen ſeine beiden Hände und küßt ſie auf den Mund und in das ſeit der Krankheit noch kurz verſchnittene, ſchwachgelockte blonde Haar.

Sie erwidert ſeine Küſſe, und alles lacht an ihr und leuchtet vor Glück. „Setz dich her!" ſagt ſie dann, „laß mich zuſehen, was du mitgebracht haſt. Haſt du nicht ſchon deinen großmächtigen Hunger? — wie du nur zum Küſſen noch Geduld haſt?!"

Und vor ſich hin ſingend öffnet ſie den ſchmalen Schrank, wo ſie zwiſchen Kragen, Krawatten und Taſchentüchern eine Tiſchſerviette herauskramt und zwei dahinter verborgene Teller und Beſtecke, um auf dem einen Ende des Schreibtiſches die Abendmahlzeit zu ordnen.

Da bemerkt ſie, daß er den Kopf in die Hand geſtützt hat und vor ſich hin ſtarrt. Seinen Blick kann ſie nicht erhaſchen, das Lampenlicht beſcheint nur die lange, ſchmale, gepflegte Hand, die er vorgeſchoben hält.

„Du!" ſagt ſie plötzlich und läßt die Gabel fallen, mit der ſie den kalten Aufſchnitt aus den aufgewickelten Papierumhüllungen aufſpießen wollte, um ihn in dem einen der beiden Teller aufzuſchichten, „— ich bitte dich,

geh hin! Ruh' hätteſt du doch keine. Und wenn's wegen mir iſt, — mir wär's ſo ſchon lieber, du gingſt."

Er macht ſich faſt barſch von der Hand frei, die ſie ihm bittend auf den Arm gelegt hat. „— Wenn ich dir doch ſage, daß ich nicht geh'! Kannſt du's etwa wollen, wenn ich dir doch ſage, daß ich nicht will? — Nein? — Alſo! das will ich mir auch ausgebeten haben!"

Er zieht ſie zu ſich auf ſein Knie nieder und fährt ihr mit liebkoſenden Fingern durch das gewellte Haar. „Alſo komm. Bleib hier ſitzen und red nicht in einem fort davon, hab die Güte. Warum auch grad davon?! — Noch nichts haſt du mir erzählt, — ſag, wie war es denn? Hat deine Tante gutwillig erlaubt, daß du heute bei deiner Freundin übernachteſt?"

Sie nickt. „Ja, das hat ſie. Die Tante iſt gut, — wirklich lieb und gut. Wenn ſie nur die Angſt nicht hätte bei allem, — beſonders, daß die Mannsleute es nicht recht ehrlich meinen, — wieviel lieber möcht' ich ihr dann alles erzählen! Alles, ganz ſo, wie es iſt. Nicht wahr? Aber es geht nicht, ſie würd' es nicht zulaſſen, daß zwei ſo junge Menſchen wie wir zuſammenhalten, zwei, die beide noch nichts ſind und nichts haben. — — Vielleicht iſt ſie nur ſo ſtreng, weil ſie ein altes Fräulein iſt, meinſt du nicht?"

Er ſtürzt ein Glas von dem lauſchäumenden Bier hinunter und ſchüttelt den Kopf. „Deine Tante hat im allgemeinen ganz recht, Elly, ganz recht, wenn ſie dich nach Kräften hütet. So viele Laffen und Müßiggänger wie hier auf den Straßen herumlaufen, — und noch dazu biſt du nicht aus der Gegend, biſt nicht ſtadtgewöhnt, — würdeſt dich nicht auskennen mit ihnen."

Sie lacht, während ſie ſich von ihm mit kaltem Fleiſch und mit Brotſchnittchen füttern läßt wie ein kleiner Vogel. „Mir kann ſo ein Laffe nichts anhaben," ſagt ſie; „ich bin doch ſchon über ein Jahr hier, und auf dem täglichen Gang zum Kindergarten bin ich oft genug angeſprochen worden. Mir hat noch keiner gefallen — noch nie, — außer nur du. Du allein."

Er drückt ſie an ſich. „Und zu mir hatteſt du da auch gleich das richtige Vertrauen, gelt? Und auch du haſt mir gleich ſo gut gefallen, wie du da im Spitalbettchen lagſt. Gleich hatt' ich dich lieb. — — Und dann: daß wir beide nicht von hier ſind, beide Provinzkinder aus demſelben Neſt, und auch beide elternlos, beſonders das. Ein biſſel Leid verbindet auch, meinſt du nicht?"

Sie nickt nur. Ein warmer Wind ſtreicht durch das offene Erkerfenſter über die beiden hin und weht von Zeit zu Zeit von Ellys loſem Haar eine Strähne an des Mannes Wange. Sie hören auf zu reden und zu eſſen. Das Lieblingsgeſpräch, über die Entſtehung ihrer gegenſeitigen Liebe und über deren mutmaßlich ewige Dauer, erreicht ſchließlich ſein natürliches Ende in innigen Küſſen und zärtlichen Schwüren.

Die Tüten und Papiere vor ihnen liegen geleert um den Teller herum, von dem ſie gemeinſam geſpeiſt haben; nur einige Krachmandeln und Schokoladenbonbons ſind noch übrig geblieben. Er hat nicht vergeſſen, Süßigkeiten mitzubringen, denn er naſcht ſelbſt gern. Aber heute fehlt ihm der Sinn dafür, und er leert Glas um Glas.

Ein Falter verirrt ſich in das Zimmer und umflattert

die Lampe, deren Porzellanbehälter ſchon mit winzigen Mottenleichen beklebt iſt. Draußen iſt es ganz ſtill, totenſtill geworden. Und ſtärker, berauſchender als zuvor ſtrömt die Baumblüte ihren Duft in die Nacht aus.

Elly ſitzt noch auf ſeinen Knieen. Ihre Hand hat ſich in ſeine Hände geſchlichen, ihr Kopf ſchmiegt ſich an ſeine Schulter. Hin und wieder flüſtert er etwas, leiſe wie im Traum, — wie das Flattern des Falters um das ruhig brennende Licht, — irgend ein Wort, irgend ein leeres Wort, ein unwillkürliches Ueberfließen von dem, wovon in dieſem Augenblick ihre Seelen voll ſind. Oder ſie murmelt einen halb verſtändlichen Laut, der, nur ein ſehnſüchtiger Seufzer, von den heißen Lippen erſtickt wird, die ſich ſchmachtend auf die ihren preſſen.

Auch jetzt noch wollen ſie die wenigen Stunden, die ihnen vergönnt ſind, wahrnehmen, um ernſthaft verſtändig alles Wichtige der Zukunft zu beſprechen, — aber ſpäter, — nur ein wenig, ein ganz klein wenig ſpäter, — denn in dieſen Minuten fehlt ihnen die Kraft dazu. Es iſt ihre erſte, gänzlich ſichere, gänzlich unbedrohte Einſamkeit, die ſie berauſcht. Zum erſtenmal iſt die ſtörende Welt um ſie ausgelöſcht, hinweggewiſcht, zum erſtenmal ſind ſie allein auf der Welt. — — —

Da klopft es.

Er fährt zuſammen, und dann umfaßt er ſie feſter. Den Kopf beugt er tiefer, tief hinab zu ihr, als wolle er ſich bei ihr bergen.

Es klopft wieder, ungeſtümer, dringender. So rückſichtslos laut klopft es in die vorangegangene Stille hinein, daß es wie eine körperliche Gewalt wirkt, welche die beiden auseinanderzerrt.

Elly ſucht ſich aus den ſie umfaſſenden Armen zu löſen und ſtarrt ratlos nach der Thür. „Kannſt du dich denn abweſend ſtellen, — wenn nun jemand weiß, daß du drin biſt?“ fragt ſie kaum hörbar.

„Das weiß nur die Wärterin aus meiner Abteilung,“ entgegnet er ebenſo und ſteht geräuſchlos auf.

Beide ſtehen regungslos. Das Klopfen läßt nach, aber jemand drängt ſich dicht an die Thür.

„Sie merkt, daß hier Licht brennt!“ murmelt er, und, wie in Angſt, macht er auf dem Teppich einige Schritte vorwärts, aber nicht um zu öffnen, ſondern ſeitwärts geht er, unwillkürlich bis ganz hinter die Thür, bis hinten an den Schrank, — gerade als ob die Thür von Glas und durchſichtig ſei und er ſich in einem Winkel verſtecken müſſe.

Elly ſchaut verſtändnislos mit großen Augen ſeinem thörichten Beginnen zu. Da ertönt die weibliche Stimme von vorhin, eindringlich und hilfeflehend:

„Kommen Sie, Herr Doktor, bitte, kommen Sie! Laſſen Sie uns nicht im großen Jammer allein! Unſer Herr liegt im Sterben und kann nicht ſterben, und unſre Frau liegt in Lachkrämpfen und kann's und will's nicht glauben und will's von Ihnen hören, ob es wahr iſt. Haben Sie Barmherzigkeit, Herr Doktor, und kommen Sie!“

Die ſchrecklichen Worte ſchallen durch das ganze Zimmer, bis in den hinterſten Winkel, ſo daß kein Verſteck vor ihnen möglich iſt, — erfüllen das ganze Zimmer, als ob ſie von allen Wänden tauſendfach wiederhallten, und verklingen erſt, als von innen der Schlüſſel ins Schloß geſteckt und umgedreht wird.

Mit einem Ruck reißt Berthold die Thür auf. Er tritt hinaus auf den Vorplatz. Elly kann die halblaut geführte kurze Verhandlung draußen nicht hören.

Da kommt er in die Stube zurück. „Ich muß hin!“ ſagt er und ſieht verſtört und angſtvoll aus, „ich muß hin, Elly.“

Und wie ſie in ſein Geſicht blickt, begreift ſie plötzlich, daß es nicht nur das Zuſammenſein mit ihr iſt, was ihn vom Fortgehen zurückgehalten hat. — Noch etwas anderes, Stärkeres, — etwas, das ſie nicht kennt.

Schweigend ſieht ſie zu, wie er in ſeinen Mantel fährt, wie er verſchiedenes noch zu ſich ſteckt. „— Es iſt gewiß viel beſſer, daß du gehſt,“ bemerkt ſie endlich leiſe, „du hätteſt es vielleicht nicht verwunden — ſpäter.“

Er hört nicht auf das, was ſie ſagt. „Bleib hier!“ ſagt er haſtig, „verriegle dich gut von innen. Mach keinem auf, — hörſt du: keinem.“

„— Hier?! — ich ſoll hier bleiben —?“ fragt ſie erſchrocken, „— denke nur, wie ſpät es werden kann, und —“

„Nein, nein,“ unterbricht er ſie ſchnell, „es dauert ganz kurz, — ich hab' ihr geſagt, daß ich heute Nachtdienſt hätte und nicht fortbleiben kann. Alſo wird's nur auf einen Sprung ſein, — und nur ein paar Häuſer weit, — gelt, du bleibſt?“

„Ich weiß nicht, “— murmelt ſie ungewiß.

„Ich bitte dich darum! laß mich dich nicht entbehren, wenn ich heimkomme; laß mich nicht ins leere Zimmer heimkommen! Ich könnt's nie verwinden, daß ich das verloren habe, — dieſen Abend mit dir. Und jetzt in der Eile, wo wir abſolut nichts verabreden können,

— ſollen wir ſo auseinandergehen und uns lang, lang nicht wiederſehen? Schau, das iſt unmöglich! Alſo du bleibſt, — ja?“ Und er ergreift ihre Hände und hält ſie feſt. Seine Blicke haften mit banger Innigkeit an den ihren.

„Ja!“ ſagt ſie überwunden.

„Dank dir! — — Und verzeih mir, du Liebſtes, was ich habe, daß ich von dir geh'.“ Er küßt raſch und heftig ihre Hände und ihr Geſicht. Jetzt iſt ſie es, die den Säumenden zur Thür drängt.

Endlich iſt er aus dem Zimmer. Man hört ſeinen Schritt den Gang hinunter. Nun eilt er, er läuft faſt. —

Elly lehnt ſich mit dem Rücken gegen die Thür und hat Luſt zu weinen. So viel Schmerz, Sehnſucht, Liebe und eine ſüße heiße Erregung drücken ihr die Bruſt zuſammen. Was liegt ihr am rechtzeitigen Heimgehen zur Freundin! Aber dieſe koſtbaren, unwiederbringlichen Minuten, die erſt nach vielen Hinderniſſen und mißglückten Kämpfen errungen worden ſind, — iſt es nicht unerträglich, ſie nun einſam, ohne ihn hinzubringen, — ohne ihn, der eben noch ſeinen Arm um ihren Nacken ſchlang, — ohne ihn, den jeder ihrer Nerven zurückruft? —

Elly ſtampft leicht mit dem Fuß auf und ihr Blick überfliegt voll zorniger, ſehnſüchtiger Ungeduld das hellerleuchtete kleine Gemach. Auf dem Schreibtiſch liegen noch die fettbefleckten Tütenpapiere, die Apfelſchalen und Krachmandeln herum. Mit einem Seufzer beginnt ſie mit hausfraulichem Inſtinkt das benutzte Geſchirr fortzuräumen, ſchüttelt die Serviette am Ofen aus, ſtellt

die geleerten Bierflaſchen hinter den Diwan. Dabei betrachtet ſie faſt ehrfürchtig alle einzelnen Gebrauchsgegenſtände im Zimmer, die Bücher und Inſtrumente, mit denen Berthold arbeitet. Er kommt ihr ſo kenntnisreich und hochſtehend vor neben den Männern der ſimplen praktiſchen Berufe, die ſie früher, als Pächterskind, daheim gekannt hat! Und ſein Aeußeres gehört für ſie ganz unmittelbar dazu, — dieſes ſicherlich nicht ſchöne, aber gepflegte Aeußere des Sohnes aus gutem Hauſe, der ſich auch bei der größten Knappheit der Geldmittel und beim härteſten Vorwärtsſtreben nicht vernachläſſigt. —

Elly ſteigt den Tritt zum hochgelegenen Erkerfenſter hinauf, ſetzt ſich auf das Fenſterſims und ſchaut über die dunklen Baumwipfel weg in den Himmel hinein, der ganz ſternenbeſäet iſt. Schräg gegenüber leuchtet die große runde Spitalkirchenuhr zu ihr herüber gleich einem rieſigen Mond. Und der ſchmeichelnde Frühſommer wogt und duftet zu ihr ins Zimmer und erfüllt ſie ganz, bis zum Herzensrande, mit ihrer jungen, jauchzenden, innigen Liebe. — — Was dieſe Liebe eigentlich liebt, das iſt ihr ſelber nicht bewußt, ob ſie am Manne liebt, was gut und tüchtig iſt, oder den Mann, der feinere Wäſche und feinere Formen beſitzt, oder ob nur das in ihm, was ſich in erſter, ehrlicher Jugendglut verlangend und glutweckend zum Weibe neigt, — ſie liebt urteilslos und unterſcheidungslos, aber ſie liebt mit ganzer Hingebung in dieſen nächtlichen Stunden des Harrens und Sehnens. Sie drückt den Kopf gegen das Fenſterkreuz und blinzelt müde und verträumt.

Wenn man ſo dem monotonen leiſen Rauſchen der blühenden Baumwipfel zuhört, tönt das wie einſchläfern-

des Wiegenlied. Und gern hört ſie dem zu, denn Baum und Wipfelrauſchen, Wind und Blüte ſind ihr vertraut und entführen ſie ins Traumland der Kindheitserinnerung, — nach dem kleinen Pachthof an der bayriſchen Grenze, den ihr Vater damals inne hatte, und auf den einſamen, birkenumſtandenen Schulweg zum Lehrer des nächſten Dorfes, der ſie ſo vieles und Gutes gelehrt hat, und in die große Geſindeſtube unten im Gutshaus, wo am Feierabend die müden Leute beim Klang der Mundharmonika zuſammenſaßen.

— — — — — — — — — — — —

Die Zeiger auf der runden Spitaluhr rücken Viertelſtunde um Viertelſtunde vor. Wie es ein Uhr ſchlägt, fährt Elly aus ihrem Halbſchlaf ſo plötzlich empor, als ob eine Hand ſie an der Schulter berührt habe. Vornübergebeugt ſitzt ſie auf der Fenſterbrüſtung, eine einzige Bewegung noch, und ſie hätte hinabgleiten können, mitten im Traum, und jetzt daliegen auf den regenfeuchten Steinfliesen vor dem Direktionsgebäude als eine zerſchmetterte, unkenntlich gewordene Maſſe.

Es ſchaudert ſie. Sie ſpringt vom Fenſterſims ab, und erſtaunt und ungläubig heften ſich ihre Augen auf das ſchimmernde Zifferblatt der Uhr drüben. Ein Uhr! Es iſt kein Traum geweſen, in dem ſie es wie einen Weckruf ſchlagen hörte, es iſt ein Uhr!

Jetzt iſt es viel zu ſpät, um überhaupt noch zur Freundin zu gehen. Da kann ſie unter keinem Vorwand mehr hin. Beſſer wäre es noch, hier zu bleiben, abzuwarten, bis es in den Spitalhöfen in früheſter Morgenſtunde lebendig wird, denn dann kann ſie ſich unter den Kranken, die oft ſchon ſehr zeitig vorſprechen, und unter

dem in Anſpruch genommenen Perſonal ganz unauffällig entfernen. Sie ſelbſt iſt ſchon einmal ſo früh hier geweſen, als ihre Tante des Nachts unerwartet krank wurde.

Noch ſteht ſie erſchrocken, ſchwankend, überlegend, als ein Schlüſſel ſich von außen in der Thür dreht.

Sie läuft hin, ſie entriegelt die Thür, und mit einem Freudenlaut will ſie ihm entgegenſtürzen, ihm, der ſie endlich erlöſt aus der unheimlichen Einſamkeit des Zimmers.

Aber er blickt ſie zerſtreut an, wie wenn er erſt jetzt eben, bei ihrem Anblick, gewaltſam zu ihr zurückgekehrt wäre. Blaß und erſchöpft ſieht er aus.

„— Ja, es iſt ſpät, entſetzlich ſpäte Nacht iſt es geworden, arme Elly, nicht wahr? Faſt unmöglich, dich noch herauszulaſſen und heimzubringen; — wenn man dich ſieht — —! und der Portier müßte uns doch öffnen.“

„Wäre es nur noch ſpäter, viel ſpäter!“ ſagt ſie gedrückt, „— am liebſten heller Morgen. Man geht hier ſo früh ſchon aus und ein. Ich glaube, das beſte iſt noch, wenn ich die Sonne abwarte.“

„— Die Sonne —? — ja —“ Er ſagt es, ohne recht zugehört zu haben. Er will den Mantel ablegen und hält mitten drin inne. Dann wirft er ihn achtlos in eine Ecke des alten Diwans und ſpitzt die Lippen, wie jemand, der pfeifen will. Aber er pfeift nicht. Er ſetzt nur dazu an und fährt ſich dann mit der Hand wieder und wieder nervös durch ſein kurzgeſchorenes Kopfhaar.

Elly ſtarrt ihn an, mit Augen, denen man noch den unterbrochenen Schlaf anſieht. „— — Iſt er tot?“ fragt ſie ſcheu.

„— Tot? — — Ja, jetzt iſt er's. — Endlich iſt

er tot. Schließlich: wir müssen ja alle sterben, keiner kommt drum herum. Was ist denn auch schließlich dabei," bemerkt er in leichtem, achtlosem Ton. Dann plötzlich: „— So ein Blödsinn! Eine solche blödsinnige Krankheit! Blödsinnig, sag' ich dir! Und ein solcher Mann im kräftigsten Alter, — hatte er denn nicht ein Recht, noch zu leben, ja grad jetzt zu leben? — Er hat nie viel vom Leben erwartet, — nein, das kann niemand behaupten. Ihm ging's auch meistens schlecht, oft miserabel, mußte dazu noch seine Eltern unterstützen, — sich herumschinden mußte er, das Leben puffte ihn sozusagen. — Da erringt er sich diese kleine liebe Frau, erringt sich diese kleine, bescheidene Lebensstellung, sein bißchen Glück, — und glücklich war er!! Denn nun mußte es ja ein Weilchen besser gehen. Letzthin sagte er mir noch einmal: ‚Denk nicht, daß ich was Besonderes erwarte, nichts will ich, nichts, nicht Erfolg, nicht Glückszufälle, — nur in Ruh' lassen sollen alle Zufälle mich, nur abseits mich stehen lassen, mich vergessen, — daß ich behalte, was ich hab'. — Herrgott, mir gellt's jetzt in die Ohren, wie er das so sagte!"

„Und was sagte er denn dazu, daß er so sterbenskrank wurde?" fragt sie mit bestürztem, mitleidigem Gesicht.

„— Dazu —? Was er dazu sagte —?" murmelt Berthold und schaut sie an und sieht doch kaum, daß sie da vor ihm steht; es ist unterdrückter Zorn in seiner Stimme und in seinen Augen, und sie hört, wie seine Zähne übereinanderknirschen. „— — Nichts hat er dazu gesagt, nichts, kein Sterbenswort hat er gesprochen. Stumm hat er dagelegen, stumm und empört, — ja empört, im Innersten aufgebracht war er über seinen

Tod. Wut lag in seinem Blick, — manchmal ein dumpfer Haß, wenn er seine Aerzte anblickte, auch mich, — und quälen ließ er sich nach allen Regeln der Kunst, bis zum Todeskampf, dem langen, gräßlichen, der gar nicht enden wollte und ihn schließlich erdrosselte und damit alles, — auch seinen Zorn, den ohnmächtigen, fürchterlichen."

Er spricht mit gesenkter Stimme, gedämpft; sie sieht, daß er die rechte Hand zusammenkrampft und die Nägel in die innere Handfläche drückt, — vielleicht um Thränen zu wehren. — Dann geht er langsam auf den Diwan zu und setzt sich auf das Fußende, — schaut auf und streckt den Arm nach ihr aus. Er zieht sie an sich und beugt den Kopf; er küßt sie nicht, aber sie fühlt doch, daß er erst jetzt wieder bei ihr ist.

„Schau, ich hatte Angst," gesteht er und lächelt flüchtig über seine eigene Verstörung und Erschöpfung, „— ganz einfache Angst hinzugehen, dabei zu sein. — Ich mußte ja der Frau die Wahrheit sagen, als sie da in Lachkrämpfen lag, während er im Nebenzimmer so qualvoll verröchelte. — Es ist grausig, so etwas. So hilflos, so elend hilflos ist man."

Sie streicht ihm sanft, scheu über das kurzgeschorene Haar, das feucht von Schweiß ist. „— Seid Ihr's nicht alle schon ein wenig gewöhnt — vom Spital her?" bemerkt sie schüchtern.

„Vom Spital? Das ist ja ganz etwas anderes. Meistens ein fremder Mensch, ein bloßer Fall, — das medizinische Interesse überwiegt weit, stumpft die aufkommende Weichheit gleich ab. — Nur wenn sie länger daliegen, man sie gut kennen lernt, dann ist es schon schwerer, aber es geht immer noch —. Nur wenn's dann

ſo kommt, — außerhalb des Spitals, wo ſozuſagen Krankheit und Tod hineingehören, — und wenn man dabei nur ſo Schlachtopfer des Zuſchauens iſt, ohne wirkliche Aktivität, — und dazu liebe Menſchen, Freunde, und ein Schickſal, das man kennt —. Und nun dieſer würgende Tod in ſolchem beſcheidenen Leben —"

„Du Armer!" ſagt ſie erſchüttert und ihr kommen die Thränen, gegen die er ſich ſträubt, „— vielleicht macht ihr's alle durch im Anfang — oder du biſt beſſer, mitleidsvoller als die anderen."

„Mitleidsvoller?!" fragt er höhniſch.

Er hat ſie ſchon wieder losgelaſſen und iſt aufgeſtanden. Er beginnt unruhig im engen Zimmerchen auf und ab zu gehen.

„Nein, du! Mitleid iſt das nicht! Alles, nur kein Mitleid iſt das! Wie kommſt du nur auf Mitleid? Denn der Tod — der kommt ja auch zu uns. Ja, das thut er wahrhaftig, etwas früher oder etwas ſpäter, aber ganz ſicher, — abſolut ſicher. Begreifſt du das?! — — Nein, ſag nicht, daß du es begreifſt, denn das iſt es ja eben, das Schauerliche, daß man es in ſolchen Augenblicken und Stunden erſt ganz plötzlich begreift, gleichſam den Tod betaſtet und anfühlt, während er ſonſt nur ſo von fern daſteht, — ein undeutliches Etwas. Er iſt aber durchaus nicht fern, durchaus nicht; es ſieht nur ſo aus, er dreht uns ſozuſagen nur den Rücken zu, bis — bis er ſich herumdreht —"

„Lieber Gott, wie viel er redet und wie ſchnell nacheinander," denkt ſie bei ſich. Sie entgegnet ihm nichts. Ein feines Gefühl hindert ſie daran, irgend eine banale Entgegnung in ſeine ſchwere Stimmung zu werfen.

Da reißt er ſie plötzlich an ſich, — wild, heftig.

„Elly, hör nicht, was ich rede, — was beſchwere ich Nichtsnutziger d i ch damit! Aber ſieh, Kind: — an d i ch und m i ch denk' ich dabei. Ich möcht' dich doch halten, dich ſchützen, — war das nicht unſere Zukunft, unſer Traum? — — und bin doch ohnmächtig, — ohnmächtig dagegen, daß der Tod in der Welt iſt, der dich hat und mich."

Er murmelt das letzte nur, ſie immer feſter an ſich ziehend, und küßt ſie mit ausbrechender Leidenſchaftlichkeit. Dann läßt er ebenſo jäh von ihr ab. Seine Augen werden finſter. „Es vergeſſen, es bei einander vergeſſen, ja, das kann man auf Zeiten und möchte man. Aber man ſ o l l damit fertig werden und es durchkämpfen und Stellung dazu nehmen, — man m u ß! Da reißt man dann alle lebendigen Kräfte zuſammen und flucht und betet, — und — und ich w e r d e nicht damit fertig." —

Sie ſchaut ratlos zu ihm auf; er ſieht, daß ſie weint.

Erſchöpft ſetzt er ſich nieder. „Komm her!" ſagt er in verändertem, freundlichem Ton, „ſetz dich zu mir. Ich habe die ganze vorige Nacht in der Abteilung durchwachen müſſen und hatte die Nacht davor Journaldienſt, — ich glaube, alles kommt von dieſer raſenden Müdigkeit."

Er macht ihr Platz und legt ſich weit hinten über, faſt ausgeſtreckt, und nimmt ihre Hand in die ſeinen. Aber gleich darauf blickt er nicht mehr auf ſie, ſondern zur Zimmerdecke hinauf, und ſeine Augen wandern unſtet hin und her, ohne einen Ruhepunkt zu finden.

„Wenn du doch ruhen könnteſt!" ſagt ſie und blickt mitleidig auf ſeine geſpannten, nervöſen Züge nieder.

Es macht ihn ungeduldig, daß ſie ſo beharrlich auf ihn hinſieht. „Wieſo: ruhen? was kann denn das helfen, ich bin doch kein Pferd!“ verſetzt er gereizt.

Sie ſchweigt verletzt. Wie ganz anders hat ſie ſich den heutigen Abend vorgeſtellt! Mit wieviel Sehnſucht und Jubel hat ſie ihn erwartet! Und nun wird ſie überhaupt nicht beachtet, — es iſt faſt ſo, als ob ſie noch allein hier ſäße. Mit ihrem Verſtand iſt ſie wohl ſeinen erregten Auseinanderſetzungen gefolgt, aber ihr Gefühl vermag ihm nicht ganz bis zu dieſen unglücklichen Menſchen zu folgen, nicht ganz bis in die Schauer des Todes — —.

Ihr Gefühl iſt abſorbiert von Sehnſucht und getäuſchter Hoffnung und gekränkter Liebe, und dies Gefühl iſt mächtiger als der blaſſe, unbegreifliche Tod, der ihr „noch den Rücken zukehrt“, wie Berthold ſagte —. Aber er hat auch die Nacht an einem Sterbelager verbracht, während ſie nur da am Fenſterkreuz geſeſſen hat, hineingeſchmiegt in Blütenduft und Wipfelrauſchen, träumend.

Die Lampe auf dem Schreibtiſch brennt trüb. Von Zeit zu Zeit kniſtert ihre kleine Flamme, als ob ſie nächſtens erlöſchen wollte. Von der gegenüberliegenden Wand ſchimmert das ſchmale Bett im Eiſengeſtell weiß herüber. Eine große, dicke Fliege ſchwirrt mit Geſurr zwiſchen Tiſch und Lampe und läßt ſich begehrlich auf ein Stückchen vergeſſener Apfelſchale nieder.

Wie einſam, wie todeinſam iſt es in dem kleinen Zimmerchen! Elly ſtarrt auf die naſchende Fliege und kommt ſich ſo verlaſſen vor, wie noch nie in ihrem ganzen Leben. Große Thränen drängen ſich in ihre Augen und tropfen auf ihr Kleid nieder — andere, ſchwerere Thränen als zuvor. — —

Mitten aus den trüben Gedanken weckt ſie ein ſeltſamer Ton. Berthold iſt der Urheber dieſes Tons. Er liegt unbequem ausgeſtreckt auf dem Rücken und ſchnarcht. Er hat wirklich die Augen geſchloſſen und ſchläft und ſchnarcht.

Ihre Thränen verſiegen in der Verblüffung. Warum hat er denn nun behauptet, er ſei kein Pferd? Er verſchläft ſeine ſeeliſche Erſchöpfung genau wie eine körperliche Ermüdung.

Seine rechte Hand hängt ſchlaff über den Rand des Diwans herab, die linke, die noch Ellys Finger gefaßt hält, iſt kalt und feucht. Sein Geſicht ſieht fahl aus; die Stiefel, die über den Diwan hinausragen, ſtarren von Straßenſchmutz. In dieſem Augenblick entbehrt er jedes äſthetiſchen Reizes, jedes perſönlichen Zaubers, der ihn in Ellys Augen von geſellſchaftlich tiefer ſtehenden Männern unterſchied. Und zu der ſeeliſchen Entfernung, in die ſeine ſcheinbare Nichtbeachtung und Benommenheit ſie momentan von ihm gerückt hat, geſellt ſich jene plötzliche körperliche Entfremdung, die den geringfügigſten Anläſſen am liebſten entſpringt. In dieſem Augenblick iſt es, als ob Elly ihn ganz aus ihrem Herzen und aus ihren Sinnen verloren habe. Oder ſteigen nur aus ſeinen vorangegangenen düſteren Worten lauter ſchwarze Schatten auf, die alles verfinſtern und auch ihrer Liebe den Glanz nehmen? Friert ſie nur aus Uebermüdung und Kränkung und Langeweile oder kriechen aus allen Ecken dunkle, unfaßbare Geſpenſter an ſie heran und machen ſie ſchaudern? Was iſt es denn auch mit aller Liebe und Freude, wenn ſie ſchon von dem leiſeſten Hauch aus dem Reiche des Todes verblaßt, — was iſt es mit aller Liebe und

Freude, wenn doch so bald und so sicher alles zerfallen und vermodern muß? —

Sie denkt den Gedanken zuerst nur mit trotziger Bitterkeit, mit dem verzweifelten Verlangen, in ihm recht herumzuwühlen, in ihm recht unglücklich zu sein, — dann aber denkt sie ihn mit Grausen und sucht vergeblich, von ihm loszukommen. Wieder meint sie das Gespräch von vorhin zu vernehmen, aber diesmal folgt nicht nur ihr Verstand den Worten, — die ganze Todesstimmung gleitet auf sie über und packt sie. Ihr ist, als ob sie hinausgeschleudert würde aus einem Rosengarten auf ein nacktes Felsenriff in wildbrandendem Meer. Aber nicht nur sie allein, sondern mit ihr alle Menschen, — der Mensch überhaupt, — jeder einzelne, der auch lebt, auch liebt, auch stirbt. Sie fühlt sich im großen Allleid alles Daseins leidvoll mitverschlungen, ihr kleines, vereinzeltes Liebesleid zerrinnt darin und taucht unter. Sie hätte jetzt nicht küssen können und nicht schlafen. Sie sitzt, die Hände um das Knie geschlungen, und starrt mit heißen, offenen Augen in die Nacht.

In der Lampe schwelt der Docht. Leise steht sie auf und löscht ihn aus. Der Himmel über dem Spitalhof beginnt sich ganz zart zu röten. Weiße dunstige Morgenwolken ziehen darunter hin. Aus den Wipfeln der Kastanien, die wie eine schwarze, kompakte Masse gen Himmel ragen, wird ein kleiner verschlafener Vogellaut hörbar. Hie und da wirft ein erhelltes Fenster in den Seitengebäuden seinen Schein in die dunkle Blätterwirrnis, und ein schwerbeladener Blütenzweig hebt sich neigend heraus.

Berthold schläft noch immer. Den Kopf weit zurück-

gelehnt liegt er da und ſchläft ſo feſt, ſo tief, ſo hingegeben an ſeine große, traumſelige Müdigkeit.

Elly kniet bei ihm nieder, und im unſicher aufdämmernden Morgenlicht beugt ſie ſich über ſein bleiches Geſicht mit den ſtillen, ſanft gewordenen Zügen und dem tiefen Frieden über der Stirn, die vorhin in nervöſer Pein gezuckt und ſich gefurcht hat.

Er liegt da wie ein Schlafender, oder wie ein Sterbender. Irgendwann einmal wird auch er im Tode ſo daliegen, — er wird ihr entriſſen werden oder ſie ihm. — Und heiß quillt wieder die Liebe für ihn in ihrem Herzen auf, — Liebe ohne Grenzen, ohne Rückhalt, als wäre ſie ſelbſt eben erſt dem Tode entronnen, nur um ihn zu lieben. Aber neue, neugewordene Liebe, — nicht zum Liebenden allein, ſondern zum Menſchen, den Not und Tod, den das unbegreifliche, gewaltige Leben ſelbſt, mit ſeinem Entſtehen und Vergehen, in den geheimnisvollſten Tiefen ihr verband. Und eine neue, neu gewordene Sehnſucht, — nicht nur ihn zu küſſen, ſondern das Leben mit ihm zu leben bis zur Stunde des Todes.

Bis zur Stunde des Todes. — Würden die Luſt und die Freude ihrer zärtlichen Stunden ihnen bis dahin durchhelfen, durch alles hindurch lebendig und wirkſam bleiben — bis dahin?

Elly atmet tief auf, und tiefer, mit einem Anflug von Lächeln um ihre Lippen, beugt ſie ſich über den Schlummernden.

Nein, — die Zärtlichkeit allein vielleicht nicht.

Vielleicht noch oft würde der Lebensernſt die Liebeständelei zertreten wie heute, vielleicht noch oft würde in den ſchmerzlichen, verworrenen Tönen, die ihm durchs

Herz gehen, das kleine Liebeslied unbeachtet verklingen, wie heute. — Aber mit glücklichem Geſicht will ſie fortan ihre Arme aufheben zu ihm, zum Dank dafür, daß er ſo iſt, — dafür, daß er ſie nicht nur ſtreichelt und den Ernſt bei ihr vergißt, ſondern mit dem Leben ringt — für ſich und ſie. Und in ihren Schoß ſoll er ſeinen Kopf legen, wenn er leidet. Vielleicht ſteigt dann ein zärtlicher Traum immer wieder neu herauf, — in einer Nacht wie heute, — und ſpinnt heimlich, im Dunkeln, immer wieder neue Liebe ums Leben. — — —

Elly erhebt ſich geräuſchlos und macht ſich leiſe fertig, um fortzugehen. Noch einen faſt mütterlich ſorgenden Blick wirft ſie auf ihn. Gern würde ſie ihm die ſchweren beſchmutzten Stiefel ausziehen, damit er beſſer ruhen könne. Aber davon müßte er gewiß aufwachen. Deshalb zieht ſie nur ſeinen Mantel aus der Diwanecke heraus und breitet ihn über ſeine Kniee. Dann ſchleicht ſie ſich behutſam aus dem Zimmer.

Auf den Gängen und Treppen iſt es noch nachtſtill. Die Gasflammen brennen noch wie am Abend vorher, als ſei es eben erſt geweſen, daß ſie hier heraufſtieg.

Draußen im Hof aber umfängt ſie ſchon die gleichmäßige, farbloſe Helle des Frühmorgens, in der die lichterhellten Fenſter ſich ganz wunderlich geſpenſtiſch auf den Steinflieſen abzeichnen, die beſäet ſind mit welken, zertretenen Kaſtanienblüten.

Ein Arzt, aus dem zweiten Hof des Krankenhauſes kommend, durchquert die Baumanlagen. Wie er eine weibliche Geſtalt auf den Hauptausgang zugehen ſieht, hält er inne und ſchaut ihr aufmerkſam nach.

Irgendwo wird eine Thür geöffnet. Zwei Wär-

terinnen huſchen in leiſem, übrigens ganz vergnügtem Geſpräch vorüber. Auch ſie wenden die Köpfe und ſtutzen.

Elly bemerkt es nicht. Sie ſteht vor der Portierloge im großen Thorbogen und klingelt, bis endlich der dicke Portier in Hemdsärmeln, völlig bar ſeiner gewöhnlichen Würde, mit verſchlafenem Gebrumm herausſteigt und ihr gähnend das Thor aufſchließt.

Sie hat ganz vergeſſen, daß, um fortzugehen, ſie die volle Sonne abwarten wollte und das offene Thor, und das beginnende Leben in den Höfen. Sie denkt auch jetzt nicht daran, daß ſie ſich vielleicht kompromittiert. —

In dieſem Augenblick ſind für ſie die Menſchen nicht gefährliche Späher oder neugierige Verleumder, ſondern einfach Brüder und Schweſtern, — ſie fühlt ſich ſo herzlich geeint mit ihnen, ſo weitab von allem kleinlichen Getriebe, — mit ihnen gemeinſam umfangen vom gleichen Leben, — und vom gleichen Tode.

So tritt ſie arglos hinaus auf die einſam im Morgengrauen träumende Straße und eilt heimwärts mit raſchen, elaſtiſchen Schritten, die vom Steindamm längs der ſchlafenden Häuſer faſt fröhlich widerhallen. Ihr iſt hell und jung und geſund zu Mute, ein grundloſer Jubel erfüllt ſie ganz.

Und glutrot geht hinter ihr, in dampfenden Frühnebeln, die Sonne groß und ſtill auf und umſpinnt die hineilende Geſtalt mit feierlichem Licht.

Unterwegs.

— — — Je höher hinauf es ging, desto kürzer erschien der lange Tag der Maisonne. Oben am düstern Schwarzensee schoben gewaltige Bergkegel sich schon vor den Sonnenball, während in den Tiefthälern alles noch in Glanz und Licht getaucht war. Dort unten blühten die Obstbäume, und der Flieder öffnete sich, und aus Südtirol wurden die ersten kleinen säuerlichen Kirschen bis nach Sankt Wolfgang herangebracht. Statt dessen schaukelten hier oben noch gelbe Kätzchen in den Hängeweiden hinten am Seeufer, junges Birkenlaub duftete herbe und würzig aus halbgesprengten Knospenhülsen, die von ferne bräunlichen Herbstblättern glichen, und an den Berghängen zogen sich die breitschimmernden Schneefelder noch so tief — tief hinab, als befinde man sich am Rande einer Gletscherwelt.

Später pflegte der Hochsommer diesen grandiosen Charakter der Hochgebirgsnatur zu verringern, doch die unendliche Stille zerstörte auch er nicht, die sich fast erhaben darüber ausbreitete. Hier schien nur Vögeln und Grillen Stimme gegeben zu sein, und nur vereinzelt, — verloren, — mischte sich ein leises Glockenläuten der paar weidenden Almkühe dazu, das in diese Naturidylle schön und traumhaft hineinklang, als gehöre es zu ihr. — —

Vom Ufer des Schwarzenſees ſchaute ein ſchmächtiger Sennbube mit verwundert geöffnetem Munde dem Herrn und der Dame nach, die ſich der Sennhütte näherten.

Richtige Bergſteiger waren's nicht — Zufallstouriſten, die heut nachmittag vielleicht noch nicht wußten, ob ſie lieber eine Spazierfahrt in leichter Mauleſelkaleſche unternehmen ſollten oder eine improviſierte Fußtour bis da herauf wagen. Der Herr verriet es durch ſeine Kleidung, von der er den Wettermantel abgezogen hatte, und auch die junge Dame im breitrandigen Strohhut trug einen Rock, der weder in Schnitt noch Länge einem ſtundenlangen Marſch auf Berggeröll angepaßt ſchien.

In der niedrigen Lattenthür der Senne blieben ſie ſtehn und verhandelten hochdeutſch mit der verwunderten Mali um ein Nachtlager. Morgen um Mittag wollten ſie weiter, über die Moſau nach Unterach hinunter bis an den Atterſee und — und, ja das weitere konnte die Mali gar nicht intereſſieren.

Die Sennin hatte den ganzen Tag ſchaffen müſſen und war ſchon im Begriff geweſen, ſich zur Ruhe zu legen. Ohne beſondere Begeiſterung verwies ſie daher die Fremden in die ſchmale Bretterkammer neben dem Herdraum, die nur durch einen mannshohen Verſchlag von demſelben getrennt war. Dort ſtand Malis mächtige Bettſtelle, wo ſich ein Strohſack hoch auftürmte und ein ſtark nach Käſe duftender wollener Kotze als Pfühl diente.

Quer durch die Kammer lief ein Strick, an dem mehrere bunte Schürzen und Kattunröcke hingen; in der Ecke über einer Truhe war ein in groben Goldperlen ge-

ſtickter Bibelſpruch angebracht und daneben ein kleiner Tellerbort mit bemaltem Geſchirr. Von oben her aber ſchaute das riſſige Dach nieder, das ſich über der Herdſtatt, der Schlafſtelle und dem unmittelbar angrenzenden Heuboden als einzige Decke erhob, und bis hinauf in alle Fugen dieſes Daches durchdrang der Rauch, der tagsüber vom Herdfeuer aufqualmte, alles mit ſeinem beißenden Kreoſotgeruch.

Der Herr und die Dame ſchauten ſich um, legten ihre zwei Gepäckſtücke ab und verlangten nur noch nach Waſchwaſſer. Daraufhin holte die Mali ein Holzſchaff hervor, das eigentlich zur Melke der Frühmilch beſtimmt war, und bat deshalb, ſie möchten es ihr wieder zuſtellen. Kopfſchüttelnd ſah ſie dann den beiden nach, die mit dem Schaff wahrhaftig noch hinauswanderten, ſich kaltes, eiskaltes Seewaſſer einſchöpften und ſich erſt dann gemeinſam in den Bretterverſchlag zurückzogen.

Die Mali hatte ſich inzwiſchen ſchon auf der langen harten Holzbank neben dem erkalteten Herde ausgeſtreckt, aber in der zunehmenden Abendkälte begann ihr Huſten ſie zu quälen, den ſie ſeit dem Winter nicht hatte loswerden können, und fröſtelnd überlegte ſie, ob ſie nicht doch lieber zum alten Knecht und zum Sennbuben auf den Heuboden ſteigen ſollte. Urſprünglich hieß ſie wohl die beiden Fremden mit ſtumpfſinnigem Gleichmut willkommen, ſo, wie ſie gewohnt war, jegliches Ereignis paſſiv über ſich ergehen zu laſſen, gleich dem Sturm, Regen und Sonnenſchein über der Alm. Aber jetzt trat ihr das Unerwartete, Unbequeme der Sachlage näher; neugierige Gedanken durchſchwirrten ſie, und hinterdrein, als letzter Nachtrab,

regte ſich in ihr die heimliche Beſorgnis, ob die ungebetenen Gäſte ihr die geopferte Bettruhe wohl mit einer Kleinigkeit vergüten würden?

Da, — es mochte ſchon tief in der Nacht ſein, — knarrte die Bretterthür zur Schlafſtelle, und der Herr taſtete im Dunkeln mit vorgeſtreckter Hand herein.

Ja, ob's denen denn immer noch woran fehlt? dachte bei ſich die Mali und fragte auch ſogleich laut, woran's denn noch fehle?

Nein, durchaus an nichts fehle es, beruhigte der Herr ſie, er gehe ja auch nur eben in den Heuboden hinein, um noch ein wenig zu ſchlafen.

Sie ſetzte ſich erſtaunt auf.

Zum Schlafen? meinte ſie empfindlich, aber ſie dächte doch, ihr ſchönes Bett, das lange alleweil für zwei?

Er lachte leiſe auf. Eine junge, wohllautende Stimme hatte er.

„Haſt's wohl ausprobiert, gelt?" meinte er mit gutmütigem Spott, ſagte noch einmal gute Nacht und ſtieg dann an ihr vorbei ins Heu.

Mali antwortete nicht mehr. Sie blickte vor ſich hin ins Dunkel mit einem horchenden Ausdruck im Geſicht.

Ob ſie's ausprobiert hatte! Die Bettſtelle beſaß ſie, ſeit die Eltern tot waren, und das ſchien ihr ſchon ſo lang her zu ſein, daß einem beim bloßen Hindenken die Gedanken vergingen. Und dann hatte ſie doch auch ihren Burſchen gehabt, der ihr lieb war, und ein Kind von ihm —. Auch das iſt lang her. Der Burſch war längſt fort, irgendwo in der Welt, das Kind war ihr klein geſtorben.

Jetzt war sie selbst schon hoch in den Dreißigen und hatte vor der Zeit ihre Zähne verloren und ihr dickes Haar. — —

Mali saß aufrecht auf der harten Bank, es fror sie, und sie mußte husten. So ließ sich's nicht schlafen.

Was das aber auch für sonderbare Leute waren. Abends holten sie sich kaltes Wasser, um noch das letzte bißchen Wärme hinauszutreiben, und nachts, da gingen sie gar voneinander —.

Die Nachtluft wurde kälter, draußen erhob sich ein Wind. Durch die Luke neben dem Herd schien die Luft blaßgrau herein.

Einsam und kalt waren jetzt doch die Nächte allezeit, — selbst im Sommer.

Aber immer war's doch nicht so gewesen. Nein, nicht immer — — —.

Und Malis Gedanken wanderten, — aufgestört für einen kurzen Augenblick aus ihrem Alltagshalbschlaf, gleich taumelnden Motten, weil ein schwacher Schimmer an ihnen hinglitt, der sie an Sonne erinnerte — —.

— — Einmal war ein Tourist über die Berge gekommen. Nicht gar weit von hier war's, ein paar Stunden hinter dem Schafberg, auf ihrer ersten Senne. Ein stürmischer Herbstabend, der September ging zur Neige. Der junge Mensch hatte sich auf dem Heuboden schlafengelegt, aber vielleicht der Sturmwind, der heulend hindurchfuhr, oder die Unrast der geängstigten Kühe im Stall mochten ihn nicht ruhen lassen, denn mitten in der Nacht hörte die Mali ihn heruntersteigen und im Herdraum unten ein Zündholz anstreichen.

Ihre große Holzbettstelle mit den darauf gemalten

Blumen ſtand dort in keinem Bretterverſchlag. Wie in den meiſten Sennen war ſie im Hintergrund hoch über der Herdſtatt aufgerichtet, dicht unter dem Dach. Als nun Mali hinabſchaute und die Zigarre im Dunkeln glimmen ſah, gleich einem glühenden Katzenauge, das ſich auf ſie richtete, da erhob ſie ſich von ihrem Bett und begann ſich anzukleiden, und fragte ihn, ob er etwas vermiſſe.

Es ſei im Heuboden gar ſo kalt geworden, meint er, lieber wolle er ſich draußen ein wenig vertreten und, ſobald der Mond lichter heraus ſei, fort.

Da bot ſie ihm ihr Lager an.

Vielleicht verſtand er, ſie überlaſſe es ihm zur alleinigen Verfügung, — jedenfalls ſchnürte er ſofort wieder die Bergſchuhe ab und ſtieg, in Kniehoſen und Lodenjoppe, wie er gerade war, zur Mali hinauf, legte ſich aufs Bett und zog den wollenen Kotzen über ſich.

Nun erſt kam es ihm wohl zum Bewußtſein, daß ſie ſelber halb entkleidet und etwas ratlos am Fußende des Bettes ſtand, denn nun lud er ſie ein, auch Platz darauf zu nehmen.

„Langt's doch für zwei!"

Mit einer ſo müden und dankbaren Stimme konſtatierte er das und mit einem zufriedenen Gähnen.

Sie ſtieg zaghaft über ihn weg und drückte ſich, um ihn nicht zu ſtören, eng an die Hinterwand der Senne, deren Spalten mit trockenem Moos zugeſtopft waren. Und während er faſt ſogleich einſchlief, — feſt, ſo feſt, als ob keine Lawine ihn je mehr erwecken könnte, lag Mali ſtill und horchte auf die Windſtöße, die am Dach rüttelten, und lauſchte den tiefen, regelmäßigen Atem-

zügen neben ihr, bis auch ihr endlich die Augen darüber zufielen.

— Eh aber der Morgen graute, fühlte sie, halb im Traum und halb im Wachen, sich in seinen Armen gebettet, fühlte um sich seine Kraft und Wärme wie eine berauschende Gewalt, und halb im Traum und halb im Wachen versank sie in dieser Gewalt — —.

Erst als die späte Septembersonne heraufkam, ging der fremde Tourist auf und davon. Nicht auf lange, versicherte er, denn er beabsichtige gar nicht, eine bestimmte größere Bergtour zu machen, sondern streife nur zu seiner Erholung von dummen Studien im Gebirg umher, und deshalb wolle er den Abend zum Uebernachten gern wiederkehren, — heute abend, — und dann auch noch einmal, — und noch einmal —.

Kein Arg und keine Ahnung hatte die Mali, daß er sich nur scheute, Abschied von ihr zu nehmen, weil sie vor ihm dastand wie eine Taumelnde, und als sein: „Vergelt's Gott!" noch von fernher zu ihr herüberklang und an den Bergwänden ein Echo weckte, wußte sie nicht, daß es sein letzter Zuruf an sie war. Den ganzen Tag verrichtete sie ihre Arbeit so benommen und zerstreut, als ob ihr armes Gehirn eingestellt worden sei auf eine unaufhörliche Wiederholung stets derselben Worte: „Heute abend, — und dann noch einmal, — und noch einmal," — fast der einzigen Worte, die sie miteinander geredet. Und dabei reinigte sie ihre Sennhütte von vergrauten Spinnweben und den Strohsack schüttelte sie auf, und hing Kleiderröcke und Wollkotzen an die Sonne, und rieb den Fußboden, als gelte es, eine Hochzeitskammer rüsten.

Sowie aber die Sonne hinter den See ſank, da ſetzte ſie ſich auf die Thürſchwelle und wartete. Deutlich meinte ſie dabei ihn vor ſich zu ſehen, wie er in der Morgenfrühe auf ihrem Bett dagelegen, an der Hand einen dunkelgrünen Siegelring, und aus dem weichen feinen Flanellhemd — gerade über dem hineingeſtickten Namenszug — die etwas entblößte Bruſt hervorſchimmernd, — ſo weiß, ſo weiß, gleich der eines Knaben. In Joppe und Wadenſtrümpfen ſchlummerte er noch, den Kopf mit dem kleinen dunkeln Schnurrbart zurückgeworfen, Halme aus dem undicht gewordenen Strohſack im zerzauſten Haar, ein junger König ſchien er der Mali, in Gewändern von ihresgleichen, ein verkleideter König.

Der Abend verging, und auch die Nacht brach ein, doch er kam nicht. Jetzt ſaß ſie auf ihrer Bettkante mit gefalteten Händen und mit Augen, die ſtarr wurden vom regungsloſen Schauen und Horchen, — und wartete, — und wartete.

Tief in der Nacht knirſchte über das Geröll des Bergabhangs ein Schritt zum Seeufer hinab, — wenigſtens klang es Mali wie ein Schritt, — der näher und näher kam, — — und vorüber ging.

* * *

Im ſtarken Frühnebel, der über dem Schwarzenſee braute und dampfte, ſtanden dicht am Uferrand die beiden Fremden vom Abend vorher. Trotz der eben erſt beendeten primitiven Morgentoilette ſchienen ihre Kleider ſchon ziemlich mitgenommen von der Tour mit dem improviſierten Nachtlager, — und die beiden jungen Ge-

ſichter eigentlich auch. Während ſie in wortkargem Geſpräch in das Waſſer ſtarrten, das durch den Nebelüberzug hie und da hervorſchimmerte wie ſchwerer, grauer Atlas, trugen ihre Mienen den denkbar troſtloſeſten Ausdruck.

„Du denkſt an dasſelbe wie ich!“ bemerkte nach einer neuen Pauſe der junge Mann verlegen.

Sie nickte bedeutungsvoll, ſo, wie man nur nickt, wenn man damit ein ganzes Schickſal beſiegelt.

„Man kann an nichts ſonſt denken, — nachdem einmal der große äußerſte Entſchluß gefaßt iſt,“ antwortete ſie.

Er wandte ſich von der geheimnisvoll leuchtenden Waſſerfläche ab, mit einem leichten Schauder, als hypnotiſiere dieſelbe ihn.

„Und doch, — wie wenig genügte, und wir könnten ſo glücklich ſein! Nicht wahr, meine liebe Liſa?“ ſagte er ſchwermütig und ſchritt neben ihr den Hang zur Senne hinauf, „— ein wenig lumpiges Geld! Das Leben iſt doch ſchön! Unſre Liebe würde es paradieſiſch machen.“

„Werde nicht wankelmütig!“ mahnte ſie finſter entſchloſſen, „wozu kann denn das führen? Willſt du etwa ein Leben wie Gevatter Schuſter und Schneider? Nein, laß uns groß und uns ſelbſt treu bleiben, —: wenn du nicht, unbeſchwert von niedrigſten Sorgen, ſtreben darfſt, einſt unſterbliche Werke zu ſchaffen, und wenn ich an deiner Seite nicht deine Muſe werden darf —“

Sie vollendete nicht. Sie ſtanden ſchon nahe der Senne und durch die weit aufgeriſſene Thüröffnung derſelben qualmte ein ſo beißender Rauch, daß man ſchlechterdings verſtummen mußte.

Die Holzbank, worauf Mali übernachtet hatte, war bis gegen die Thür hinausgerückt worden; der grauhaarige Knecht saß darauf, tief über den großen Butterstampfer gebückt, und butterte schweigend und emsig, den schweren Kolben im Takt auf und nieder stoßend. Dabei richtete sich jedoch sein hageres, aufmerksames Gesicht mit der spitzigen Nase und den klugen lichtbraunen Augen voll unverhohlenem Interesse auf die beiden eintretenden Fremden. Der Qualm vom Herde, wo regellos durcheinandergeworfenes feuchtes Reisig brannte, hüllte sie aber so ein, daß man kaum etwas von ihnen sah. Dicht hinter ihnen kam der Sennbube, hockte sich auf den Herdrand vor die unruhig zuckende Flamme, die ihn grell von hinten beschien, saugte an einer kurzen, mit zerdrückten Weidenblättern gestopften Pfeife und schaute mit vergnügter Verwunderung zu, wie der Herr und die Dame vor lauter Niesen, Husten und Prusten den Geist aufgeben wollten.

„Warum in aller Welt wird kein Rauchfang angebracht?“ fragte der Herr mit thränenden Augen, „seid ihr denn nicht lang genug auf solcher Senne oben, daß sich's lohnt?“

Mali nickte; sie stand mitten im Raum, den Rock hochgeschürzt, das dampfende Holzschaff voll schäumender Frühmilch in den Händen.

Freilich seien sie lang genug da oben: sie selbst schon an zehn Sommer, und Aloys, der Knecht, noch weit länger, meinte sie und fischte ohne weiteres mit der Hand irgend ein kleines Getier aus der Milch heraus, sie den Fremden zum Morgentrunk einzugießen; aber ein Rauchfang würde sich ja doch nicht lohnen,

fügte ſie hinzu, denn die ganze Senne mit ihren drei Inſaſſen beſtehe doch nur wegen der fünf Kühe, und ſo viel ſei der Ertrag der Kühe dem Bauer längſt nicht wert.

„Du lieber Gott!“ bemerkte die Dame mit erſtickter Stimme, „— hör doch nur, Martin, es iſt kaum zu glauben. Wie ärgern wir uns ſchon, wenn in unſeren Wohnungen etwas an der Waſſerleitung oder dem Gaſometer fehlt. Daß man ſo leben kann, — und es aushalten.“

Aloys hatte den Butterkolben ſinken laſſen, er ſagte zum Herrn mit großem Nachdruck etwas, während ſeine lebhaften braunen Augen aufleuchteten.

Die Dame ſah ihren Begleiter fragend an, ſie verſtand vom Dialekt, der ſo zungengeläufig aus des Alten Munde kam, kein Sterbenswort.

„Er meint,“ erklärte ihr der Herr mit einem Lächeln, „daß überhaupt nur in den Städten alle Dinge vollkommen und ſchön gemacht werden und ihren wahren Zweck erfüllen, während ſie hier als armſelige Bruchſtücke herumlaufen, die ſich nicht zu Ende wachſen dürfen, weil's an allem fehlt. Er ſcheint ſich etwas Märchenſchönes unter unſerer Kulturwelt vorzuſtellen.“

Die Dame ſeufzte und ſchaute den alten Knecht faſt mitleidig an.

Ob er denn die Städte kenne? fragte ſie.

Ja, die kannte er. Aloys erhob ſich, rückte den Butterſtampfer in die Ecke zurück und erzählte mit heimlicher Wonne, wie er als Knabe mit einem Holzſchnitzhändler gegangen ſei; bis nach Linz und Graz waren ſie gekommen, und er ſelbſt habe ſchön geſchnitzt. Aber dann

ſtarb der Mann und ihn ſelbſt befiel ein Augenleiden. Seitdem war er nur noch ein grober Knecht. Damit nahm er, reſigniert vor ſich hinmurmelnd, Hacke und Beil und machte ſich nach dem waldigen Abhang oberhalb der Alm auf, um Holz zu fällen.

Inzwiſchen hatte der Herr ſich an den Buben gewandt; er bot ihm eine von ſeinen Zigarren anſtatt der Weidenkrautpfeife und redete ihm zu, ihm heute nachmittag den ſchweren Rucksack bis nach Unterach abzunehmen.

Der Bube drehte die Zigarre begehrlich zwiſchen den Fingern, aber zum Wege nach Unterach hatte er keine Luſt. Er war ſein Lebtag nicht über den Umkreis der Senne hinausgekommen, bis auf die Schuljahre im nahen Radau.

Mali warf auch ein, daß er vor Dunkelwerden zurück ſein müſſe, weil ſie in dieſen Tagen den Bauer erwarteten.

„Er iſt bis dahin längſt zurück und den Weg kenne ich für ihn," verſicherte der Herr, „er braucht ſich nur auf dem Hinweg die rot markierten Stellen zu merken, die ich ihm zeigen werde. Jetzt iſt die ganze Partie für Fußgänger aufs ſchönſte hergerichtet," fügte er hinzu und ſuchte das große karierte Reiſeplaid hervor, auf dem er ſich mit Liſa draußen in der durchbrechenden Morgenſonne lagern wollte.

Die Mali ſchüttelte den Kopf und ſah den Fortgehenden nach. Sie füllte noch den rieſigen Kupferkeſſel, der über einer Stange auf dem ruhiger brennenden Feuer hing, und von deſſen nie geſcheuertem Metallbauch ab und zu der fette Ruß in ſchwarzen Kruſten niederblätterte,

mit frischem Wasser und setzte sich dann beschaulich auf die Thürschwelle. Mali hatte eigentlich eine gehörige Tagesarbeit vor sich, aber sie war weder besonders fleißig noch besonders reinlich und fürchtete nicht, daß die Arbeit ihr fortlaufen könnte.

Heute war doch beinah ein Festtag, wenigstens ein ereignisvoller Tag; der Aloys hatte ihr unaufhörlich seine Vermutungen über die beiden Städter und seine Hochachtung für die Welt, aus der sie kamen, mitgeteilt. Sie selbst kannte diese Welt kaum, und erinnerte sich keiner starken Eindrücke aus gelegentlichen Ausflügen dorthin: ausgenommen einer Stunde, die sie vor Jahren in Salzburg in einem Karussell verbracht hatte. Das war an einem Sonntagnachmittag gewesen und viele kleine Ladenmädchen und Arbeiterinnen drehten sich mit ihr darin herum, — eine von ihnen saß in richtigem Sattel zu Pferde, eine andere auf erhabenem Königsthron, und sie selber war in eine goldene Gondel eingestiegen. Es kam ihr vor wie eine beinah feierliche Angelegenheit und durchaus nicht wie ein bloßes unterhaltendes Vergnügen, auch bemerkte sie deutlich, daß auch die meisten anderen Mädchen fast andächtig ernsthaft dreinschauten, nicht so, als amüsierten sie sich dabei, sondern als seien sie wie verzückt und benommen von etwas Großem.

Und es war auch etwas Großes: denn in unbegreifliche Traumwelten glitt die goldene Gondel mit der Mali, wennschon sie scheinbar immer im gleichen Rundzelt sitzen blieb. Hier stieg man ein, um auf eine Viertelstunde alles zu besitzen, was man ersehnt, alles zu erreichen, was unerreichbar bleibt, alles zu vergessen, was beschwert und drückt. Die Musik kam mit ihren Klängen daher,

wie die gute Fee im Märchen, und forderte dazu auf, ſich das Schönſte zu wünſchen, was man nur ausdenken konnte, und das that man denn auch mit aller Anſtrengung, und fühlte ſich heimlich hoch hinweggehoben und wie allmächtig —.

Der Mali war es wohl bekannt, daß ein Karuſſell nur ein Karuſſell iſt, ein Ding aus Holz und Eiſen, aus Farbenlack und Goldpapier, aber irgend ein Geheimnis mußte noch dabei ſein, weswegen es ſich ganz ähnlich und eigentlich noch ſchöner drin ſaß wie in der Kirche beim wunderthätigen Muttergottesbilde.

Die Dame, die wohnte in einer Stadt und hatte gewiß wenig zu thun und fuhr gewiß oft Karuſſell —.

Vom Waldabhang her ſcholl Hieb und Hieb, dumpf vom Echo wiedergegeben. Aloys, der dort arbeitete, ließ ſich ebenfalls durch die fremden Gäſte aus ſeinen Alltagsbetrachtungen herausreißen. Sie waren ja ſeltene und wertvolle Sendlinge aus jener lockenden Ferne, in der er zu kurz geweilt hatte, um von ihr enttäuſcht zu werden, und die ihm ſeit Jahren ſchon wieder traumhaft zu werden begann. Ihnen das geſagt zu haben, was er heute morgen ſagte und was er mit inniger Freude den Herrn der Dame wiederholen hörte, that ihm noch hinterdrein innig wohl. Es näherte ihn ihnen, — ſie mußten fühlen: obgleich er als grober Knecht ſich hier oben verdingen muß, gehört er zu uns.

Als er weiter hinunter nach der Lichtung ſchritt, wo der Sennbube angewieſen war, mit Stricken auf ihn zu warten, um das Winterlaub in Bündel zu ſammeln und nach dem Kuhſtall zu tragen, ſah Aloys die beiden Stadtleute dicht vor ſich. Sie lagerten nebeneinander auf der

Reiſedecke im Waldmoos und nickten ihm zu; der Herr kam gleich wieder ins Geſpräch mit ihm, und die Dame richtete ſich auf und beobachtete aufmerkſam, wie er die welken Blätter zuſammenharkte und zu Haufen ſchichtete.

Aloys ging das Herz auf; er erzählte von ſeiner Jugend unter den Holzſchnitzern von Radau, wie er von allen der Geſchickteſte geweſen und mit welcher Begeiſterung er ihnen von ſeinen erſten Wanderungen in die Städte geſprochen hatte. Als eine Art von Kulturträger und Prophet hatte er unter ihnen dageſeſſen und ſie angefeuert, durch ihre beſten Bemühungen in der Schnitzarbeit wenigſtens ihr armſeliges Scherflein beizuſteuern zur Welt der Schönheit unten, an der ſie ſonſt nicht Teil haben konnten.

„Aber wie mögt Ihr nur hier glauben, daß in den Städten alles Gold iſt, was glänzt!“ bemerkte die Dame erſtaunt, die ſich alles, was Aloys ſagte, genau erläutern ließ.

Doch ihr Begleiter ſtieß ſie an und warf ein paar franzöſiſche Worte hin, die ſie hindern ſollten, Aloys in ſeinem ſeligen Glauben irre zu machen. Und ſo redete er ſich immer weiter hinein, und ſein feines nachdenkliches Geſicht mit den tiefen ausdrucksvollen Fältchen um den Mund erſtrahlte in Glück, indes er ſich mit der Harke mühte und der Schweiß ihm in großen Tropfen auf der Stirn ſtand.

Ungern ging er endlich von ſeiner Arbeit fort, als dem Buben nur noch übrig blieb, die Blättermaſſen zu Bündeln zu verſchnüren und hinabzutragen.

Die beiden jungen Leute im Waldmoos ſchwiegen

lange. Die Sonne ſchien warm auf den Frühling ringsum, gelbe Schmetterlinge gaukelten um den Enzian, der blau aus dem hohen Almgras vor ihnen hervorleuchtete, und über dem Schwarzenſee ſtand in goldenem Morgenlicht das Schneegebirge.

„Sie wiſſen nicht, wie ſchön ſie es hier haben!“ rief Liſa entzückt.

Martin meinte leiſer:

„Wir wiſſen vielleicht auch nicht, wie gut wir es da unten haben. Aloys würd' es ſchon für eine hohe Miſſion anſehen, dort einen ſelbſt ganz unſcheinbaren Poſten auszufüllen. Aber vielleicht ſind jetzt auch nur unſre Gefühle für alles Schöne ſo überaus geſchärft —“

„— Weil wir Abſchied von allem nehmen,“ fiel ſie ſchnell ein und ſank wie niedergemäht aus ihrer aufgerichteten Haltung auf die Reiſedecke zurück.

Wieder ſchwiegen ſie. Sie waren beide etwas blaß von der faſt ganz durchwachten Nacht, ſie ſahen, wie ſie ſo dalagen, wie ein paar Rekonvaleszenten aus.

Martin vermied es, Liſa in die Augen zu ſchauen; zu ſchwer ſchien es ihm, dann noch ſtolze Faſſung zu bewahren. Auch ſo wußten ſie voneinander, daß ſie beide an den Tod dachten, an den Tod, der ihr junges, blühendes Leben freiwillig enden ſollte, — wie es beſchloſſen war —.

Von Zeit zu Zeit ging geräuſchlos auf ſeinen nackten Sohlen der Sennbub an ihnen vorüber, die ſchwere Blättermaſſe auf dem Rücken, tief unter ſeiner Laſt gebückt, während ihm der Mund einfältig halb offen ſtand. Und im friſchen Luftzug, der vorüberſtrich, wehten und flogen aus dem Laubbündel unaufhörlich braune dürre Winter-

blätter heraus, umflatterten ihn und ſanken dann langſam, eines nach dem andern, ins Gras zu ſeinen Füßen nieder. Es ſah aus, als ſchreite der Genius des Todes ſelbſt unter den grünen knoſpenden Bäumen dahin —.

Martin kam dieſer Vergleich, doch als er dem Buben in das einfältige Geſicht blickte, ſcheute er ſich davor, ihn auszuſprechen.

Da ſchien es ihm plötzlich, als ob Liſa neben ihm heimlich mit Thränen kämpfe. Sie hielt den Kopf etwas zur Seite gekehrt, und um ihre Mundwinkel zuckte es ſeltſam, wie verhaltener Krampf.

Tief erſchrocken richtete er ſich auf —.

Aber es war nur ein Gähnen, das ſie nicht herauslaſſen wollte.

* * *

Gegen elf Uhr mittags verſammelten ſich Knecht, Magd und Bube an der Herdſtatt um einen irdenen Topf, aus dem fettduftender Dampf aufſtieg. Die ſchwarze Eiſenpfanne, — im Umfang dem ungeheuren Waſſerkeſſel gleich —, in der ſoeben die Mehlklöße geſchmalzt worden waren, wurde von Mali den beiden Stadtleuten überlaſſen, denn die hatten vor, ſich einen Eierkuchen zu backen. Der Eier gab es nur wenige in Malis Beſitz und auch die mochten ſchon ziemlich lange gelegen haben, doch mußte man es als ein Glück betrachten, daß man überhaupt welche vorfand. Während Liſa mit großer Anſtrengung die ziſchende Pfanne über dem Reiſigfeuer balancierte, plünderte ihr Begleiter in Ermangelung andern Geſchirrs

den kleinen Tellerbort in der Schlafkammer und entnahm demſelben zwei goldumrandete Feſtmahlsſchüſſeln, die eine mit „Behüt' dich Gott" in der Mitte, die andere mit „Lebe glücklich".

Ganz nah vor der Sennthür, wo unter hochgewachſenen Hängebirken ein roh gezimmerter Holztiſch in den Boden gerammelt war, ſetzten die beiden ſich zur Mahlzeit nieder, — mit einem beträchtlichen Hunger, der in gar keinem Verhältnis zum beſcheidenen Eierkuchen ſtand. Dabei ſahen ſie einander bedeutungsvoll in die Augen, als wollte einer dem anderen ſtumm zu verſtehen geben: „Weißt du wohl, was dieſe Mahlzeit bedeutet? Weißt du, daß es unſer letztes irdiſches Mittagsmahl iſt?"

Liſa ſenkte den Blick ſchmerzlich lächelnd auf ihren Teller und, deſſen Inſchrift leſend, flüſterte ſie:

„Behüt dich Gott, — es wär zu ſchön geweſen!"

Martin wollte gern Gleiches mit Gleichem erwidern, aber als er unerwartet in aufdringlich grellen Goldbuchſtaben, die in der Sonne förmlich ſchadenfroh funkelten, las: „Lebe glücklich!" da ſchwieg er verdutzt ſtill und begnügte ſich damit, das ſchmerzliche Lächeln zu erwidern.

Von hier draußen beſehen nahm ſich das Innere der Sennhütte wie ein ſchwarzes Loch aus, und düſter beinah, wie aus finſterer Tempelhöhlung, tönte die mechaniſch hergeleierte Gebetsliturgie heraus, die das Mahl am Herde einzuleiten hatte. Und nachdem das letzte Gebetswort verklungen war, tauchte ein jeder der drei Menſchen, die da eng nebeneinander auf der Holzbank ſaßen, ſeinen Zinnlöffel ſo langſam und feierlich in die gemein-

ſame Schüſſel, als begimne nun erſt die eigentlich heilige andachtheiſchende Handlung.

Nur Malis Augen ſchweiften ab und zu einmal hinüber nach dem leckern Eierkuchen vor der Thür und nach dem verwöhnten ſchmauſenden Pärchen dort, das von goldblitzendem Geſchirr aß, als ſei Feſttag, — umfloſſen vom heitern Sonnenlicht, umflogen vom warmen Knoſpenſtaub der Frühlingsbäume, — ein Bild ſorgloſen Glückes, zart hingezeichnet gegen das leuchtende Weiß des Gebirgsſchnees und den tiefblauen Himmel.

Der Sennbub ſah nichts davon, ſondern hielt ſeinen Blick nur ſtarr auf den Eßtopf gerichtet, bis die Reihe hineinzulangen wieder an ihn kam, und der alte Aloys führte jeden Biſſen ſo ſchweigſam und ſo ernſt geſammelt zum Munde, wie einer, der ſich der ganzen tragiſchen Schwere eines Lebens bewußt iſt, das in unſäglichen Mühen dahingehen muß, um des Biſſens Brotes willen, den es gewährt.

Kaum waren die beiden Stadtleute mit ihrer Mahlzeit fertig geworden, als ſie auch ſchon fort wollten. Verdroſſen packte der Bube ſich Handtaſche und Rucſack auf und Mali ſtand da in angeſtrengtem Kopfrechnen, um dahinter zu kommen, wie viel ſie zu empfangen hätte. Aloys erhob ſich inzwiſchen wortlos; er entnahm der wurmſtichigen Truhe in der Ecke zwei Pokale, einen aus blauem Milchglas und einen anderen mit Roſen bemalten, und ſchlich damit zu einer kleinen, verborgen fließenden Quelle am Berghang, von alters her für ihr heilkräftiges Waſſer die „Wunderquelle“ benannt. Vorſichtig, die gefüllten Gläſer vor ſich her tragend, kehrte er von dort zurück, ſeine Augen feſt auf das koſtbare Naß gerichtet,

um keinen Tropfen davon zu verlieren, und kredenzte es ſchweigend den beiden Fremden, die er liebgewonnen hatte. Gar mancher Touriſt ging hier oben vorbei ohne in Aloys' Gedanken die geringſte Spur zu hinterlaſſen, denn er ging auch am alten Knecht vorbei, ohne ihm Herz und Zunge zu löſen. Dieſe beiden aber hatten in ihm ein Gefühl der Dazugehörigkeit zur Welt unten aufleben laſſen, — zu jener beſſeren Welt, aus der ſie hierher heraufgekommen. Er ſchaute auf ſie, als glichen ſie mindeſtens jenen drei Engeln, die bei Abraham einkehrten, und „thaten, als ob ſie äßen". Und als jeder von ihnen leiſe einen Gulden in ſeine Hand gleiten ließ, während ſie ihm zum Abſchied die Hand ſchüttelten, da nahm er ehrfurchtsvoll den ſchadhaften Strohhut vom Kopf.

„Vergelt's Gott! Vergelt's Gott!"

Wofür er ihnen aber dankte, das war mehr als Geldeswert, obwohl Geldeswert viel für ihn war und er freudezitternd die zwei Gulden in ſein einziges Sacktuch hineinknotete.

Während ſie langſam aufwärts zur Moſau ſtiegen und die kleine Sennhütte bald hinter der Waldung verſchwand, bemerkte Liſa leiſe:

„Wie ſymboliſch war das mit dem Waſſer, — als wüßte er, — wie ein ſymboliſcher Todestrunk."

Martin ſagte ablenkend:

„Glücklich ſind dieſe einfachen Menſchen mit ihren Illuſionen. — — Biſt du gern dahier oben im Gebirg?" wandte er ſich fragend an den Buben.

„No!" verſetzte der mürriſch. Er war voll Verdruß darüber, daß er mit mußte, und die Vorſtellung, heute ſeinen Fuß weiter in die Welt zu ſetzen als ſein Lebtag vorher, regte ihn nicht im mindeſten an.

„Warum biſt du denn nicht gern hier oben?“

„No. Wegen dem Abiſtürz'n!“

Martin und Liſa lachten ihn aus. Hier gab es ja gar keine ſteilen Felswände zum Abſtürzen, vor denen man ſich hätte fürchten können. Verächtlich faſt blickten ſie die Bergwand entlang: ſo eine würden ſie ſich nicht grade ausſuchen, wenn ſie — aber ſie hatten ſich ja fürs Waſſer entſchieden, für eine Kahnfahrt in der Dämmerung, die keinem auffällt — —.

Der Bube ließ ſie lachen. Sein Blick ſtreifte voll ſcheuer Neugier die hier und da aufgerichteten Kreuze mit Abbildungen von ſchauerlichen Unglücksfällen. Außer den Kirchenbildern waren es faſt die einzigen, die er kannte. Alle gruſeligen Geſchichten, die er je gehört, knüpften ſich an ſolche düſteren Gedenkſtellen.

Immer raſcher von den geröllbedeckten Bergwieſen der Moſau hinab ging es jetzt.

Von Zeit zu Zeit machte Martin ihn aufmerkſam auf die rotmarkierten Steine, an denen ſie vorbeikamen, damit er den Rückweg nicht verfehlen möchte; dann wand ſich der ſchmale Pfad ſteil durch die zerklüfteten hohen Felswände der Unterach, zwiſchen denen tief, tief unten in ſchwindelerregender Schlucht das Gebirgswaſſer in lautem Sturz vorüberdonnerte, toſte und ſchäumte, eine erkältende Friſche emporſendend zu den mühſam Niederſteigenden.

Sie waren alle drei ganz ſtill geworden. Martin und Liſa ſchauten einander wieder an — und dann nach oben, die enge Bergklamm hinauf —. Da oben zu ſtehen, ganz oben, — und — ein Sprung —. Ihre Phantaſie arbeitete mächtig, unter angenehmen Schaudern, denn

in Wirklichkeit ſtanden ſie ja nicht mehr oben, ganz oben —.

— Und ſchon traten ſie aus der halben Dämmerung der Bergenge heraus, — und plötzlich, bei einer unerwartet ſchroffen Biegung des Weges, erſchloß ſich ihnen ſonnenüberſtrahlt und in ſeligem Glanze, einem Gemälde Norditaliens gleich, der blauſchimmernde Atterſee unter dem Maiſchnee ſeines Gebirgskranzes.

Der Sennbub teilte nicht das Entzücken über dieſen Anblick; er ſtand in verdroſſener Stumpfſinnigkeit da, die ganze Seele erfüllt vom Wunſche, nicht mehr einen Fuß vor den anderen ſetzen zu müſſen, während das Riemenzeug ihm ſchmerzhaft in die müden Achſeln hineinſchnitt.

Unten am Seeufer lag ſtaubig und heiß eine kleine Ortſchaft in brütender Mittagsſonne. Sie gingen hinab, an den Obſtgärten und blütenumrankten Häuschen vorüber, und als das Wirtshaus am See ſchon in Sicht war, hielt Martin den Buben an, nahm ihm den Rucksack ab und hing ihn ſich ſelber um.

„Dieſe milde Handlung wäre in der Mitte des Weges zweckmäßiger geweſen," bemerkte Liſa.

Martin ſah etwas verlegen aus.

„Der Sack iſt verteufelt ſchwer," ſeufzte er, „aber ich mag nicht an der Seite dieſes arg bepackten, ſchmalbrüſtigen kleinen Kerls im Wirtshaus einrücken —"

Liſa lächelte, aber diesmal gar nicht verhängnisvoll, und ſchob müde ihren Arm in den ſeinen.

„Gut, daß der Aloys nicht dabei iſt!" meinte ſie, „er würde vielleicht zu ſeinen erſten Zweifeln an der Vollkommenheit der Menſchen aus der unteren Welt gelangen!"

Der kleine Sennbube, der den Motiven menſchlicher Handlungen keineswegs nachzuſinnen pflegte, fühlte indeſſen ſein Wohlwollen für die beiden Stadtleute merklich geſteigert. Und als er von ihnen nun gar in das kühle, ſchöne Wirtszimmer geführt und gefragt ward, was er am liebſten eſſen und trinken möchte, da befiel ihn ein außerordentliches Gefallen an der Situation.

Am liebſten wollte er natürlich Fleiſch eſſen, denn das bekam er nur zweimal im Jahr, zu Oſtern und zu Weihnachten.

„A Wurſcht!“ entſcheidet er.

Und zu trinken?

„A Bier!“

Beides wird ihm auf dem buntgewürfelten Tiſchtuch vorgeſetzt und beides wird von ihm unglaublich geſchwind verſchlungen. Doch ſogleich iſt auch ſchon die Kellnerin da und fragt von neuem nach ſeinen Befehlen, als ob er ein Herr wäre.

„Noch a Wurſcht!“

Und zu trinken?

„A Bier.“

Und immer röter und heißer wird er dabei und immer glückſeliger fühlt er ſich. Wundervoll gefällt's ihm hier unten in dem prächtigen Saal, wo es ſo gut nach Bier und Tabak riecht, ganz anders als nach dem beißenden Qualm und ſäuerlichen Käſe der Senne. Zwiſchen Hirſchgeweihen hängen bunte Kaiſerbilder und darunter ein anderes Bild, auf dem eine vollkommen ſchwarze Dame mit ungeheuer weißen Zähnen bei lauter Zigarrenkiſten ſitzt und ſelbſt eine Zigarre raucht.

Wie die Kellnerin mit einem Lächeln zum dritten-

mal zum Buben herantritt, kann er ſich zu ſeiner eigenen erſchrockenen Betrübnis zu einer neuen Wurſt nicht mehr entſchließen und beſchränkt ſich traurig auf ein neues Krügl Bier. Und eine Zigarre möchte er wohl auch haben, fügt er ſchnell hinzu und blickt ſtarr an die Wand auf die Dame mit den weißen Zähnen. —

Weitab von ſeinem Tiſch, neben den Fenſtern, die auf den See hinausſchauen, hatten Martin und Liſa ſich Kaffee mit einem Cognac ſervieren laſſen. Sie waren ſehr ſtill. Lähmend lag ihnen die Müdigkeit nach dieſer ungewohnten Art, zwei Tage hinzubringen, in den Gliedern.

Liſa verbiß ein Gähnen und bemerkte tiefſinnig:

„Oben war es romantiſch. Ein ſolcher Kaffeetiſch iſt gar nicht romantiſch.“

Martin ſah ſie fragend an. „Ich meine,“ erläuterte ſie, „wir hätten nicht erſt wieder hinunter —, wir hätten oben ebenſo gut, zum Beiſpiel durch einen Sturz, — — überhaupt: das mit dem Waſſer war die reine fixe Idee von uns, — wozu grade im Waſſer?“

Martin hatte die ganze Zeit über heimlich die flachen, faſt kielloſen Kähne fixiert, die am Ufer unter ihrem Fenſter angekettet lagen. Einen ſolchen Kahn wollten ſie ja gegen Abend löſen —.

„Für dieſe neue Idee iſt es nun ſchon zu ſpät,“ gab er ganz matt zurück, „— jetzt gleich wenigſtens wär ich nicht im ſtande, genügend hoch zu ſteigen. Aber deine Wünſche ſind mir immer ſehr teuer. — — Wir müßten es eben auf eine zweite Bergpartie — — hinausſchieben.“

Sie nickte unſicher.

Und nun malten ſie es ſich bis in alle Einzelheiten

aus. Sie vergaßen ganz die Müdigkeit dabei. Ihre Augen belebten ſich, die Wangen röteten ſich wieder —. Martin ſtieß das Fenſter auf.

„Da kommt ein Dampfer!“ rief er, „ich glaube, es iſt einer, der uns heimbringen könnte. Aber dann gilt's Eile!“

Das Ziſchen des Dampfes und Klirren der zum Brückenſteg übergeworfenen Ketten klang hell herein.

Sie ſprangen auf, die Kellnerin griff nach dem Gepäck, — keine Ahnung hatte ſie gehabt, daß die Herrſchaften mit dem Schiff fort wollten. Was geſchah denn mit dem Buben —?

Geſchwind zahlen ſie für ihn. Martin prägt ihm noch ein, gleich aufzubrechen, damit die Dämmerung ihn nicht unterwegs überfalle. In der Haſt, aber auch aus einem weichen, wunderlichen Glücksgefühl heraus gibt er dem Buben viel zu viel Geld. Dann ſchnell fort, aufs Verdeck. Grade kommen ſie noch hin. Mit ſchrillem Ton ſtößt der hübſche Dampfer vom Ufer —.

Der Bube ſchaute abwechſelnd auf den Dampfer vor dem offenen Fenſter und auf das Geld in ſeiner Hand, und faßte ſich an den Kopf; ihm war etwas ſchwindelig vom Uebermaß des Genoſſenen und ganz weinerlich vor lauter Freude. So alſo war die Welt, die man auf der Senne nicht zu ſehen bekam, ſo waren die Menſchen unten! Rauſch und Jubel erfüllen ihn ganz, und nun grade ſoll er fort! Fort von hier, wo man ſich dermaßen gütlich thut, und wo die Menſchen ſo gut ſind und es ſo gut haben!

Das Gehen wird ihm ſauer. Er geht ſchon, ja er geht, aber mit Beinen, die in keiner Weiſe zu ihm gehören. Weiß Gott, weſſen Beine er mitgenommen hat.

Erſt ſchlendert er, dann kommt das Steigen. Es iſt nicht zu glauben, wie ſteil die Wände bergan ſind. Und hinab ging es ſo ſchnell, — unbegreiflich ſchnell ging es, — man hatte Mühe, ſeinen eigenen Füßen zu folgen. Die Kniee wollten anders als die Füße. Jetzt aber wollen weder die Kniee noch die Füße.

Die Kälte in der Unterach umfängt ihn mit Froſtſchauern. Da, wo zwiſchen ſtruppigem Gebüſch der ſchmale Pfad bandähnlich ſich aufwärts windet, ſetzt der Bube ſich nieder. Von hier ſieht man noch den Atterſee ſchimmern. Jetzt hat er plötzlich Augen dafür, jetzt ſieht er ihn, — blau, ſo blauſchimmernd und blendend, — ein einziges Zittern und Flimmern von Goldlicht, das Schwindel macht, bis alles beginnt, im Kreiſe zu zittern und zu ſchwanken. Und da — da — mitten auf dem See, — ein kleiner Punkt, — das iſt das Dampfſchiff. Das fährt nun immer weiter in die herrliche Menſchenwelt hinein, vermutlich dorthin, wo ſie am herrlichſten iſt —.

Aus der Bergſchlucht tönt ein lang — lang hinhallender Juchzer und verkündet, daß ein Seelenkampf beendet iſt — —.

Bergab geht es, — unbegreiflich ſchnell geht's bergab, als trügen Flügel den ſtrauchelnden Fuß hart an der gähnenden Tiefe vorbei, in der die Gewäſſer der Unterach toſen —. Und der Juchzer ſpringt mit, von Wand zu Wand, wie wenn er mit dem Buben um die Wette liefe, und verſtummt im Poltern und Donnern, mit dem das gleitende Geröll ins Waſſer ſtürzt, die hochauf ſchäumen und gluckſen — —.

— — — — — — — — — — — —

— — Je höher hinauf es geht, deſto kürzer wird

der lange Tag der Maiſonne. Oben am Schwarzenſee iſt die Nacht ſchon in den frühen Abendſtunden hereingebrochen. Die Mali ſteht in ihrem Bretterverſchlag, froh, ſich diesmal ungeſtört zur Ruhe zu legen. Jetzt wartet ſie nicht mehr auf den Buben. Die Nacht kam er nicht da herauf. Und iſt ihm etwas zugeſtoßen, was Gott verhüte, — helfen kann man ihm auch nicht.

Aber wie ſie in ihrer großen bemalten Holzbettſtelle liegt, mit dem Rücken kerzengerade auf dem Strohſack ausgeſtreckt, da ſteigt in ihr der Unmut auf gegen die, von denen der Bube hinausgelockt worden iſt.

Ja, das kommt daher, daß ihnen die Rede zum Verlocken und Bethören gegeben iſt. Hat ſie es denn nicht auch erfahren? War ſie nicht auch einmal — eine Nacht lang — wie in fremdem Wunderland und ließ ſich's einreden, ſie ſei noch immer drin, während ſie doch ſchon mit dem erſten Erwachen längſt wieder allein war —.

Und aus dem Karuſſell, da ſtieg man ja auch wieder aus. Das war gar ſchon in einer Viertelſtunde. Auch das Karuſſell lockte nur und betrog.

Und die Mali ſchläft mit einem böſen und mißtrauiſchen Gefühl gegen die Menſchen in den Städten endlich ein.

Nur Aloys ſteht noch am Rande des Sees und horcht in die Nacht hinaus. Nicht weil er in Unruhe geweſen wäre um den Verbleib des Buben. Den weiß er wohl geborgen und aufgehoben: verdenken kann er's ihm nicht, wenn er unten bleibt, wenn er nicht wieder heimkommt. Auch neiden will er's ihm nicht.

Eine Ahnung ſagt ihm, daß er den wohlbekannten

Tritt der ſchweren Bergſchuhe übers knirſchende Geröll nicht mehr hören wird. Dennoch ſteht er noch und lauſcht. Doch ſeine Gedanken weilen fernab. Seine Seele weitet ſich und feiert ihre Abendandacht unter dem ſternbeſäeten Himmel in der ſtummen Nacht des Gebirges —.

Ein Wiederſehen.

Im ſtets beſetzten Hotel am Stephansplatz in Wien ging es lebhaft zu; es war ſchon ſtark gegen den Spätherbſt, und der Fremdendurchzug nach Rußland oder Italien, in die Schweiz oder die Reichsprovinzen nahm noch immer kein Ende. Die beiden behaglichen Speiſeräume im Hochparterre, deren altmodiſche Halbbogenfenſter nach der ſchmalen Singerſtraße hinaus lagen, waren um dieſe Mittagsſtunde gedrängt voll, und dienſteifrig wand ſich der tadelloſe lange Zahlkellner, gefolgt vom neu eingeſtellten Piccolo, zwiſchen den ſchmauſenden und diskret plaudernden Gäſten hindurch.

An der breiten Glasthür, die von der Vorhalle und dem Treppenraum hineinführte, ſtand, ſichtlich zaudernd, eine ſchmalſchulterige Frau im dunkeln Reiſekleid. Sie ließ ihre Blicke mit unruhigem Suchen über das Menſchengewimmel drinnen gleiten, ehe ſie ſich entſchloß, die Thür zu öffnen.

Während ſie langſam an den beſetzten Tiſchen entlang ſchritt, neigte ſie den Kopf ein wenig, ſie ſchritt immer weiter, nur aus lauter Verlegenheit, obgleich der Zahlkellner ſchon mit leutſeliger Miene hinzugetreten war, um ihr einen leeren Platz zu weiſen. Im zweiten Speiſe-

ſaal, am letzten Tiſchchen, das innerhalb der erhöhten Fenſterniſche ſtand, ließ ſie ſich endlich nieder und beſtellte mit leiſer Stimme etwas Rotwein und ein Fleiſchgericht.

Als jedoch das Beſtellte kam, ſchien ſie gar nicht mehr daran zu denken, daß ſie hatte eſſen wollen. Die rechte Hand ſtützte ſie müde auf; die linke neſtelte mechaniſch am ledernen Geldtäſchchen, deſſen Riemen ihr über die Schultern zur ſchmächtigen Hüfte niederhing. Denn nun hatte ihr Blick ſein Ziel gefunden. Unterhalb geſenkten Augenlidern fixierte ſie einen der größern runden Tiſche unweit der geöffneten Flügelthüren zum erſten Eßſaal, wo eine Gruppe von fünf Herren in heiter angeregter Unterhaltung beiſammen ſaß. An der Art, wie die Herren mit einer gewiſſen intimen Befliſſenheit bedient wurden, erkannte man unſchwer die altvertrauten Stammgäſte an feſt reſervierter Tafel.

Einmal kam die blutjunge, bildhübſche Wirtin an ihnen vorüber, blieb ſtehn und redete den ihr zunächſt Sitzenden, einen beginnenden Vierziger mit bartloſem, intelligentem Geſicht und goldenem Kneifer, franzöſiſch an. Sofort begann das Geſpräch ſcherzender, lauter zu werden. Man rückte einen Stuhl heran, und für einige Minuten ließ die Wirtin ſich nieder und koſtete von den guten Weinmarken, die ihr eifrig kredenzt wurden.

Da ſchaute der Mann mit dem Kneifer auf der ſlaviſch ſtumpfen Naſe auf und bemerkte hinten am letzten Tiſchchen in der Fenſterniſche die Dame im dunkeln Reiſekleid.

Sobald er ihrer überhaupt anſichtig geworden, mußten ihm dieſe unausſprechlich beredten grauen Augen auf-

fallen, die ſo menſchenentrückt und weltvergeſſen, wie hypnotiſiert, an ihm hingen.

Er ſtockte mitten im Wort. Ein wunderlicher Ausdruck von ungläubiger Verblüffung flog über ſein Geſicht. Seine Augen weiteten ſich, ſtaunten, fragten, — und plötzlich erhob er ſich haſtig.

„Eine Dame, — ich glaube, eine Bekannte wiederzuerkennen, — bitte, entſchuldigen Sie mich," bemerkte er mit einer abſchiednehmenden Verbeugung vor der jungen Wirtin.

Dieſe drehte ſich, nicht beſonders vornehm in den Geſten, unwillkürlich auf ihrem Stuhl herum und ſah ihm nach. Ein tiefes Stillſchweigen herſchte auf einmal an der kleinen Tafel. Ein jeder folgte mehr oder minder auffällig der großgewachſenen, hagerenGeſtalt mit den Blicken.

„Eine Ruſſin, — ich möchte wetten!" murmelte einer von ihnen, „man ſieht es am ganzen Habitus, nicht wahr? Wer weiß, was für alte Beziehungen der Saitzew da erneut. Er ſcheint doch ſo gern in Oeſterreich, in Italien zu leben; indeſſen ‚on revient toujours etc.'" — —

Die Dame in der Fenſterniſche war dunkel errötet, als Saitzew raſchen Schrittes auf ſie zukam, — mit ausgeſtreckter Hand und einer Ungezwungenheit der Haltung, wie wenn die umſitzenden Menſchen nur zu einer von ihm beſtellten Dekoration gehörten.

„Marfa Matwejewna! Daß es ſolche Zufälle überhaupt gibt! wird die Welt nicht ſchöner dadurch? Und daß wir — wir uns plötzlich, nach ſo langem, in irgend einem Hotel zuſammenfinden müſſen!" rief er ihr in ruſſiſcher Sprache entgegen.

Sie legte ihre beiden Hände in die ihr voll drängender Herzlichkeit hingehaltenen. Das verwirrte Erröten gab ihren zarten blaſſen Zügen, die nicht mehr ganz jugendlich, aber von großem Liebreiz waren, eine warme, mädchenhafte Schönheit.

„Kein Zufall," unterbrach ſie Saitzew mit verhaltener Stimme; „ich wußte, daß Sie hier ſeien, ich erfuhr es durch Sſaſonows Vermittelung, hörte, wo Sie abſteigen, — und der Portier wies mich ſoeben in den Speiſeſaal, — das ſei Ihre Eſſensſtunde, ſagte er."

„Wenn es alſo kein Zufall iſt, dann danke ich Ihnen! ich danke Ihnen, Marfa!" fiel er ernſt ein und behielt ihre Hand einen Augenblick in den ſeinen, ehe er ſich ihr gegenüber ſetzte. „Hätten Sie mir doch vorher ſchon geſchrieben, ich hätte Sie von der Bahn holen, für Sie ſorgen können. — Seit wann ſind Sie hier?"

„Seit heute morgen. Auch reiſe ich gleich weiter. Ich bin bei einer Kollegin und frühern Studiengenoſſin abgeſtiegen, die jetzt hier als Aerztin thätig iſt. — — Ich eile zurück nach Oſtrußland."

„Aerztin!" wiederholte er langſam und ſah ſie voll Intereſſe und Anteilnahme an, „richtig, Aerztin! Jetzt weiß ich's erſt wieder: Sie ſind alſo wahrhaftig Aerztin geworden, und noch dazu dort in dieſen an Aerzten, an Kultur, an Komfort, — ja, mein Gott, an allem und jedem ſo armen Steppengegenden. — Alſo wahrhaftig, — und das ſchon jahrelang!"

Ihr ganzes Geſicht leuchtete auf. Sie nickte ernſt.

„Mehr als eine Frau geht jetzt dorthin!" bemerkte ſie leiſe, „wiſſen Sie, grade die Frauen. O wie recht

hatten Sie damals mit Ihren Vorträgen! Ich glaube, von alledem, was Sie Schönes und Herrliches sagten, und was doch auch die Frauen oft mit anhörten, wenn Sie so von Stadt zu Stadt reisten, — von alledem war dies das Schönste! Dieser Aufruf an uns Frauen, uns auch zu beteiligen an der Volkserziehung und den Kulturaufgaben mitten im Volk. Wie Sie uns zuriefen: ‚Auch d a s ist Frauensache!!‘ — — Ja, es i s t Frauensache!“

Sie hatte ihre anfängliche Verwirrung überwunden, sie sprach lebhaft, begeistert. Ihre Augen schimmerten.

Saitzew lehnte sich ein wenig zurück und umfaßte mit dem Arm seinen Stuhlrücken. Er hörte sehr aufmerksam zu und sah nachdenklich und tief beschäftigt aus, als wenn er eifrig bemüht sei, sich in den Gedankenkreis jener Zeit wieder zurückzuversetzen.

„Jawohl, ja gewiß!“ stimmte er bei, „ich kann mir das sehr gut vorstellen. Selten, fast nie gehn die jungen Aerzte dorthin, — die Männer bleiben immer in den paar Städten stecken, so schwierig es auch allmählich wird, sich dort in der Konkurrenz zu behaupten. Natürlich! Denn sich bei uns in die unwirtlichste, tiefste Provinz aufs Steppenland setzen, das bedeutet ja den Verzicht auf alles, woran den Menschen etwas liegt. Dort heißt es: Arzt, Priester, Lehrer, Mutter, — kurz alles auf einmal sein, und nichts für sich. — Ach, ich weiß!“

„Ja, S i e wissen!“ unterbrach sie ihn mit einem Lächeln voll Bewunderung, „wenn Sie ein Arzt wären, würden Sie sich auch nicht grade die bequemern Städte ausgesucht haben. O wie schwer muß es Ihnen doch

damals geweſen ſein, Ihr ruſſiſches Land zu verlaſſen! Wo Ihre Worte ſo zündeten! und wo Sie ſelbſt ſo voll waren des idealen Glaubens an ein Beſſerwerden in allen unſeren Zuſtänden. Und manches iſt jetzt beſſer — — Ich muß Ihnen viel erzählen, ſpäter. Jetzt könnten Sie noch ganz anders helfen und wirken unter uns anderen.“

Saitzew rückte etwas ungeduldig auf ſeinem Stuhl, als ſie ſich in ihr Thema ſo ſehr vertiefte. Er bemerkte etwas haſtig:

„Ins Ausland hätte ich ohnehin bald überſiedeln müſſen meiner kranken Tochter wegen. Ihretwegen blieb ich damals ziemlich lange in der Südſchweiz und Italien. Hörten Sie noch davon? — Seit jener Zeit iſt mir der Süden lieb geblieben. Ich reiſe faſt jährlich nach Italien.“

„Ihrer Tochter geht es jetzt gut, nicht wahr?“ fragte Marfa zerſtreut.

„Ja, ich danke Ihnen. Sie iſt gänzlich hergeſtellt, wenn auch ſchwächlich. In Rom hat ſie ſich verheiratet, wie Sie wohl wiſſen? Meine Frau hat dies gerade noch erleben dürfen. — — Ein paar Jahre habe ich, ehe ſie, uns allen ſo unerwartet, ſtarb, mit ihr öfters den Wohnort wechſeln müſſen; zuletzt waren wir in Wiesbaden. — — So wird man zum Kosmopoliten,“ ſagte er abgebrochen.

Eine Pauſe trat ein. Saitzews Blick, der während des Sprechens auf Marfas ſchmalem, blaſſem Geſicht geruht hatte wie eine leiſe Liebkoſung, glitt unwillkürlich auf ihre Geſtalt ab und umfaßte dieſelbe mit einem einzigen, langen, alles einzelne in ſich aufnehmenden Ausdruck.

Als ſie das wahrnahm, errötete ſie von neuem. Saitzew bemerkte mit einem Lächeln:

„Wiſſen Sie etwas Wunderſchönes, Marſa? Sie ſagten da ſoeben, Sie ſeien jahrelang Aerztin in Oſtrußland. Nun ja. Aber wie Sie ſo daſitzen, ſehen Sie durchaus nicht ſo aus. Ganz und gar nicht. Schüchtern ſehen Sie aus. Als ob Sie ſich dort in die Ecke geflüchtet hätten, wie ein kleines Mädchen, das abſolut nicht ſeine Ellbogen zu gebrauchen verſteht. Ja, ja, wirklich.“

Sie nickte zögernd.

„Hier bin ich auch verſchüchtert. Dies bunte, heitere, lebhafte Gewimmel! Und das ganze ausländiſche Stadtleben! Alles haſtig und nervös. Man muß ſich erſt gut auskennen. Ich bin ſo fremd. Fürchte mich, über die Straße zu gehen, in den Läden was zu kaufen. — — Bei uns, da fürchte ich nichts! Niemanden und nichts! Ich weiß die Menſchen zu nehmen, und die Menſchen, die glauben an meine Macht. — Wie recht hatten Sie, mich dorthin zu locken. Und Sie ſelbſt —“

„Wiſſen Sie, Marſa, laſſen Sie uns aufbrechen,“ fiel er ein, „iſt es denn nicht unerträglich, länger ſo zu ſitzen? Ich habe meine feſte Winterwohnung hier im Hotel, — das iſt mir nämlich am bequemſten, wenn ich hier bin. Wir wollen zu mir hineingehen, ja?“

„Ja, gewiß, — wenn Sie ſchon fertig geſpeiſt haben, — ſtörte ich Sie nicht grade dabei?“ ſagte Marſa und winkte dem Zahlkellner.

„Wir waren alle ſchon fertig, plauderten nur noch; Sie ſehen, am Tiſch drüben ſitzt bereits nur

noch ein letzter Nachzügler, hingegen Sie —“ Saitzew beugte ſich über die faſt unberührten Schüſſeln, die noch vor Marfa herumſtanden, welche ſoeben bezahlte, „— ich glaube, Sie dürfen nicht ſo allein daſitzen beim Eſſen, ſonſt werden Sie immer ſo ſchmal und blaß bleiben.“

Er nahm dem Kellner den kurzen dunkeln Herbſtmantel aus der Hand, den ſie beim Eintreten abgelegt hatte, und hing ihn ihr um die Schultern. Dann ſchritten ſie langſam die Tiſchreihe entlang zur Glasthür am Ausgang. Marfa trug den Kopf nicht mehr gebückt, ihre Augen blickten offen und ſtrahlend vor ſich her, aber ſie unterſchieden ebenſowenig von ihrer Umgebung wie beim Kommen, — ſie blickten in irgend eine glückliche Welt, die ihr leiſe aufgegangen war. Saitzew geleitete ſie im Treppenraum wenige Stufen hinauf in ſeine Gemächer, die in der Ecke eines großen Korridors ganz für ſich nach dem „Graben“ zu lagen. Kaum konnte ſie begreifen, daß dieſe drei behaglichen, mit einem feinen, individuellen Luxus eingerichteten Räume einem Hotel zugehören ſollten. Ihr ſchienen ſie das Traulichſte zu ſein, was ſie je geſehen. Noch ſtand ſie mitten auf dem breiten alten perſiſchen Teppich — eine Heimaterinnerung —, der die Mitte des Wohnzimmers einnahm, und ſchaute ſchweigend um ſich, als Saitzew mit ſeinem raſchen, durch den Teppich gedämpften Schritt auf ſie zutrat, ſeinen Arm um ihre Schulter legte und unvermittelt fragte:

„Uebrigens ſag mir: während du da für andre fanatiſch ſorgſt und dich abquälſt, — wer ſorgt für dich? Warum biſt du ſo bleich und mager geworden? Warum?“

Sie ſchrak auf.

„Ich — ich ſorge ſchon für mich,“ ſtotterte ſie außer Faſſung gebracht, „— ich komme ja ſogar von einer Badereiſe.“

Er beugte ſich vor und ergriff ſie am Handgelenk.

„Badereiſe? Alſo biſt du leidend? Du biſt leidend —?“

„Ach nein. Doch nicht. Nur ein wenig übermüdet.“

„Aufgebraucht!“ ſagte er halblaut, wie für ſich ſelbſt, und dann ſtampfte er leicht mit dem Fuß auf.

„Ein Blödſinn das! Du gehörſt ja gar nicht dorthin! Wieſo biſt du denn ein Arzt? Nein, wenn du ſchon zu etwas die Anlage hatteſt, damals, — ſo war es noch eher zum Dichten, oder ſo was Aehnliches. Jemand, der ſich das Leben ſo dichtet, wie es ſeiner lyriſchen Meinung nach etwa ſein ſoll. — — Ich glaube, ſchließlich war es auch dies Lyriſche in dir, was dich übertölpelt und ins Menſchenbeglücken hinausgetrieben hat.“

Sie ſchaute ihn verſtändnislos und tief erſtaunt an. Wie ein ſtaunendes Kind ſah ſie jetzt eben aus, mit ihren ſchmalen Wangen und gläubigen Augen.

„Ach nein, — das haben Sie ja ſelbſt gethan!“ ſagte ſie langſam, — „Sie ganz allein. Von der erſten Idee an bis zum letzten Entſchluß.“

Er murmelte etwas, was ſie nicht verſtand. Dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

Marſa verhielt ſich ganz ſtill. Als er ſich ihr wieder zuwandte, hatte ſie ſich an den Rand eines Seſſels geſetzt.

„Trage ich wirklich die Schuld?“ fragte er mit gedämpfter Stimme und blieb dicht vor ihr ſtehen.

„Die Schuld?!“ Sie lächelte ihn an. „Sie haben das Verdienſt, — das Verdienſt an allem, was ich je that. Denn ich allein wäre ſpäter wohl zu ſchwach geweſen, dabei zu bleiben. Wiſſen Sie es nicht? Damals, als Sie ins Ausland gingen und es mir ſo ſchwer — ſo entſetzlich ſchwer fiel, zurückzubleiben. Nur Sie, nur Ihre Ueberzeugungskraft gab auch mir die Kraft dazu, — um unſerer Sache willen.“

Saitzew blickte ihr feſt in die Augen.

„— Wirklich ‚um der Sache willen‘? Aus keinem anderen Grunde?“ fragte er.

Sie ſtarrte ihn ſchweigend an.

Da fügte er langſam, ohne den Blick von ihr abzuwenden, hinzu:

„Ich wenigſtens, ich redete nicht zu rein um der Sache willen. Ich ſprach aus ſehr perſönlichen Gründen, Marſa. Um meiner Frau und um meiner kranken Tochter willen, — ja, namentlich wegen dieſer Tochter, die ſo leidend und wachſam und eiferſüchtig neben uns hinlebte, wie es nur ſolche kranken Menſchen zu ſtande bringen. Um dieſer beiden willen — durften wir nicht zuſammen bleiben. Durfteſt du nicht mit ins Ausland gehen. Das weißt du ſo gut wie ich.“

Marſa war erblaßt. Sie machte eine unſchlüſſige, ſuchende Bewegung mit der rechten Hand und erhob ſich unwillkürlich vom Stuhl. Ihr Blick irrte durch das Zimmer, ohne an irgend etwas Beſtimmtem haften zu bleiben. Faſt machte es den Eindruck, als ob ſie fliehen wolle.

Aber Saitzew, der noch dicht vor ihr ſtand, breitete nur ſchweigend ſeine Arme aus. Und ohne einen Laut von ſich zu geben, ließ ſie es zu, daß ſeine Arme ſich um ſie ſchloſſen und ſie an ſeine Bruſt zogen.

Er hob ihr Geſicht zu ſich empor und küßte ſie auf den Mund.

„Wie du zitterſt!“ murmelte er weich, und dann ſehr leiſe:

„Ich möchte dich etwas fragen, hörſt du? Sage mir: kamſt du dazu her? — ja? — Kamſt du her, um mich dir zu holen —?“

Es durchfuhr ſie förmlich. Beſtürzt, faſt erſchrocken ſah ſie zu ihm auf.

„Wie — o nein, großer Gott, wie kannſt du das wiſſen? — Ja! ich kam dazu her. — Ich kam nur dazu, um dich zu holen.“

Er ſchloß ſie feſter an ſich.

„Seelchen! Täubchen, mein geliebtes! Sagte ich dir nicht, du biſt kein Arzt — nein, Gott bewahre, ein Dichter biſt du. So alte Liebe nähren und erhalten! So fernem Glück vertrauen! So feſt glauben nur Dichter an die zwei, die ſchließlich doch zuſammenkommen.“

„Glück! Liebe! Zuſammenkommen!“ wiederholte Marſa und wie erwachend ſtrich ſie ſich mit der Hand über die Stirn, als müſſe ſie ſich mühſam beſinnen. — „Wie meinſt du das? nein, o nein, an ſo etwas konnte ich ja nicht denken. — Ich kam ja nur, um dich zu uns zu holen, — das heißt einfach: nach Rußland.“

Er ließ ſie brüsk los.

„Nach Rußland?! Mich? Ja, wieſo?“

Sie faßte zaghaft nach ſeiner Hand.

„Dorthin natürlich, Vitalii. Wohin denn ſonſt? Ich ſagte dir ja ſchon, jetzt könnteſt du dort noch viel tauſendmal mehr wirken. Und ich — ich weiß jetzt ſo viel beſſer Beſcheid damit, habe manche Vorarbeit gethan, — ſtehe mitten drin. Und immer that ich's im Gedanken an dich. — — Daran wollt' ich ja nicht glauben: daß du fortfahren könnteſt, dich nach mir zu ſehnen, — aber: heimlich nach Rußland und deinem Wirken dort mußteſt du dich ſehnen.“

Sie ſprach überredend, eindringlich. Auf ihren Wangen erſchienen blaßrote Flecken der Erregung. Aber je länger ſie ſeinem auf ſie gerichteten Blick begegnete, deſto unſicherer wurde ihr Ton, und bei den letzten Worten ſank ihr die Stimme.

Er ſtreckte die Hand aus und ſtrich ihr ſanft übers Haar. Mit einer nachſichtigen Gebärde.

„Du biſt ein thörichtes Kind!“ bemerkte er, „in die Welt, von der du da redeſt, paſſe ich überhaupt nicht mehr hinein. Ich habe doch nicht dieſe — bald zehn Jahre hier geſeſſen und darauf gewartet, daß du mich holſt, Marſa! Ich habe ſie gelebt und mich in ihnen auf ganz anderem Lebensboden weiter entwickelt. Ich denke und fühle nicht mehr wie damals.“

Marſa ſtand ſtarr und ſtill. Langſam löſten ihre Hände ſich von der ſeinen, nach der ſie beſchwörend gegriffen hatten, und glitten an ihr nieder.

„Aber dann — ja dann — *haben* wir uns ja gar nicht wiedergefunden!“ ſagte ſie tonlos.

„*Wir* nicht? *wir* doch wohl!“ fiel er raſch und

beſtimmt ein, und indem er ſich zu ihr beugte, fügte er lächelnd hinzu:

„Bin ich wohl noch der junge Menſch mit dem mageren, bärtigen Apoſtelgeſicht und den langen Haaren im Nacken? Noch ſo unſäglich bedürfnislos dem Leben gegenüber und andererſeits ſo größenwahnſinnig anſpruchsvoll? Ich verlange jetzt viel weniger vom Leben. Aber ich verlange dich. Ich habe dich lieb, Marſa. Du bleibſt alſo hier, bei mir, als meine Frau.“

„Ich kann ja nicht!“ rief ſie außer ſich, „ich kann ja gar nicht! Sie erwarten mich dort, ſie brauchen mich, haben mich mit heiligſten Pflichten gebunden, — du ſelbſt haſt mich gebunden —“ ſie brach ab, und mit plötzlicher, glühender Hoffnung klammerte ſie ſich an ihn; „— o, du kommſt mit! es kann ja gar nicht anders ſein, — du folgſt mir!“

Er ſah ſchweigend auf ſie nieder.

„— Ich — dir?“ fragte er mit leichter Betonung.

Sie wurde dunkelrot.

„Nicht mir! Aber der Sache!“ ſagte ſie ſtockend.

„Dieſe Sache wies ich dir einſt an, — ich wies dir dies Gebiet an, das iſt wahr,“ verſetzte er ruhig, „aber heute wärſt du dort mein Wegweiſer und Meiſter, ich hingegen der Lehrling, der Neuling, du würdeſt ſie mir anweiſen.“

Marſa ſchüttelte heftig den Kopf.

„Nein! o nein! ich würde alles thun, was du willſt!“ rief ſie leidenſchaftlich, „tauſendfach ſegnen würde ich dich jeden einzigen Tag, — nicht weniger, nein tauſendmal mehr lieben —“

„Ich jedoch würde aufhören, dich zu lieben!“ bemerkte Saitzew kalt und trat von ihr zurück.

Marfa drückte ihre Hände vor die Augen. Sie wollte die Thränen verbergen, aufhalten, aber ein erſtickender Schmerz quoll in ihr auf, und ſie begann zu weinen.

Saitzew blieb einige Sekunden lang mit geſenktem Kopf neben ihr ſtehen. Seine Augen waren leicht gerötet und den Adern an ſeinen Schläfen hätte man leicht anſehen können, daß er ſtark erregt war.

Ein paarmal durchſchritt er das Zimmer, dann trat er ans breite Fenſter und ſchaute hinaus. Herbſtlich grau ruhte das Nachmittagslicht auf dem vornehmen Straßenbild draußen; ſchon begann es leiſe in der Stube zu dämmern.

Langſam dröhnend ſchlug es vom alten Stephansturm fünf.

Die beklommene Stille wurde dadurch unterbrochen, daß der Zimmerkellner diskret pochte und Beſuch anmeldete.

Marfa erwachte wie aus einem ſchweren, drückenden Traum. „Ja, es iſt gewiß am beſten, wenn ich jetzt gehe,“ dachte ſie.

Aber Saitzew bemerkte ſoeben dem auf Beſcheid harrenden Kellner, er möge heute keinerlei Beſuch annehmen. Und dann beſtellte er den Thee und das Nachtmahl für zwei Perſonen um acht Uhr, doch möchte er es im Nebenzimmer auftragen und erſt melden, wenn ſerviert ſei.

Als der Kellner gegangen war, wandte Saitzew ſich zu Marfa, die ſchweigend daſaß und verwundert zugehört hatte.

„Iſt es dir auch recht ſo? möchteſt du auch nicht

lieber früher ſpeiſen? oder möchteſt du den Thee lieber vorher nehmen?“

Sie ſchüttelte den Kopf. Er ſprach ſo harmlos. War denn nichts geſchehen? Waren ſie ſich nicht fremd im Innerſten? Er widerlegte das auch gar nicht, er ſchien es einfach zu ignorieren.

Inzwiſchen trug Saitzew ein paar ſchöne Ledermappen mit großen Photographien herbei und breitete ſie vor ihr aus.

„Willſt du nicht etwas von all den Gegenden ſehen, in denen ich ſeither war? Von all den Kunſtwerken, die ich ſeither ſah?“ fragte er aufmunternd. „Was für thörichte Menſchen ſind wir, daß wir da zu diskutieren anfangen, während wir ſo viel miteinander zu teilen haben.“

Und während er die Bilder vorſichtig in die beſte Beleuchtung ſchob und Marfa ſich zerſtreut zu ihnen beugte, fügte er hinzu:

„Ich habe dir ja doch eine ganze Welt zu zeigen, die du noch nicht kennſt, alſo noch nicht richtig abſchätzen kannſt. Dich in eine ganz neue Welt einzuführen. Wie herrlich wird es ſein, ſie ſo um dich herum aufzuſtellen, bis du heimiſch in ihr biſt. Dich von Genuß zu Genuß, von Verſtändnis zu Verſtändnis zu leiten.“

Marfa dachte im ſtillen:

„Bis ich mich ſelbſt in dieſem Luxusleben verachte! In dergleichen alſo würde er unthätig aufgehen.“

Aber dabei folgte ſie mechaniſch ſeinen Worten und Schilderungen, ſie ſah die lebhafte Energie ſeiner Gebärden dabei, und unwillkürlich umfing ſie das mit dem Zauber der alten Zeit. Die Stimme ſprach andere Worte

als damals, aber ſprach ſie ſie nicht mit demſelben Klang —?

Als Marfa einen Augenblick lang ihre Hand an eine der Photographien hielt, um dieſelbe beſſer feſtzuhalten, griff Saitzew nach ihrer Hand und betrachtete dieſelbe aufmerkſam.

Marfa ſuchte ſie ihm zu entziehen, ihr wurde heiß und befangen.

„Daran iſt nichts zu ſehen!“ wehrte ſie ſtockend.

„Nichts? alles iſt daran zu ſehen! alles, was du mir nur irgend von dir erzählen könnteſt. An dieſer Hand, die von Natur ſo ſchmal und fein war, — und der man jetzt anſieht, wie ſie gelernt hat, überall mit anzufaſſen, keinerlei Arbeit zu ſcheuen. Das war ſehr tapfer von der armen kleinen Hand! Aber ſie ſoll wieder ſchmal und fein werden, meinſt du nicht? Sie ſoll ſchön werden, nicht wahr?“

Marfa wollte aufſchreien: „Nein! nein, das ſoll ſie nicht! Fremd bleiben ſie ſich immer und ewig, deine gepflegte Hand und meine grob gewordene.“

Aber ſie ſchwieg, ihr Herz klopfte ſchmerzhaft gegen die Bruſt und in ihren Augen blinkten Thränen. Von ſeiner Hand, die ſie zurückſtoßen wollte, ging ein warmer, lähmender Strom in ihre Glieder über, als würden ſie gefeſſelt — —

Da umfaßte Saitzew ſie mit beiden Armen und drückte ſie an ſich.

„Ich hätte ja das ſelbſt nicht gedacht, — ich traute mir's gar nicht zu!“ murmelte er, „daß ich noch ſo lieben könnte, — ſtolz bin ich darauf! Wer von meinen Freunden allen würde es mir wohl zutrauen! Als ob gar

keine Zeit läge zwiſchen damals und jetzt, — iſt es nicht ſo?“

Sie ſuchte ſich unter ſeinen Armen aufzurichten, ein fremde Bangigkeit und Unſicherheit überfiel ſie. Worauf er ſo ſtolz war, — das war ja nichts, um ſtolz zu ſein, — das Allzumenſchliche war es, — über das ſie beide einſt geſiegt hatten mit Hilfe großer Ideale.

„— Fremd — o wie fremd!“ dachte ſie wieder und wieder, aber immer dunkler und nebelhafter glitt es durch ihr Bewußtſein, als flüſtere es nur noch aus ferner Tiefe, — fern von ihr ſelbſt.

Saitzew hatte ſie aus den Armen gelaſſen. Seine Züge waren geſpannt und erregt.

Sie ſtarrte in ſein Geſicht.

„— Wer weiß — wie oft er ſchon ſo —“ verſuchte ſie noch zu denken, aber ſie dachte nicht weiter. Alles verſank in der nebelverſchleierten Tiefe.

Saitzew näherte ſich der Thür nach dem Gang und verſchloß ſie geräuſchlos. — —

* * *

Der geſtrige Nachmittag war nicht klar und nicht bedeckt, nicht warm und nicht kalt geweſen, ſo indifferent und unbeſtimmt in der Witterung, daß er faſt jeder Jahreszeit hätte angehören können. Heute merkte man den Spätherbſt. Die ſchweren Nachtnebel lichteten ſich nur, um ſchlüpfrige Näſſe auf den Straßen zu hinterlaſſen, durch die ein feuchter Weſtwind fegte, und kompakte Wolkenmaſſen hingen tief über der Stadt.

Saitzew ſchritt die Singerſtraße hinunter, die Hände

in den Taſchen ſeines Ueberziehers, und kehrte langſamen Schrittes ein paarmal wieder um.

Er hatte Marſa verſprochen, ihren Beſuch heute morgen abzuwarten, anſtatt ſie bei der fremden Aerztin, bei der ſie logierte, aufzuſuchen. Aber elf Uhr rückte heran, und Marſa war nicht erſchienen. Eine ſtarke Unruhe trieb Saitzew früh aus dem Haus; er wollte ihr entgegengehn.

Sie konnte ganz gut leidend geworden ſein. Widerſtandslos, geſchwächt war ſie ohnehin. Pflegen mußte er ſie zunächſt.

Ja, pflegen, aufblühen laſſen —.

Sein Blick fixierte ein allerliebſtes Mädchen, das eben quer über den Damm ſchritt, wobei unter dem ſorgſam hochgenommenen Rockſaum ein paar graziöſe Stiefeletten ſichtbar wurden. Er mußte über ſeine faſt kindiſche Ungeduld lächeln, Marſa mit all dieſem anzuthun, — bis auch ſie ganz allerliebſt ſei, — ſie aus ihrer herben Schale herauszuthun.

Aber Marſa kam nicht.

Nein, länger wollte er in dieſer troſtloſen Herbſtkühle nicht warten. Es drückte ihn nieder, machte ihn völlig nervös.

Und wieder lenkte er ſeine Schritte die ſtille Singerſtraße hinunter und ging, ohne ſich aufzuhalten, bis an das unweit gelegene vielſtöckige Mietshaus, wo ſie wohnen ſollte. Ein kleiner weißer Terrier lief eine Strecke weit mit ihm, als ſuche er in ihm ſeinen Herrn. Dann fing feiner Regen an niederzurieſeln.

Aus dem Thorbogen des Hauſes ſcholl ihm ein betäubender Lärm entgegen. Im Hof befand ſich eine

Schlosserwerkstatt; lange Eisenschienen wurden eben abgeladen und stürzten dröhnend übereinander. Saitzew stieg eine Treppe hoch, dann fand er an der Wohnungsthür auf blankem Schild den Namen, den er suchte.

Ein Diener öffnete auf sein Läuten.

Auf seine Frage nach Marsa erfuhr er, daß sie vor einer Stunde abgereist sei. Wohin? Das wußte der Diener nicht. Er vermutete, nach Rußland. Sie habe einen Brief hinterlassen, der nach ihrer Abreise sofort durch den Dienstmann an der Ecke in das Hotel am Stephansplatz getragen worden sei.

Dort lag also der Brief.

Ja, dort lag er wohl, aber Saitzew hatte keine Eile, ihn zu lesen.

Als die Thür sich vor ihm geschlossen hatte, stieg er ein paar Stufen hinunter und blieb dann stehn.

Ja, wozu ihn lesen? In diese letzten, wirren Zeilen hatte Marsa wohl keine besonders klare Erklärung hineingebracht. Sie war geflohen. Damit wußte er genug.

Ihm schoß der Gedanke durch den Kopf: „Wie dumm, wie lächerlich ist im Grunde das alles! Ihr Dasein, ihr ganzes Dasein führte sie doch nur auf meine Suggestion hin, weil ich es so wollte. Weil wir uns nicht angehören konnten. Und nun steht mir nichts im Wege als meine eigne Suggestion.“

Saitzew beugte sich über die Treppenbrüstung. Der Lärm vom Hof scholl dumpf gellend herauf, und es that ihm förmlich wohl, diesem brutalen Lärm zuzuhören. Seine Hand ballte sich ihm unwillkürlich zur Faust. Alles, was in ihm selbst brutale Kraft war, litt ohnmächtig.

An die Brüſtung gelehnt ſtand er lange und horchte, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit Wolluſt auf die harten ſchrillen Hammerſchläge, unter denen das Eiſen vibrierte und ſich bog, — ſich zitternd und glühend gehorſam bog, — er horchte, als redeten die Schläge für ihn.

Er ſelbſt ſchwieg ſtill.

Das Paradies.

Sie entfaltete ihre feinen, lichtgrauen Flügel und flog —.

Eigentlich hätte sie noch lieber ganz weiße Flügel gehabt, schneeweiße, aber die wären wiederum jedem sichtbar geworden, selbst wenn sie ganz harmlos mit ihnen spazieren ging, — und schon beim bloßen Gedanken an das Staunen, Tadeln und Gaffen der Leute wurden alle ihre Bewegungen schwer und schüchtern, so daß sie nur langsam durch die Luft kam.

Da waren doch diese unscheinbareren Flügelchen viel besser, die sich den Falten ihres Kleides wunderlich zart anschmiegten. Niemand hatte sie noch je an ihr bemerkt. Und die Hauptsache blieb ja doch, daß sie überhaupt fliegen konnte.

— — Unter ihr Gärten, — immer, immer blühende Gärten, weite Frühlingsgärten, in deren Rasen Anemonen und Veilchen wuchsen und aus deren dichtem Buschwerk blau und weiß der junge Flieder schimmerte. Ungezählte Singvögel bauten dort ihr Nest und ihrem sorglosen Jubel und dreisten Wesen ließ sich leicht entnehmen, wie selten jemand sie dabei störte. Alles aber, was da unter den rauschenden, breitästigen Wipfeln der Bäume blühte oder sang, sandte Duft und Klang empor zu ihr, die in seligem Flug darüber schwebte, ohne mehr zu wissen: blühte es,

duftete es, tönte es, leuchtete es ſo berauſchend um ſie her, oder verfloſſen Ton und Licht und Farbe nicht in ein und dasſelbe ſchwingende Schweben, das ſich in lauter Sonne auflöſte und ſie höher und höher emportrug —?

Von dort oben ſah ſie auch, daß die Gärten hie und da umfriedet waren und geſchloſſene Gitter hatten: deshalb wandelten keine Menſchen darin. Denn die meiſten Menſchen konnten doch nur durch Gitter und Pforten irgendwo hineingelangen und ahnten gar nicht, wie ein Frühling von oben ausſah. Sie ergötzten ſich nur ſchrittweiſe, von Ding zu Ding, am Gezwitſcher der kleinen Vögel, am Wohlgeruch der bunten Blumen und an den Strahlen der hellen, heißen Sonne: ſonſt wären ſie wohl auch mitten in ſolchem Frühling in hilfloſer Wonne in die Kniee geſunken, — da ſie nicht fliegen konnten.

Hildegard ſenkte die Flügel und ließ ſich langſam, widerſtrebend, auf den Weg herab, der voll windverwehten Blütenblättern lag. An einem der Gartengitter ſtand ein fremder Herr, hielt, nachdenklich hineinſchauend, ſeinen Stock mit ſilbernem Knauf ans Kinn, öffnete dann und trat ein, indem er ſich erwartungsvoll räuſperte und ſuchend um ſich ſah. Fremd war er nur im Garten, — Hildegard ſelbſt kannte ihn bereits. Kürzlich erſt hatte die Mutter ihn ihr vorgeſtellt als einen durchreiſenden Freund des verſtorbenen Vaters und ihr bedeutet, zuvorkommend gegen ihn zu ſein.

Er ſchaute ja auch ganz lieb aus mit ſeinem blaſſen, etwas faltigen Geſicht, ſie hatte durchaus nichts gegen ihn, außer daß es ſie langweilte, manierliche Konverſation machen zu müſſen, anſtatt zu fliegen.

Eine ganze Zeit ſchritt ſie korrekt neben ihm her und plauderte ſo, wie ſie von ihrer Mutter wußte, daß junge Mädchen thun ſollen, aber dann — wirklich aus reiner unbegreiflicher Zerſtreutheit — flatterte ſie plötzlich ein klein wenig in die Höhe.

Nur ein wenig, aber es war doch immerhin ſo, daß ſie auf einen Hollunderbuſch zu ſitzen kam. Dort kam ihr das Unpaſſende dieſer Bewegung jäh zum Bewußtſein und ſie erſtarrte förmlich vor Schreck.

Indeſſen der Herr unten am Wege war natürlich noch viel erſchrockener als ſie, geradezu verſteinert war er. Seine Hand zitterte, als er ſie hob, um an der Brille zu rücken, — offenbar hoffte er noch, ſich getäuſcht zu haben, aber doch wagte er nicht, ſo recht aufmerkſam nach dem Hollunderbuſch hinzuſehen, denn er konnte es ſich ja nicht verhehlen: vor ſeinen leibhaftigen Augen war Hildegard aufgeflattert.

Tief beſchämt flatterte ſie wieder hinunter und ging gedrückt, mit rotem Geſicht neben ihm weiter. Beide thaten wie auf Verabredung, als ob nichts geſchehen ſei, ſie ignorierten das Unfaßliche, das ſich ſoeben zugetragen hatte, und verſuchten ganz harmlos von da aus weiter zu ſprechen, wo ſie vorhin im Geſpräch ſtehen geblieben waren.

Da biß Hildegard der Uebermut und mit einemmale lachte ſie hell heraus, ſo daß ihr die Flügel zu wippen anfingen. Und den guten alten Herrn verließ alle Faſſung. Sie konnte ſehen, wie auf ſeiner Stirn der Schweiß ausbrach. Seine Augen wurden geiſterhaft groß.

„Bitte —“ ſagte er heiſer und erblaßte, „bitte, was war das — —“

Das war ein kritiſcher Augenblick, allein er weckte Hildegard.

Sie erwachte noch in innerem Lachen, den feinen Kopf ein wenig gegen das Kiſſen zurückgeworfen, und ſtreckte den Arm gedehnt von ſich mit träger, glücklicher Gebärde.

Doch ſchon während ſie die Augen aufſchlug und über ſich die unſchön bemalte Zimmerdecke eines billigen Mietshauſes erblickte, anſtatt der breit leuchtenden Sonnenwellen, die ſie unwillkürlich erwartet hatte, erloſchen Glück und Lachen in ihren Zügen.

Haſtig richtete ſie ſich auf, ſchüttelte ihr wirres, blondes Haar aus der Stirn und horchte hinaus, ob die Mutter nebenan nicht komme, ſie zu wecken. Die Kniee hochgezogen, die Hände um das Knie gefaltet, ſaß ſie im Bett und fror bitterlich, hilflos, ohne ſich dagegen zu wehren.

O der alte Herr! Wie oft ſie doch von ihm träumte. Bald ſo, bald anders. Immer war er im Traume alt, — in Wirklichkeit war er es ja gar nicht, nur ihr — ach, ihr kam er ſo vor. Irgend ein allererſter Eindruck hatte in ihren Augen das Alter auf immer an ihn geheftet.

Im Traume trieb ſie alſo ſogar noch Scherze, trotz alledem. Im Wachen konnte ſie das nicht mehr. Aber im Traum flog ſie ja auch! Und im Wachen, da kroch ſie am Boden.

Hildegard richtete ihre noch ſchlafmüden Augen mit einem Ausdruck von tiefer Unluſt und Traurigkeit gegen das halb offene Fenſter, ob nicht von dorther irgend ein kleiner Lichtſtrahl ſie aufmuntere.

Draußen gab's jedoch nur einen nebelgrauen, feuchten

Märzmorgen. Ganz Anfang März. Er konnte ſich ſichtlich noch nicht recht entſcheiden, ob er heute Frühling oder Winter markieren ſollte. Einſtweilen nahm er ſich wie Herbſt aus.

Nah am einſtöckigen Hauſe ſtieg die rieſig hohe, ſchwarz geteerte Brandmauer einer richtigen Mietskaſerne auf und deutete an, daß man ſich hier in einem jener Ausläufer einer Großſtadt befinde, wo die winkeligen Höfe plötzlich in Brachfeld münden, die Hinterhäuſer mit allen ihren Intimitäten um abſchließende, bergende Nachbarwände zu bitten ſcheinen und wo man den Eindruck gewinnt, als blicke man einer Stadtdekoration von hinten in ihre Couliſſen.

Schmale Lindenbäumchen liefen am Hauſe in ſchnurgerader Linie vorüber und kreuzten ſich mit einer ebenſo kümmerlich jugendlichen Allee von Birkenbäumchen, die den hohen Namen Kaiſerſtraße führte. Ein ganzes Zukunftsviertel war hier mitten im flachen Feld mit großen Wegweiſern und kleinen Bäumchen abgeſteckt.

Der Geiſtliche des Vororts ging mit einer ſtarken alten Dame am einſtöckigen Hauſe vorbei und zog grüßend ſeinen Hut, als er Hildegards Mutter am Wohnzimmerfenſter erblickte. Die alte Dame hielt ſich ihre langſtielige Lorgnette vor und ſah hin.

„Frau Malten hat ja ihre Tochter zu Beſuch, — und die letzten Wochen waren ſie zuſammen fort, — iſt es nicht ungeheuer ſeltſam?“ fragte ſie. „Eben erſt hatte ja das junge Mädchen den reichen Alfred Neugebauer, mit den Gütereien in Tirol, geheiratet. Gleich darauf reiſte die Mutter ab, — aber ſchon der Tochter entgegen, — Sie wiſſen doch, was los iſt?“

Der Geiſtliche zuckte die Achſeln.

„Bin nicht eingeweiht. Frau Malten iſt nicht mein Gemeindekind. Katholikin. Außerdem als Elſäſſerin ja halbwegs Franzöſin. Die Tochter iſt zwar nach dem verſtorbenen Vater proteſtantiſch, aber die Trauung wurde ja nicht von mir vollzogen," bemerkte er in einem Ton, als wären ſonſt ja auch derartige Seltſamkeiten nicht paſſiert.

„Die ärmſte Mutter, ſag' ich! Sie plagt ſich redlich mit ihren franzöſiſchen Lehrſtunden an Inſtituten, und nun, — aber Sie wiſſen wirklich nicht —?"

„Ich glaube, niemand weiß ſo recht, man hört munkeln von —"

„Von: Scheidung!" fiel die alte Dame haſtig ein, wie wenn ſie fürchte, er könne das intereſſante Wort noch vor ihr auf die Lippen nehmen.

„Scheidung in den Flitterwochen! Man ſagt ja —"

„Man ſagt, ſie ſoll ja einfach vor ihm davongelaufen ſein —"

Sie dämpften die Stimmen und nickten einander verſtändnisinnig zu. Und nun mit einemmal ſchienen ſie alle beide zum Verwundern gut informiert. —

Hildegards Mutter war nach dem Gruß des Geiſtlichen raſch vom Fenſter fortgetreten. Ein feines Rot ſtieg in ihr ſchönes Geſicht mit den ſprechenden, dunkeln Augen. Wohl wußte ſie nicht, was zwei zufällig Vorübergehende ſich gerade zuraunen mochten, aber das wußte ſie: hier im Vorortsverkehr, wo ſtets dieſelben Leute einander begegneten, übertraf der Klatſch die kleinſte Kleinſtadt, — und jedenfalls das elſäſſiſche Mittelſtädtchen, in dem ſie bis zu ihrer Witwenſchaft gelebt. Sie ging

ſeit einigen Tagen hier herum wie ein Menſch, dem man die Haut abgezogen hat.

Als Hildegard leiſe, mit geſenktem Geſicht die Theemaſchine hereintrug und auf den Tiſch ſetzte, richteten ſich die braunen Augen der Mutter mit ſanftem Ausdruck auf ſie. Und in dieſem Moment ſahen ſie ſich ähnlich wie eine jüngere und ältere Schweſter, — ſo ſtark auch ſonſt ihre Züge und ihr Wuchs in Formen und Farben verſchieden geartet waren, denn die blonde Hilde glich im Aeußeren ziemlich ſtark dem Vater. Aber beiden ſah man es ſo deutlich an, daß die gedrückte Stille des Weſens dem urſprünglichen Temperament gewaltſam aufgezwungen wurde.

Hildegard küßte der Mutter Hand und Mund und nahm ſtumm ihren Platz am Tiſche ein. Beide hätten gar zu gern von dem geſprochen, was ihnen das Herz beſchwerte, und bei beiden war es dasſelbe. Weil ſie das verhielten und die Worte mit dem Thee hinunterſchluckten, fand ſich kein Geſprächsthema.

Dann ſagte die Mutter unvermittelt:

„In dieſen Tagen, — heute oder ſpäteſtens morgen, wird Dietrich uns aufſuchen.“

Hildegard fiel vor lauter Schreck der Löffel mit Geklirr auf die Untertaſſe.

„Dietrich? Ach, Mama, das iſt ja ſchrecklich. Warum denn?“

„Sprich doch nicht ſo thöricht. Was ſoll denn ſchrecklich daran ſein? Du haſt doch dieſen Vetter früher ſehr gern gehabt. In ein Mauſeloch verkriechen kannſt du dich doch nicht. — — — Und — mit jemandem mußte ich die Sache doch ordnen. — — Er war ja ſogar auf

meine Bitte jetzt bei — — — Alfred Neugebauer in Tirol.“

Die letzten Worte sprach die Mutter, als säße ihr etwas in der Kehle. Es peinigte sie selber und sie verstummte schnell wieder.

Hildegard rührte längst ihre Tasse nicht mehr an. Sie knüpfte mit zitternden Fingern an einer neben ihr liegenden dunkeln Ledermappe, die ihre Mutter zu den Lehrstunden in die Stadt mitnahm.

„O Mama!“ sagte sie leise, „dann weiß Dietrich also auch — alles. Er wird gewiß davon sprechen. Er muß wohl sogar. O Mama, warum — ach, warum hast du mir — damals auch noch zugeredet. Wäre ich doch nie von dir fortgegangen.“

„Das ist Unsinn, Hilde. Alle jungen Mädchen heiraten. Aber nicht jede findet einen so edlen, vortrefflichen Mann, den schon dein Vater seiner Zeit nicht genug rühmen konnte. Du weißt es auch selbst. Du hingst an ihm. Du hattest ihn lieb. Keine Menschenseele konnte ahnen, daß du im stande sein würdest, so ungeheuerlich, so pflichtvergessen —“

Hildegard sah sie flehentlich an.

„Schilt nicht! schilt nicht!“ bat sie ganz leise, „was heißt denn lieb haben —? Dich hab' ich noch tausendmal viel mehr lieb — — Etwas ganz anderes muß es wohl sein.“

In Frau Maltens Gesicht kam ein gezwungen kühler, etwas gemessener Zug.

„Nichts anderes. Das andere ist Sünde, Hilde. Ich bin vom Kloster aus verheiratet worden, kannte deinen lieben Vater kaum. Aber mehr ehren und hochhalten kann man keinen —“

Sie erhob ſich in leichter Erregung vom Stuhl, ſetzte vor dem Spiegel, der zwiſchen den Fenſtern hing, ihren kleinen ſchwarzen Kapottehut auf und griff nach der Ledermappe.

Hildegard folgte allen ihren Bewegungen mit einem Blick, der hungrig und durſtig war nach Zärtlichkeit. Endlich hielt ſie es nicht länger aus und umhalſte die Mutter.

„Biſt du mir böſe —?“

Frau Malten ſchüttelte leiſe verneinend den Kopf. Der lange Kuß, mit dem ſie ihr Kind in die Arme ſchloß, fiel weſentlich inniger aus, als man nach ihren Worten hätte entnehmen können. Dann ſeufzte ſie und wandte ſich ſchneller, als notwendig war, zur Thür, um zu verbergen, daß ihr Thränen in die Augen traten.

„Wenn nur der Tumult in den Straßen nicht ſo arg in der Stadt wäre,“ bemerkte ſie dabei.

Damit ging ſie fort, und Hildegard, das Geſicht an die Scheibe des einen Vorderfenſters gedrückt, ſah ſie gleich darauf am Gartenzaun entlang kommen, — ſtill, geſammelt, ihren täglichen, mühſeligen Pflichten nachgehend, die Züge wieder etwas kühl und gemeſſen. Aber in Hildegard blühte noch die Freude über die von der Mutter ſelten bewieſene Zärtlichkeit, und faſt hätte ſie hell aufgeſungen. Da fiel ihr ein, daß ſo gar kein geringſter Grund dazu ſei, ſich zu freuen. Auch der Mutter lag es ja zentnerſchwer auf dem Herzen.

Draußen wehte es heftig; der Wind zerteilte den Nebel, und gegenüber ſah man an langer Wäſcheleine Hemden und Beinkleider flattern. Der Garten vor dem Haus wies im grauen Tageslicht ſeine vier oder fünf

Lauben wie ebenso viele hölzerne Käfige auf und doch hatte er nur von ihnen seinen Namen, denn viel mehr Gartenartiges als diese Lauben, in denen jede Mietspartei ganz für sich allein Kaffee kochen oder den Mond anschwärmen konnte, besaß er nicht.

Hildegard dachte mit Schrecken daran, wie das wohl sein würde, wenn sie im Sommer so Laube an Laube mit den Hausgenossen sitzen würden. Wenn es doch lieber gar nicht Sommer würde! Oder wenn sie noch im Elsaß wären, wie zu Lebzeiten des Vaters.

In den Nebenzimmern und der Küche hörte man die Aufwartefrau herumwirtschaften, und jetzt ging auch oben in den kleinen Mansardenwohnungen, die arme Leute inne hatten, ein großer Rumor los. Unmittelbar über der Stube, in der Hildegard am Fenster stand, schrie ein Kind. Das war das quälende, anhaltende, zeternde Schreien, welches ihre Mutter so sehr angriff: sie konnte es gar nicht mehr ruhig anhören. Hildegard wollte schon einmal hinaufsteigen zur jungen Frau oben, die vor einem Monat geboren hatte, aber sie wußte nicht, was sie einem solchen schreienden Kind gegenüber vorbringen sollte.

Sie trat an den Theetisch, räumte ihn langsam ab, legte sich in der Küche zurecht, was sie zum Kochen haben mußte, schickte die Aufwartefrau nach Einkäufen zum Mittagstisch fort, und dann, müde der kleinen häuslichen Besorgungen, bei denen ihre Seele nicht war, holte sie eine große kunstvolle Seidenstickerei im Rahmen heraus und setzte sich damit ins Wohnzimmer ans Fenster.

Hildegard vertiefte sich in die feinen bizarren Blatt- und Linienmuster, die sie sich zum großen Teil selbst ausdachte und die ihr manchmal teuer bezahlt wurden, wie

man ſich in eine intereſſante Lektüre vertieft, während der die Phantaſie angenehm ſpazieren geht. Gern wäre ſie eine noch viel vollendetere Meiſterin im Sticken geweſen, um alles in die Seide hineinſticken zu können, was Formen und Farben ihr Seltſames ſagten. Ihr ſchien das am Tage eine ebenſo liebſte und ſchönſte Beſchäftigung, wie nachts das Fliegen, — und dunkel empfand ſie etwas Verwandtes zwiſchen beiden. Aber leider konnte man beidem nur mit Unterbrechungen frönen.

Nach einer Weile ſank ihr die fliederfarbene Seide, auf der ſie blattloſe Birkenzweige mit hängenden Kätzchen und ſteifen winzigen Knoſpen vernähte, matt in den Schoß, ſie lehnte den Kopf an die Stuhllehne zurück und ihre Augen gewannen den ängſtlichen, unſicheren Ausdruck wieder, mit dem ſie heute erwacht war.

Der Herr vor dem Gitter am Garten ihrer Träume ſtand wieder vor ihren Gedanken, und ſie ſchaute bange und reuevoll in die jüngſte Vergangenheit zurück. Ja, auch reuevoll, denn gegen ihn kam ſie ſich wie eine Verbrecherin vor. Eine Verbrecherin an dem, was das Geſetz nun einmal von der Frau verlangte. Und dies Gefühl war das Schlimmſte —

Zu wem konnte ſie wohl darüber ſprechen, — ganz ſo, wie ihr ums Herz war? Wer erlöſte ſie von alle dem Schrecklichen: von der Neugier der Leute und von den eigenen marternden Zweifeln? Auch vor der Mutter ſcheute ſie ſich ja im Grunde.

Hildegard ſchloß die Augen. Vom Neugebauerſchen Gut war ſie heimlich auf und davon gegangen, obgleich er ſie ja gewiß nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. Nein, mit Gewalt nicht, er war ja gut. Darum hatte

ſie anfänglich auch ſo viel Vertrauen gehabt — — Wie ſie nun leiſe aufſtand, noch vor Morgengrauen, um zu Fuß die nahe kleine Bahnſtation zu erreichen, die ein Frühzug paſſieren mußte, da ſah ſie vom Garten aus Licht in ſeinem im Erdgeſchoß gelegenen Zimmer.

Er ſchlief nicht. Er ſaß im langen, faltigen Schlafrock auf ſeinem Eckſopha, den Kopf mit dem dichten, leicht ergrauten Haar gebückt, die Hände läſſig gefaltet. In ſein Geſicht vermochte ſie nicht zu ſehen. Aber ſie wußte, wie bitter und müde es ausſah. Sie wußte es, und es ſchnitt ihr ins Herz, und während ſie von ihm hinweglief, eilig und heimlich, wie wünſchte ſie da ſo brennend, auch dieſem letzten Anblick entlaufen zu können für immer, — für immer. Ja, wie eine Verbrecherin kam ſie an bei der enttäuſchten und erſchrockenen Mutter —

Hinter Hildegards geſchloſſenen Lidern drängten ſich Thränen hervor, erſt eine, dann noch eine und netzten ihr die Wange, ohne daß ſie die Hand hob, um ſie fortzuwiſchen.

Da klopfte es hell an das Fenſter, neben dem ſie ſaß. „Guten Morgen, Couſinchen!“ ſagte eine Stimme hinter der Scheibe.

Hildegard fuhr in die Höhe. Unten in dem laubenreichen Garten ſtand ein Mann in engliſchem, karrierten Anzug, den leichten Frühjahrsmantel halb offen, einen kleinen ſchwarzen Filz auf dem Kopf und einen Zwicker auf der Naſe. Er nickte ihr zu. Sie ging verwirrt zur Flurthür, um ihm zu öffnen. Es war der Vetter Dietrich, den ihre Mutter erwartete.

„Mama iſt aus!“ ſagte ſie ungeſchickt als erſte Begrüßung, überließ ihm aber verlegen ihre Hände, die er

beide ergriffen hatte und ſchüttelte. Ein ſtarker Tabaksgeruch ging von ihm aus und traf ſie, die denſelben nicht gewöhnt war, fremd und empfindlich.

„Aus? Na, das macht ja nichts, Kleine. Sie wird ſchon einmal heimkommen, nicht wahr? Kann ich es mir nicht inzwiſchen bei euch ein bißchen gemütlich machen? Siehſt du, den feuchten Mantel da, den hängen wir fort. So. Und nun laß dich nicht ſtören," bemerkte er, hinter ihr drein ins Wohnzimmer tretend, „ich ſah doch vorhin ſolche ſeidene Herrlichkeit auf deinen Knieen liegen. Aha!"

Er beugte ſich bewundernd über ihre Stickerei. „Iſt das nicht ganz furchtbar mühſam?"

Ein Stein fiel ihr vom Herzen, als ſie ihn ſo ganz unbefangen von harmloſen Dingen reden hörte, wie wenn ſich nichts Beſonderes ereignet hätte. Sie ſchaute ihn dankbar an.

„Es iſt eine große Freude, ſolche Stickerei. Ich denke ſie mir ſelbſt aus," ſagte ſie.

„Hm. Aber doch entſetzlich zeitraubend und augenangreifend. Wäre es nicht viel ſchöner, ſich etwas Nutzbringenderes auszudenken?"

„Es bringt uns auch Nutzen, — Geld. Aber ich thäte es ohnehin. Ich liebe es," entgegnete ſie mit einem warmen Stimmklang, als hätte ſie von einem Menſchen geſagt: ich liebe ihn.

„D e n Nutzen meinte ich nicht gerade. Ich meinte, das Ding ſelbſt hat etwas ſo Ueberflüſſiges, — höchſtens gut für die überflüſſige Muße der Reichen, die es kaufen," entgegnete er, betrachtete aber, während er zerſtreut ſprach, Hildegard mit großem, ernſthaften Intereſſe. „Ich ſetz'

mich also zu dir, Hilde. Hab' dich ja zwei ganze Jahre nicht mehr gesehen."

„Ja." Sie blickte, auf dem Rande eines Stuhles sitzend, befangen auf ihre eigenen schmalen Hände nieder; „du warst ja viel auf Reisen? Wo warst du denn das letzte Jahr?"

„In England. Ich habe mir dort allerlei ansehen wollen, unter anderem Erziehungsanstalten für Knaben, von denen ein paar dort nach ganz neuem System eingerichtet worden sind. So halb auf dem Lande. Wechsel zwischen theoretischer und praktischer Arbeit. Landwirtschaft zwischendurch, — nicht nur das öde Turnen und Sportstum, — mit einem Wort, etwas Vorzügliches. Es kommt jetzt darauf an, vom Kultusministerium die Konzession für einen solchen Versuch auf heimischem Boden zu erhalten."

„Das willst du thun?" Hildegard sah ihn lebhaft an, — „ich hatte gar keine Ahnung davon, daß du unterrichten wolltest. Dir schien es doch immer so öde, wenn Vater davon sprach."

„Jawohl, so auf dem gewohnten, unterthänigen Wege, — wie auch dein Vater sich mühselig bis an die Titelprofessur heran plagen mußte — Dies da wäre ja etwas ganz anderes: ein Leben für meine innersten Ueberzeugungen. Und das ist das einzige, das lebenswerteste Leben, Hildegard," sagte er mit unwillkürlicher Wärme.

„Das muß schön sein! — — Aber kostet so was nicht ungeheuer viel Geld?"

„Etwas Geld — freilich wenig — kann ich selbst hineinstecken, und mit dem Geld zusammen meine ganze Kraft. Das Uebrige aber glaube ich mir auch schon

ziemlich gesichert zu haben. Je mehr Geld, desto besser natürlich. Denn mein Lieblingsgedanke ist, daß diese Anstalt auch armen Knaben offen stände."

Seine rasche, sichere Art zu sprechen und Urteile abzugeben, wirkte auf Hildegard befreiend und erfrischend; ehemals war er ihr immer etwas burschikos und rüde erschienen. Aber jetzt zog er sie in ein Stück Welt, ein Stück Leben hinein, über dem sie sich selbst momentan vergaß. Sie hätte ihm gern gesagt: „Erzähle mir noch mehr, viel mehr!"

Dietrich war aufgestanden und mit einem Erlaubnis einholenden Blick auf Hildegard zog er ein Feuerzeug heran, um sich seine Zigarre anzuzünden. Dabei musterte er mit aufmerksamen Augen das längliche, niedrige Wohnzimmer, wandte sich dann Hildegard zu und bemerkte:

„Ich werde eine kleine Weile hier bleiben. Ich meine, hier draußen bei euch, solange ich mit deiner Mutter und dir allerlei zu besprechen habe. Später nehme ich in der Stadt drinnen Quartier. Hier wird es wohl mehr als genügend leere Zimmer im Vorort geben."

Hildegard sah verwirrt aus und wurde dunkelrot. Sie hatte an den nächsten Zweck seines Hierseins gar nicht mehr gedacht. Nun drängte der sich ihr auf. Und er, der so schön und harmlos geplaudert, rührte ganz ohne weiteres daran.

„Nun? Ist es dir denn nicht recht, wenn ich ein wenig bleibe?" Er beugte sich mit forschenden Augen zu ihr nieder und als sie nicht gleich antwortete, faßte er sie leise am Handgelenk. Seine Hand entsprach nicht ganz der männlichen, etwas hageren Gestalt, sie besaß einen Ansatz zur Fülle und harte gewölbte Nägel, die

an gut beſchnittene Tierklauen erinnerten. Hildegards feine Finger zuckten, ſie ſchaute in plötzlicher Zerſtreutheit auf die ſeinen nieder. Ginge er doch fort! Was half es, da er zu plaudern wußte? Viel lieber ſäße ſie ganz allein in einem kleinen dunkeln Mauſeloch verſteckt.

Dietrich blieb ſekundenlang in der gebeugten Haltung vor ihr ſtehen, er wartete nicht mehr auf eine Antwort, ſondern ſtudierte förmlich ihr Geſicht. Seine Hand wurde heiß um ihr ſchmales Gelenk. „Ich glaube, es war Zeit, daß ich kam," ſagte er.

* * *

Hildegards Mutter ſaß bei Dietrich in der Stube, die er für Monatsfriſt ganz nah von ihnen gemietet hatte. Während ihr Neffe noch im Zimmer herumging und die letzten Sachen aus ſeinem Koffer nahm, beſichtigte Frau Malten einige Briefe und Papiere, die vor ihr auf dem Tiſch lagen.

Dann legte ſie Blatt für Blatt wieder zurück und bückte den Kopf tiefer.

„Alſo iſt es erledigt!" ſagte ſie leiſe; „und daß es in dieſer Form geſchah, — über dieſes Eingehen, — du mußt ſelbſt zugeben, es iſt ein Beweis, wie edeldenkend er iſt, wie ſelten gut —"

Dietrich murmelte etwas gereizt, in ſeinen Sachen kramend:

„Die Hilde lieb zu gewinnen, iſt doch am Ende kein Kunſtſtück. Weiter iſt doch keine beſondere Güte dabei. Auf die Sache eingehen mußte er doch ſchließlich. — —"

Frau Malten ſchüttelte den Kopf.

„Ein anderer würde ſich rächen. Sie war doch nun einmal vor Gott und Menſchen verpflichtet —"

„Das allein thut's doch 'mal nicht!" rief er übermäßig lebhaft und vergaß, weiter auszupacken. „Und daß die Hilde trotz all dem konventionellen Wust, den ihr den Mädchen anerzieht, so urwüchsig natürlich handeln konnte, — verzeih, wenn's dich kränkt, aber mich freut's. Da ist 'mal die verschrobene Erziehung zu Schanden geworden."

„Ich habe sie so erzogen, wie ich es allein verantworten kann," entgegnete Frau Malten still und ernst, „— wir Frauen leiden mehr oder weniger alle, glaube mir's. Ob eine kurze Leidenschaft vorangeht: das macht es nicht besser. Schließlich entscheidet die Pflicht und gibt den Frieden."

„Brr! Na ja. Ich kenne diese Auffassung ja," bemerkte Dietrich und unterdrückte, was ihm auf der Zunge saß. Er dachte an Hildegards Vater, den kränklichen, mit Sorgen kämpfenden Gelehrten, der sicher auch „edel und gut" gewesen, aber bis zum Tode wahrscheinlich nicht geahnt hatte, wie viel Temperament und Jugendblut in der anmutigen Frau neben ihm verkümmern mußte, bis: „die Pflicht ihr den Frieden gab".

Frau Malten dachte vielleicht an dasselbe, nur auf sehr andere Weise. In ihrem still gewordenen Gesicht erschien der etwas gemessene, gezwungen kühle Zug um die Mundwinkel, der Hilde schüchtern machte. Sie stand müde auf und sagte:

„Du denkst so frei und rücksichtslos über alle Dinge der Pietät und Sitte. Aber du bist auch noch jung. In meinem Alter und wenn das Leben schon hinter einem liegt, fühlt man doch mit brennender Unruhe, daß man dem eigenen Kind nur eine Kostbarkeit überliefern, vermachen

kann: das ist der Ertrag unserer schwersten und persönlichsten Erfahrungen. Aber den Kindern scheint das dann Strenge und entzogene Freiheit."

Dietrich blieb vor ihr stehen und sah ihr mit seinen scharfen, guten Augen aufrichtig ins Gesicht.

„Ich denke, über diesen Fall streiten wir nicht mehr lange," antwortete er, „ich helf' dir ihn ordnen, — und dann, — ja, eins wüßt' ich dann freilich gern: ob du trotz diesen Vorwürfen mich gern genug hast, und — — kurz, ob du mich für einen durch und durch anständigen Kerl hältst, dem du vertrauensvoll Einfluß auf die Hilde läßt."

Sie gab ihm die Hand.

„Mach sie mir wieder froh!" sagte sie leise und ging hinaus.

Sie ging mit zögernden, langsamen Schritten. Vielleicht lag doch wirklich an ihr die Schuld, daß alles so gekommen war. Sie hatte es nicht besser gewußt.

Es schien ihr ein so großes Glück, Hilde rechtzeitig vor allen Jugendgefahren zu bergen, vor Sünde und Leidenschaft. War denn beides nicht im Grunde ein und dasselbe? Wenn in ihrer eigenen mustergültigen Ehe einmal ihr heißes Blut, ihre Phantasie stürmisch aufbegehrten, so spiegelten sie ihr allerlei geheimnisvolle Seligkeiten vor, hinter denen doch nur Sünde lauerte. Wenn sie ihnen nun ledig hätte folgen können —?! Und Hilde, die war wie sie —

Das fühlte sie, aber sie konnte zu Hilde nicht davon reden. Wenn sie ihrem Kind in die Augen sah, konnte sie das Wort „Sünde" so schwer auf die Lippen nehmen. Denn in diesen Augen lag etwas, das erinnerte an so

ferne — ferne Jugendzeit. Und es weckte dunkel etwas in ihrem eigenen vergangenen Leben, — irgend einen Traum, einen lang vergessenen und verfehmten, — einen Traum, in welchem volle, flammende Jugendkraft und Leidenschaft sich so triumphierend erhob, wie ein Bild nackter Unschuld, das von Himmeln Zeugnis gibt. —

Dietrich blieb einige Augenblicke nachdenklich vor dem Tisch stehen, auf dem noch ein unordentliches Kunterbunt von Dingen herumlag, und pfiff kaum hörbar vor sich hin.

Mechanisch faßte er nach diesem und jenem, es gleich darauf zerstreut wieder hinstellend. Ihm geriet ein Briefbeschwerer in die Hand, den er gar nicht mitgenommen zu haben glaubte, — ein drolliges Ding aus imitierter Bronze: drei Schweinchen in Reih' und Glied, eines immer kleiner als das andere und alle drei mit ausgenommenen Hinterteilen, an deren Stelle, aus der gleichen Bronze gefertigt, Federhalter, Bleistift und Radiergummi saßen.

Dietrich drehte es in den Händen. Vor Jahresfrist etwa, zu Weihnachten oder Neujahr, hatte es ihm eine lustige Witwe geschickt, damit er in der Ferne einer sehr intim mit ihr verlebten, ob auch leider kurzen Freudenzeit gedenke. —

Solche Dinge trieben sich gelegentlich zwischen seinen praktischen, vernünftigen Reisesachen herum und verschwanden dann wieder. Im allgemeinen ging es ihm mit seinen Frauenerlebnissen ganz ähnlich. Gelegentlich gerieten sie unter seine ernstgemeinten Pläne, Gedanken, Studien, wie durch einen schalkhaften Zufall, und ihr geringer Wert ließ ihn kaum darauf acht geben, wann und wodurch er sie ebenso zufällig wieder verlor.

Dietrich versetzte den drei Schweinchen einen kleinen

übermütigen Stoß, ſo daß ſie hinpurzelten; eine plötzliche Ungeduld hatte ihn ergriffen. Draußen fing es leiſe zu dämmern an: jetzt würde Hilde ihre ewige Stickerei laſſen müſſen und mit ihm wie geſtern ſpazieren gehen.

Schon in der nächſten Minute befand er ſich unterwegs und ſtand nach wenigen Schritten an ihrem Wohnzimmerfenſter, bereit an die Scheibe zu klopfen, wie vor ein paar Tagen.

Aber dazu kam es nicht mehr: Hilde hatte ihn kommen ſehen und beeilte ſich, ihm, zum Ausgang fertig angekleidet, von der Hausthür her entgegenzutreten. Als er ihr in ſeiner etwas zu kräftigen Manier die Hand ſchüttelte, lächelte ihr Geſicht ihn heute froh und erwartungsvoll an.

„Du biſt ja ein kleines, gehorſames Mädchen!“ bemerkte er, durch ihr promptes Kommen erfreut. „Sieh, das gefällt mir. Wirſt du mir immer ſo ſchön folgſam ſein, wenn ich dich drum bitte?“

„Ja,“ ſagte ſie ſanft, „wenn du es immer ſo ſchön machſt wie geſtern. Ich mußte noch lange darüber nachdenken. Lauter neue und intereſſante Dinge haſt du mir erzählt, — oder eigentlich wie du alles beurteilſt und anſiehſt, das iſt für mich neu und intereſſant. — Laß uns gegen das Wäldchen zu gehen,“ fügte ſie hinzu, „dort iſt die Sonne am längſten.“

Die Mutter ſtand am Fenſter und ſah ihnen in Sinnen verloren nach. Aber ſie merkten es nicht. Schon waren ſie, während ſie zwiſchen den kleinen, kahlen Alleebäumchen die Straße hinunterſchritten, ſo tief im Geſpräch, als ſchlöſſe die geſtrige Nachmittagsunterhaltung lückenlos an die heutige an.

„— Nach langer Dürre, im Mairegen, da kommt es vor, daß das Laub in Stunden, — greifbar, sichtbar — wächst, und an Glanz und Saft zunimmt," äußerte Dietrich mit einem Beschützerblick von oben her auf die zierliche Gestalt neben ihm, „— so kommst du mir auch vor. Ein reines Vergnügen, mit ein paar erfrischenden Wassertropfen von dir all das Trockene, Staubige abzuspülen, das nun einmal in eurer Erziehung steckt. Warum solltest du mit deinem empfänglichen Sinn das Leben in seinen hundertfältigen Beziehungen nicht so ansehen lernen, wie es wirklich ist?"

Sie blickte dankbar und eifrig zu ihm auf.

„Du, — hilf mir dazu!" sagte sie in kindlichem Ton, „wenn ich dich so reden höre, dann möchte ich auch noch etwas recht Tüchtiges thun und werden. Nicht so vor mich hinsitzen wie bisher —"

„— Mit der ewigen Stickerei," ergänzte er spottend.

„Ach nein, du, die Stickerei laß ich mir nicht schelten, die erzählt mir auch genug Schönes und Interessantes, — aber davon magst du wohl nichts verstehen als Mann" — Hildegard blieb stehen und sah sich nach der anderen Seite um.

„Was ist denn?" fragte er ungeduldig, „gehst du nicht weiter?"

„Nein, es ist nur, — laß uns den anderen Weg gehen," bat sie, „man kommt auch dort herum ans Wäldchen, und — hier werden wir auf Bekannte stoßen."

„Doch höchstens auf vorübergehende Menschen, was schadet denn das?" bemerkte er, durch den ängstlichen Klang ihrer Stimme aufmerksam werdend, „darf man uns hier etwa nicht zusammen spazieren gehen sehen?"

„O doch — was das betrifft. Aber — ich möchte ſo ungern, daß ſie mich grüßen oder vielleicht — vielleicht gar anſprechen.“

„Hilde! biſt du etwa menſchenſcheu? oder was iſt mit dir? Biſt du auch ſo, wenn du allein gehſt?“

„Allein?“ Ihre Augen vergrößerten ſich unwillkürlich, als flöße dieſe Vorſtellung ihr Furcht ein, „— wenn ich es vermeiden kann, ſo gehe ich allein jetzt niemals durch die Straße dort, in der Haus an Haus lauter Bekannte oder wenigſtens lauter nicht ganz Fremde wohnen. Ich geh' immer hinten herum und verſchwinde im Wäldchen. Da kommen ſie nicht hin. Und am liebſten — am liebſten geh' ich gar nicht aus der Stube.“

Dietrich ſchwieg einen Moment lang. Dann faßte er ſie mit leichtem Druck bei der Hand und ſagte beſtimmt:

„Komm, laß uns weitergehen. Gerade durch die Straße dort. Gerade an den Leuten da vorüber. Krankhafter Scheu darf man nicht nachgeben. Das mußt du ganz ſchnell überwinden.“

Hildegard ſah ihn erſchrocken an. Sie machte eine halbe Wendung mit dem Körper, wie wenn ſie entfliehen wollte, und dann irrten ihre Augen an den Fenſtern der nächſten Häuſerfaſſaden entlang, die nur in den wenigſten Straßen des Vorortes ſchon ſo dicht aneinandergereiht daſtanden, wie hier. Aber anſtatt davonzulaufen, was ihr erſter Impuls geweſen, gehorchte ſie faſt mechaniſch dem leiſen Druck der Hand, welche die ihre feſthielt, ihr ohne weiteres die Richtung gab und ſie dann erſt los ließ. Sie gehorchte wider Willen, weil ſie ſich ſchämte, es nicht zu thun, und als jetzt eben aus dem offen ſtehen-

den Fenſter eines zweiten Stockwerks ein junges Mädchen herauswinkte und ihr ein paar Worte zurief, die man nicht verſtand, die aber von pathetiſchem Händezuſammenſchlagen illuſtriert wurden, da grüßte Hildegard hinauf, während fliegende Röte über ihr Geſicht ging.

Nur einige Arbeiter begegneten ihnen, erſt ganz am Ende der Straße kam langſam eine alte Dame auf Hilde zu und erkundigte ſich mit vielen Worten nach dem Ergehen ihrer lieben Mutter.

Dietrich blieb einen Schritt zurück ſtehen und beobachtete Hildegard, die mit halber Stimme antwortete.

„Für Ihre liebe Mutter iſt es gewiß eine große Freude, Sie ſchon bei ſich zu haben, — hatte gewiß ſchon Sehnſucht, — bleiben Sie denn — lange?“ fragte die alte Dame noch mit einem Mütterlichkeit markierenden Blick, der zwiſchen und hinter den Worten ihr teilnehmendes Verſtändnis bekunden ſollte.

„Ich — ich weiß noch nicht,“ entgegnete Hildegard hilflos und wurde blaß. Ihr ſchlug das Herz zum Zerſpringen, als ſie ſich verabſchiedete und wieder zu Dietrich herantrat.

Obgleich ſie die Augen geſenkt hielt, empfand ſie, daß er ihr Geſicht ſcharf fixierte, und litt heftig darunter, denn ſie fühlte es wie ein ſchweigendes Abſchätzen ihrer Kraft. Sie verſuchte daher gewaltſam, ſich zuſammenzunehmen, aber unter dieſem Blick vermochte ſie es nicht. Noch einen Moment Kampf und dann, am Rande der Fichtenwaldung, auf die ſie zugingen, brach ſie plötzlich in Thränen aus.

Seine Brauen rückten zuſammen.

„Alſo doch!“ ſagte er ruhig. „Aber es macht nichts,

morgen wird es ſchon beſſer gehen. Denn morgen gehen wir den Leuten ebenſowenig aus dem Wege wie heute, und ich ſchicke dich auch allein ſolche gefürchteten Wege, — bis du dich vor ihnen nicht mehr fürchteſt.“

„Nein!“ bat ſie außer ſich, „— nie mehr — thu' ich's. Warum haſt du, — das iſt grauſam von dir. Denn du weißt ja warum — ach, du weißt ja alles.“

„Ja, Hilde. Und gleich vom erſten Augenblick meiner Ankunft hier wußte ich auch, daß es für mich hier mehr und Wichtigeres zu thun geben würde als all das, was ich in deiner Angelegenheit mit deiner Mutter beſprechen ſollte. Nämlich all die thörichte Scheu und Beſchämung dir aus dem Herzen wegzureden. Wie kann man ſich nur durch die blöden Menſchen das Leben verbittern laſſen! Du biſt doch nicht feige, Hilde? Weißt du nicht, was das Allerhöchſte ſein kann? Den Kopf hoch tragen, wenn die Leute ſchmähen.“

Sie ging ganz langſam am Waldrande hin, den die Sonne mit ihrer letzten Glut warm überſtrahlte. Es war ſehr ſtill um ſie. Nur ein Specht klopfte eifrig hoch oben auf einem Fichtenaſt in feſtem Takt.

„Ich bin nicht feige!“ ſagte Hildegard ſtockend und ſchüttelte den Kopf, „den Kopf hoch tragen — das könnte ich auch. Wenn die Leute mit Unrecht ſchmähen. Die Menſchen würden mich nicht bedrücken, — wenn ich nur nicht ſelbſt —“

„Kindskopf du!“ Dietrich blieb ſtehen und maß ſie mit einem großen, lächelnden Blick. „Du verurteilſt dich ſelbſt, — weil es dir zufällig ſo eingeredet worden iſt: du ſollſt das und das, nein, Hilde, erſchrick doch nicht gleich, ich rühre an nichts, ſolange du ſelbſt nicht davon

ſprichſt. Nur ſagen wollte ich dir bei dieſer Gelegenheit, daß dasjenige, wofür du dich verurteilen zu müſſen glaubſt, dasſelbe iſt, was meine Meinung über dich und meine Achtung für dich ſehr, ſehr hoch geſteigert hat.“

Hilde ſtarrte ihn an. Er ſprach die letzten Worte nachdrücklich und ernſt. Seine Augen logen nicht. Gelogen hatte er überhaupt nie, ſeit ſie ihn kannte.

„So wie du urteilt aber niemand,“ ſagte ſie zaghaft, „das kann ja auch gar nicht, — nein, wirklich niemand —“

„Niemand?“ Er trat näher an ſie heran und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Wirklich niemand? Ich glaube doch, noch jemand: du ſelbſt, Hilde. Du ſelbſt urteilteſt mit deinem unmittelbaren Gefühl, in einer unwiderleglichen Initiative ſo, — in der entſcheidenden Stunde deines Handelns. Alles andere iſt dir nachträglich gekommen, — deinem Verſtand, der noch kein ſelbſtändiger Verſtand iſt, ſondern ſich von traditionellem Klimbim gängeln läßt. O, wie viel größer ſeid ihr Frauen im erſten Gefühl als im zweiten, für euch zurechtgedrechſelten Urteil. Da bleibt ihr hinterdrein kläglich ſtecken — eurer eigenen That nicht gewachſen; — ſiehſt du, ich muß dir ſogar beiſpringen, damit du nur wieder richtig auf die Füße kommſt! Aber es ſchadet nichts, denn du warſt doch kühn und herrlich, Mädchen, — durch deine Natur und ihre heiligen Befehle warſt du es, und hoch über hunderten, ja hunderten anderen, die jetzt an deiner Stelle im Behagen und in der ‚Pflicht‘ — und im Reichtum ſäßen.“

Hildegard hatte die Lippen halb geöffnet. Er konnte deutlich ſehen, wie alles an ihr ihm lauſchte, — ſtau-

nend erſt, aber auch durſtig, verlangend, — und je länger er in ſie einſprach, deſto größer und gläubiger hingen ihre Augen an ihm.

Die Thränen an ihren Wangen hatte die laue Frühlingsluft längſt getrocknet. Noch war ſie blaß, — aber diesmal blaß vor innerer Bewegung, die mit Furcht und Demütigung nichts mehr gemein hatte. Als Dietrich ſchwieg, atmete ſie tief auf. Sie ſenkte den Kopf im ſchlichten, ſchwarzen, breitrandigen Strohhut und ſchien nachzudenken. So ernſt, ſo faſt feierlich ernſt ſah ſie dabei aus, daß er ſie nicht zu unterbrechen wagte.

Der Specht auf dem Fichtenaſt pochte mit ſeinem harten langen Schnabel emſig weiter, aus einiger Entfernung gab ein zweiter ihm dumpfe Antwort. Das Sonnenlicht tauchte im Scheiden die Ebene um den Wald herum in weiche, goldrötliche Töne, und obgleich noch kaum eine Blattknoſpe am Buſchwerk ſich zaghaft öffnen wollte und der ſandige Boden mit Winterlaub und trockenen Fichtennadeln bedeckt war, erglänzte alles in vertiefter, warmer Färbung wie mit einem Lächeln dem Frühling entgegen. Das Moos am ſchmalen Waldſaum hatte einen förmlichen Smaragdſchimmer, und ſanft legte ſich derſelbe grünliche Reflex über die Rinde der alten Baumſtämme und über das Reiſig am Wege.

Hildegard ſchritt langſam weiter; ſie ſchaute, ohne zu ſprechen, weit hinaus in die leuchtende Landſchaft.

Aber obwohl ſie nicht zu ihm ſprach, begriff Dietrich, daß ſie ihm in dieſer Stunde nah' gekommen war, — daß ſie ſich innerlich gleichſam an ihn lehnte, — dankbar, vertrauend. Ihr Geſichtsausdruck war faſt ſelig friedvoll.

Unvermittelt ſagte ſie:

„Der Frühling iſt noch kaum da, nicht wahr? Aber man ſpürt ihn. — — Weißt du, der Frühling und ich, wir ſind auf eine geheimnisvolle Weiſe verbunden, wir haben ein Geheimnis miteinander. — — Und ohne den Frühling — den frühen Frühling da unten in Südtirol — wäre ich jetzt nicht hier.“

„Du wärſt nicht hier? Du meinſt, du wärſt auf dem Neugebauerſchen Gut dort unten? Das glaub' ich dir nicht.“

Hildegard wandte ſich nach ihm um, der dicht hinter ihr auf dem mooſigen Wegrand zwiſchen Wald und beſtellter Winterſaat ging.

„Du denkſt dir eben etwas ganz Verkehrtes von mir, — was weiß ich,“ ſagte ſie ſanft, „ich aber weiß: es war der Frühling. Nichts anderes. Es iſt freilich ſchwer zu erklären. Der Frühling war da. Er empfing uns, als wir kamen. Er blühte um unſer Zimmer. Das lag zu ebener Erde mit weiten — weiten Flügelthüren, die direkt hinausführten, — in den Garten hinaus. So etwas Schönes hatte ich nie noch geſehen, — wenigſtens im Wachen nicht. Ich ging wie berauſcht dazwiſchen herum, mir war faſt weh vor Freude. Es dämmerte ſchon etwas, wie wir ankamen, — ſo wie jetzt. Dann wurde es dunkler; im Sternenſchein ahnte man dieſen Frühling mehr, als man ihn ſah, — nur die Nachtigallen verkündeten ihn die ganze Nacht, und der ſüße Duft, — ach, der Duft —“

Sie brach ab. Dann fuhr ſie ſehr leiſe fort:

„Da geſchah mir etwas ſo Wunderſames. Ich weiß nicht, wie ich es ſagen ſoll. Es war wie ein Glaube an

ein Paradies. Ja, das war es. An mein Paradies. Ungefähr ſo, wie wenn dich jemand in deiner tiefſten Seele in etwas hineinſchauen läßt, ſo daß du nur gerade weißt: es wartet auf dich. Noch iſt es nicht da, aber es wartet auf dich. Und während du das erlebſt, während der Frühling um dich dir das ſagt, — ſo ſüß und laut und ſehnſüchtig und ſelig wie noch nie, — ſollſt du plötzlich im ſelben Augenblick dich ſelbſt aus dem Paradies ſtoßen. Jemandem folgen, der dir's nehmen will! Der dich glauben machen will: jeder andere Garten thut's auch! — Sieh, da packt es dich mit einer ſolch unſinnigen Bangigkeit, — ſolcher Angſt es zu verlieren, es zu entweihen, — — als hinge es von dir — von dir allein noch ab, ob überhaupt ein Frühling wiederkehren darf, — ob überhaupt die Sonne noch Sonne iſt —"

Hildegards Worte wurden immer abgeriſſener, leidenſchaftlicher, aber der vibrierende Klang ihrer Stimme verlieh ihnen eine eigentümliche Beredſamkeit; in ihrer Erregung war ſie unwillkürlich ſtehen geblieben, und die Macht deſſen, was ihre Seele bewegte, durchbrach für den Augenblick ganz ihre ſanfte Zurückhaltung, — ihre Augen leuchteten und blitzten im tiefen Feuer und alle ihre Bewegungen erhielten etwas faſt andachtsvoll Hingegebenes, ja Hingeriſſenes, als wüchſe ſie —

Dietrich lehnte an einem Stamm vor ihr und hüllte ſie förmlich ein mit ſeinen Blicken, die unverwandt und entzückt an ihr hingen. Auch ſeine Augen blitzten dabei in einem beſonderen Feuer, während er ihr Bild in ſich aufnahm, wie ſie ſo daſtand im Abendrot zwiſchen den dunklen Fichten und den Schleier von den Geheimniſſen ihrer Seele riß.

Dennoch hörte er kaum, was ſie ſagte, doch wie ſie es ſagte, — das Temperament, mit dem ſie es that, und das mit einem Zauberſchlage ihre ſanfte Mädchenhaftigkeit zu leidenſchaftlicher und ſeltſamer Schönheit umwandelte, — das berauſchte ihn und riß auch ihn hin.

„Der Tropf! der Tropf! Dieſes Weib nicht zu beſiegen! Dieſe Verwandlung nicht zu bewirken!“ fuhr es ihm voll Hohn und Aufregung durchs Herz, und plötzlich ſchmeichelte es ſeinem Selbſtgefühl bis zur Ergriffenheit, daß Hildegard ſich von ſeinen Worten und Unterweiſungen beeinfluſſen ließ.

Etwas frohlockte laut auf in ihm. Auf dem Punkt, in dem er ihr eine überlegene Macht war, hatte er ſie ſchon beſiegt: ſie folgte ihm. Das thaten die Mädchen, die er kannte, meiſtens. Aber was waren das für Mädchen! Diejenigen ſeines Standes floh er — er floh ſogar die Frauen ſeines Standes, weil ſie ihm als ein Inbegriff anſpruchsvoller und konventioneller Langweiligkeit erſchienen.

„Aber du, — Hilde! Du Holde!“ dachte er tief erregt.

Hildegard ſchien ihn vergeſſen zu haben. Sie ſchaute wieder in die Landſchaft hinaus, und mit weiten, offenen Augen, in deren weltverlorenem Blick noch die Leidenſchaft ihrer Worte nachzitterte, ſchien ſie von irgend etwas zu träumen, was gar keinen Bezug auf ihn und ihre momentane wirkliche Umgebung hatte.

Dietrich machte es ungeduldig und unruhig. Ihm kam es vor, als dürfe dieſe märchenhafte Stunde hier im Abendrot nicht zu Ende gehen, ohne ihm etwas zu ſchenken.

Sein ganzes Weſen drängte zu Hildegard hin, — ungeſtüm, verlangend.

Er ſagte halblaut:

„Du haſt mich verzaubert, Hilde; machſt du es wieder gut?“

Da ſah Hildegard erwachend, zur Gegenwart zurückkehrend, auf und ohne daß ſie noch auf ſeine Worte recht hingehört hatte, lief über ihr Geſicht Glanz und Lächeln und Freude wie lauter Wonne hin. Sie errötete und ſtreckte ihm zugleich ihre beiden Hände entgegen.

„Ach, du!“ ſagte ſie mit einem tiefen Atemzuge, „wie viel Glück und Wunder für mich, daß du kamſt! Ich weiß ſelbſt nicht, was du mit mir gemacht haſt. F r e i haſt du mich gemacht. Du haſt etwas Schreckliches von mir abgeſchüttelt, unter dem ich mich zuſammenkrümmte, Tag für Tag. Vielleicht kommt's wieder, — aber ſo ſchwer doch wohl nie. Und wenn — dann hilfſt du mir wieder, nicht wahr?“ fügte ſie kindlich hinzu.

Er hielt ihre Hände feſt und ſuchte mit ſeinem Blick den ihren zu ergründen und feſtzuhalten.

„— Hörteſt du, was ich ſagte, Hilde? — — Hilfſt d u m i r?“

Sie ſah ihn in ehrlicher Bewunderung an.

„Ich — dir? Ach, wie ſollte ich das wohl, — du biſt ſo viel klüger, ſtärker, mutiger als ich. Ich will dir immer folgen, wenn du mir etwas rätſt. Das thut gut. Man iſt ſo gut geborgen.“

„— Immer folgen?“ fragte er mit verhaltener Stimme.

Hildegard nickte.

„— Und alles thun, was ich ſage, was es auch ſei?“

„Was es auch ſei!“ rief ſie froh und ſah glücklich

aus; „— wenn's dir lieb ist, dann gewiß. Ich bin dir ja so dankbar!“

* * *

Sie saßen zu dreien um die schon halb abgeräumte Mittagstafel und freuten sich am ersten wahrhaftigen Frühlingstag. So heiß flutete durch das geöffnete Fenster die Märzsonne herein, daß man auf den Einfall hätte kommen können, anstatt im Zimmer draußen in einer der Lauben des Gartens zu speisen.

Hildegard hatte in der That diesen Vorschlag gemacht, war aber damit abgewiesen worden, schon in Rücksicht auf die Vorübergehenden, die gewiß über den Zaun gucken und das verfrühte Idyll belächeln würden.

„Das wäre wohl möglich!“ gab Hildegard zu, „da müßten wir eben mitlachen, Mütterchen.“

Die Küchenhitze vormittags oder aber die Sonnenwärme hatte ihre Wangen rot gefärbt, sie sah blühend aus, und ihrer Mutter ging in heimlicher Freude darüber das Herz auf, daß die fünf oder sechs Tage des Verkehrs mit Dietrich in Hildegard den ganzen früheren Jugendmut zu wecken schienen.

Dietrich selbst war sehr einsilbig. Er rauchte schweigend und sah zu, wie Hilde den Kaffee in die kleinen Mokkatassen schenkte. In dem Lächeln, mit dem sie ihm die Tasse reichte, in ihrem ganzen froh gewordenen Wesen und Gesichtsausdruck lag etwas, was ihn verstimmte, — was ihm nicht galt. Während sie gegen ihn sich gleich blieb, fühlte er den Drang, ihr näher als früher zu kommen, und dieses unsichere an sie Herantasten erregte ihn bis zur Wallung.

Während sie wortkarg beisammensaßen, ertönte von

oben her klägliches Kindergewimmer. So leise es war, zuckte Frau Malten dennoch zusammen. Die Furcht vor dem Lauterwerden des Geschreis peinigte schon alle Nerven ihres müden Kopfes.

„Ich wollte mich nebenan gerade ein wenig zur Ruhe legen; nachmittags muß ich heute ja nochmals ins Institut zur Stadt," bemerkte sie betrübt.

Dietrich schob seine Tasse zurück und horchte eine Weile.

„Habt ihr euch denn nie erkundigt, was mit dem Kinde los ist?" fragte er, „es klingt ja jämmerlich leise und leidend."

Hildegard hatte auf seine Frage den Kopf geschüttelt.

„Die Leute wohnen erst seit kurzem dort," entgegnete sie, „und sollen sehr arm sein, — die Frau sieht man fast nie, — der Mann kommt erst spät heim, — nur ein kleiner blasser Bub spielt manchmal hinten auf dem Sandhaufen im Hof."

„Geh doch hinauf zu ihnen und sieh zu, ob sich nicht etwas thun läßt; als Hausgenossin hättest du doch längst Rat schaffen können," sagte Dietrich.

Frau Malten erhob sich, um sich für eine Stunde zurückzuziehen.

„Vielleicht wäre das gut," meinte sie zögernd, „bisher hielt ich eigentlich Hilde davon ab. Man wird leicht zu bekannt mit Hausgenossen. Wer kann wissen, wie sie sind und wie sie sich betragen?"

Dietrich machte ein etwas spöttisches Gesicht und zuckte die Achseln.

„Hilde ist doch keine Porzellanfigur, daß sie von jeder Berührung irgendwo verletzt werden könnte," warf er ein, „laß sie doch nur um Himmels willen nicht

zimperlich werden. Das Leben iſt dazu da, um ſich drin umzuſchauen.“

Hildegard ſandte ihm einen zuſtimmenden Blick über den Tiſch zu. Ihr ſchien jegliches, was er ſagte, aus einer ſo klaren, gefeſteten Weltanſchauung zu fließen, für die er mit ſeinem kräftigen Willen eintrat und die wirklich vorwärts half. Und wenn er ihr nur überhaupt erſt den Weg mitten ins Leben zeigte, ſie ein Stückchen weiter brachte, — dann wollte ſie ſich ſchon voll Glauben und Vertrauen bis dorthin durchfinden, wo ihr Paradies lag.

Sie ſtand auf und ging ins Nebenzimmer, um es der Mutter auf dem alten Diwan bequem zu machen. Dann kehrte ſie in die Wohnſtube zurück und blieb am Fenſter ſtehen.

Ihr zuſtimmender Blick bei Tiſch hatte Dietrich mit geheimer Genugthuung erfüllt: eine warme Freude ſtieg plötzlich in ihm auf. Im Grunde gehörte Hilde ja doch ſchon innerlich zu ihm! Alles andere würde ſich ganz von ſelbſt ergeben. Ueberhaupt: ſie befand ſich im Alter, wo die Mädchen ſich verlieben, und wenn es das eine Mal mißlungen war — vielleicht bloß, weil der betreffende Mann in ſeiner Eigenſchaft als Freund des Vaters ſie von vornherein dafür zu onkelhaft anmutete! — nun um ſo ſicherer gelang es das zweite Mal, — dieſes Mal.

Oder es war auch ſchon gelungen.

Der gute Tiſchwein, den Dietrich ſelbſt mitgebracht hatte, und der duftende Kaffee nach dem Eſſen ſchienen ſeine Lebensgeiſter ſo wohlich anzuregen, daß ihm die fatale Empfindung von Hildegards unbefangener Unnahbarkeit gar nicht mehr kam.

Durch den blauen Rauchſchleier, der ihn umhüllte,

ſah er faſt unverwandt zu ihr hinüber, bis ſie ſich langſam umwandte. Mit dem Rücken gegen das Fenſter, die Hände hinter ſich leicht auf das Geſims des Fenſters geſtützt, wechſelte Hildegard nur ab und zu ein flüchtiges Wort mit ihm, — halblaut, um die Mutter nicht dadurch zu ſtören.

Zuletzt verſtummten ſie ganz. Nur Dietrichs Augen, immer auf denſelben Punkt gerichtet, ſprachen, — ein wenig blinzelnd, angeſichts der blendenden Sonne, die ihm grell entgegenſchien, — aber doch voll ſchlecht verhehlter Erregung, der man es anmerken konnte, wie ſie ihm, in dieſem ſtumm verträumten Behagen der trägen Mittagsruhe, Bild auf Bild vor ſeine Seele zauberte —.

Und während die Mittagsmüdigkeit auch ihn ſelber leicht lähmte, überſchlich ihn zugleich das Verlangen, — heiß, unwiderſtehlich, — ſeine Arme hochzuheben, aufzuſpringen, und Hildegard an ſich zu ziehen —.

Nur 'mal ſo die beiden Hände um ihren weißen, zarten Hals ſchließen, — aber feſt — feſt, — — bis ſein Mund endlich ihre Lippen — —.

Heiraten! Wie lang konnte es immerhin noch währen! So unmittelbar nach dieſen Scheidungsformalitäten —

Faſt hätte er voll Ungeduld mit dem Fuß aufgeſtampft.

Hildegard ſah nicht hin. Sie blickte, noch immer mit dem Rücken ins Fenſter gelehnt, mit friedlichem Geſicht vor ſich nieder. In Wirklichkeit beſchäftigten ſie auch die allerfriedlichſten Gedanken; eben kombinierte ſie eine zarte Nuance von verblichenem Roſa mit Lichtgrau und ſuchte nach einem tiefen Hintergrund dafür, ohne noch zu wiſſen, an welche Formen in der Natur dieſe Phantaſie für eine neue Stickerei ſich heften wollte. Die

Linienwirkungen kamen ihr meiſtens getrennt davon: und aus ihnen ergab ſich oft erſt der realiſtiſche Vorwurf.

Da ſchaute ſie auf und begegnete unerwartet Dietrichs blinzelnd auf ſie gerichtetem Blick.

Erſt prägte ſich in ihren Mienen durchaus nur ſtumpfe Verſtändnisloſigkeit aus, als gelte dieſer Blick gar nicht ihr, ſondern einem ganz anderen ihr unbekannten Gegenſtand. Dietrichs Kopf ruhte faſt auf der Lehne, weil er unmerklich vom Stuhl tiefer geglitten war; ſeine linke Hand ſteckte in der Hoſentaſche, wo ſie das Feuerzeug umklammert hielt und ſich ſcharf am karierten Stoff abzeichnete, — gerade hatte Dietrich ſich ſeine längſt erloſchene Zigarre friſch anzünden wollen. Ueber Hildegards Anblick ſchien er es wieder vergeſſen zu haben; unbeachtet fiel ihm die kalte Aſche auf den Rock und ſein Vorhemd.

Hildegard ſtarrte ihm lange in die Augen —. Er lächelte.

Sie war erblaßt.

Keines von beiden ſprach ein Wort.

— — — — — — — — — — — —

Dann ging Hildegard langſam zum großen Stehkorb in der Ecke, wo ihre Seidenfäden lagen. Sie rückte ihn heran, ſetzte ſich dicht ans Fenſter und begann die feinen, farbigen Strähnen auf ihrem Schoß auszubreiten, indem ſie den Kopf tief darüber bückte.

Ein paar Minuten vergingen ſo.

Endlich bemerkte Dietrich gezwungen:

„Iſt es dir vielleicht ſtörend, daß ich noch hier geblieben bin? In dem Fall würde ich wirklich gleich wieder fortgehen.“

Hildegard verſetzte freundlich:

„O nein! Wo denkſt du hin? Bleibe gern ſo lang du eben magſt.“

Er fuhr ſich nervös über die Stirn. Der freundliche Ton klang eiſig. So etwa wie: „Bleibe nur, ich habe dich ohnehin ſchon vor die Thür geſetzt.“ Zu ſeiner Beruhigung ſprach er ſich ſelbſt vor: „Sie iſt nun einmal ſcheu.“ Aber leider beſaß Hildegard im Augenblick durchaus nichts, was ſich als Scheu deuten ließ. Im Gegenteil, ſo recht ſicher ihrer Haltung erſchien ſie ihm. In ihrem Ton ſo hell und kalt. Wie hellklingendes hartes Glas, an das man rührt.

Ein plötzlicher Zorn wallte in ihm auf; er konnte es gar nicht ertragen, ſie länger bei dieſem Gethue mit den blöden Seidenſträhnen zu ſehen, — und noch dazu mit ſolchem triumphiernden Behagen, als gehe ihr rein nichts darüber.

Ja, voll Behagen und unſchuldig genießender Frauengrauſamkeit ſaß ſie da. Das wollte er nicht dulden.

Dietrich erhob ſich und kam zu Hildegard hin ans Fenſter.

Sie rührte ſich nicht.

Da faßte er in die zarten, bunten Seiden hinein, um ſie ihr unter den Händen fortzuziehen. Doch ſie hielt an ihnen feſt.

„Laß jetzt dies Zeug,“ ſagte Dietrich unwillig, während es ihn ſeltſam angenehm reizte, zu empfinden, wie die kniſternde Seide ſich zwiſchen ſeinen und ihren Fingern, die ſich dabei faſt berührten, hin und her verſchob.

„Aber warum denn?“ fragte Hildegard und wider ihren Willen mußte ſie über ihn lächeln.

Dietrich ſah den Schelm um ihre Lippen, und erregt fuhr es ihm durch den Kopf:

„Lache du nicht! Hüte dich! Sei du gut zu mir! Ich ertrag's nicht länger: ich mache dich leiden."

Laut erwiderte er:

„Weil ich dir am liebsten alles aus dem Fenster werfen möchte, woran du deine Gedanken so blind vergeudest."

Hildegard schüttelte den Kopf.

„Das würdest du wohl nicht fertig bringen," meinte sie gelassen, „denn dabei träumt es sich so schön. Und das ist nun einmal meine Lieblingsbeschäftigung."

Dietrich ließ die Seide los und bemerkte kalt:

„Ach ja. Das ist eine Neigung zur Hysterie bei euch Frauen."

„Eine Neigung zu was?!" Hildegard sah ihn verdutzt an.

„Zu hysterischem Wesen. Offenbar gehörst du auch dazu. Davon kommt all dein Traumgerede und alle die Ahnungen und Gefühle, — die geben sich erst, wenn ihr in ein geregeltes und nutzbringendes weibliches Dasein eingeführt worden seid."

Hildegard war zu verblüfft, um gleich zu antworten. Aber ihr Schelm war fort aus den Augen. Staunend und ungläubig schauten die aus, und jetzt richteten sie sich mit vorwurfsvollem Ernst auf Dietrich, der scheinbar gleichgültig aus dem Fenster blickte.

„Schäme dich!" sagte sie leise, „— so etwas hättest du nicht äußern dürfen, — gerade du nicht. Du — dem ich erst vor ein paar Tagen dort am Waldrand so rückhaltlos vertraut habe, — dem ich anvertraut habe —"

„Gerade deshalb!" beharrte er, „du gabst mir eine Art Recht, dir ein Wegweiser zu sein — Darum ist es an mir, dich auf Verirrungen aufmerksam zu machen.

— — Du ſitzeſt da und verträumſt dich in unmögliche Dinge und verlierſt darüber jedes Augenmaß für die Dinge, wie ſie thatſächlich ſind.“

„— Wenn ſie aber häßlich ſind!“ wollte es Hildegard über die Lippen, doch ſie ſchwieg, und nur in ihren beweglichen Zügen malte ſich Unruhe, Widerſpruch und heftige Abwehr.

Aber wenigſtens keine Gleichgültigkeit mehr! dachte Dietrich befriedigt. Lauter Mädchenſchrullen, übrig gebliebene! mit denen wollte er wohl fertig werden. Seinen Einfluß auf Hilde mißbrauchen würde er ja nie! Vielmehr zu einer vernünftigen glücklichen Frau wollte er ſie machen.

„Du ſelbſt redeſt von unſerem Gang am Wald, aber weißt du denn nicht mehr, wie das zuging?“ fragte er eindringlich, „wie du kurz zuvor auch alle mögliche Scheu, alle möglichen ergrübelten Aengſtlichkeiten vor den Leuten hatteſt? Daß ich dich zwang, ſie abzuſchütteln, wollteſt du anfangs auch nicht — Später war dir's recht, weil es dir das Leben beſchwert hatte. Nun meinſt du, allerhand andere Einbildungen, die darfſt du behalten, weil ſie das Leben vielleicht ſchön überfärben, — aber ſie ſind ebenſo täuſchend und unberechtigt.“

Er beugte ſich ein wenig zu ihr hin und bot ihr die Hand.

„Und nun, ſei gut, — ſchlag ein: du folgſt mir nach.“

In Hildegards Wangen ſchoß eine heiße Röte. Sie ſchüttelte den Kopf. Die Hand beachtete ſie nicht.

„Du reichſt mir nicht die Hand?! — Dein Ernſt, Hilde —?“

Hildegard ſah aus, als ob ſie aufſpringen wollte. Da kam die Mutter aus dem Nebenzimmer heraus.

Sie war ſchon in Mäntelchen und Hut, fertig zum Stadtgang, und ſuchte nach ihrem Sonnenſchirm. „Es iſt draußen ſo köſtlich, ihr ſolltet mich ein Stück begleiten, — eine Dampfbahnſtation weit," meinte ſie beim Eintreten.

Hildegard lief faſt auf ſie zu.

„Das wird Dietrich jedenfalls gern thun, — er war überdies ſchon vorhin am Aufbrechen," ſagte ſie etwas haſtig, „da geht ihr alſo zuſammen, nicht wahr? Ich möchte lieber bleiben, ich möchte nämlich ſo ſehr — ſehr mit meinen neuen Seidenmuſtern arbeiten."

„Wie du willſt, mein Herz." Die Mutter küßte ſie, und Dietrich nahm zögernd ſeinen Hut. Er machte ein finſteres Geſicht und ſeine Brauen rückten ſo zuſammen, daß ſie über der Naſenwurzel einen Strich bildeten.

Aber Hildegard ſah an ihm vorbei. Sie fand den Schirm, brachte ihn der Mutter und nickte dieſer noch mehrmals hell und zärtlich zu, während ſie hinausgingen.

Dietrich hatte gehen müſſen.

Tief aufatmend blieb Hildegard einen Augenblick mitten im Zimmer ſtehen. Ja, das war gut. Aber lieber noch wäre es ihr geweſen, er hätte allein gehen müſſen. Sie ſehnte ſich nach der Mutter.

Auf dem Stuhl am Fenſter und auf dem Fußboden daneben lagen die ſeidenen Strähnen verſtreut. Hildegards Blick flog darüber hin. Ihre Augen und ihre Wangen brannten.

Er hatte doch unrecht, — er verſtand vom innerlichſten Leben gewiß ebenſowenig wie von den bunten Seiden da — Man mußte ja das Recht haben, ſich ſein

eigenes Leben in ſo zarten Farben zuſammenzufügen, wie man wollte. —

Hildegard ging langſam in die Nebenſtube und ordnete zerſtreut die von der Mutter benutzten Kiſſen auf dem Diwan. Dann ſtreckte ſie ſich dort aus, wo die Mutter geruht hatte. Wäre ſie doch jetzt bei ihr.

Sie blickte ſtarr empor zur Zimmerdecke. Gewaltſam ſuchte ſie ihre Gedanken auf gleichgültige Dinge abzulenken.

Da oben an der Decke war eine Art von Himmel aufgemalt. Vier dickbeinige Putten auf blauem, wolkigem Grunde, in jeder Ecke einer, hielten zwiſchen ſich ein geſtirntes Band, und aus einem ſonderbaren Füllhorn in der Mitte, das leider vom Eiſenhaken für die Ampel durchbohrt war, fielen nach allen vier Windrichtungen phantaſtiſche Blumen über das Band.

Das ſollte auch ſo etwas wie ein Paradies darſtellen — Hildegard ſah es an voll Trotz und Zorn und Hohn.

Da knarrte oben, — gerade darüber, — eine Thür. Schwerfällige Schritte gingen über die Diele oben. Sonſt kein Lärm. Kein Kinderlärm. So ſeltſam ſtill blieb es heute da —

Dann polterten unbeholfene kleine Füße die Treppe hinunter. Das war der Bube, der im Hof zu ſpielen pflegte.

Hildegard fiel ein, daß ſie hatte hinaufgehen wollen. Warum nicht jetzt? Wenigſtens würde es ſie auf andere Gedanken bringen. Und wenigſtens erfuhr ſie, wie ſich die häufige Störung für ihre Mutter beſeitigen ließ.

Entſchloſſen ſtand ſie auf, trat auf den Flur, horchte noch einmal und ſtieg die ſchmale Holztreppe zu den Manſardenwohnungen hinauf.

Neben dem niedrigen Hängeboden befanden ſich zwei

kleine Thüren ohne Namensschild. Hildegard pochte an derjenigen, die über ihrem Wohnzimmer lag.

Eine gleichgültige Stimme rief etwas.

Hildegard öffnete und blieb zögernd auf der Schwelle stehen.

Das kahle Zimmer mit den abgeschrägten Wänden war trotz der Morgenhelle draußen dämmerig, die braunen Kattunvorhänge vor dem Fenster waren zugezogen. Nicht weit von dem Fenster saß eine junge Frau mit verwirrtem Haar, die Hände über der mageren Brust verschränkt. An der Hinterwand stand eine eiserne Bettstelle mit einem Strohsack darauf, und davor die Wiege, — ein verblichener, eleganter Korbwagen mit zerbrochenem Räderwerk, der aussah wie ein Almosen.

Die Frau bewegte sich nicht und blickte nicht auf.

Hildegard lehnte die Thür hinter sich zu, machte einige Schritte vorwärts und sagte sehr zaghaft:

„Guten Morgen. Ich wollte mich erkundigen, wie es Eurem Kindchen geht. Gestern schrie es so sehr."

Die junge Frau nickte.

„Das stimmt. Der Johann schrie sehr," bestätigte sie phlegmatisch.

„Kann man dabei nicht irgend etwas thun?"

„Nein. Man kann nichts thun."

„Der kleine Johann ist wohl krank?"

„Ach wo! Krank ist er nicht."

Hildegard stand ratlos und dachte nach, was sie noch vorbringen könnte. So war ihrer Mutter mit ihren empfindlichen Kopfschmerzen ja nicht geholfen.

„Schläft der Kleine jetzt dort? Darf ich ihn ansehen?" fragte sie leise.

„O ja. Aber ſchlafen thut er nicht," bemerkte die Frau in einem ſeltſamen Ton.

Hildegard näherte ſich dem Korbwagen. Die roten, ſchon ſehr ſchadhaften Wiegenvorhänge mit rotgelben langen Troddeln daran waren weit zurückgeſchoben. Wer neben die Wiege trat, ſah das Köpfchen des Kindes auf den erſten Blick.

Es lag blau und gedunſen da. Der Unterkiefer fiel ſchlaff herunter, die Augen, ſtark aufgeriſſen, ſahen Hildegard in ihrer gläſernen Glanzloſigkeit faſt drohend entgegen.

Sie erſtickte mit Mühe den Schrei, der ihr entſchlüpfen wollte.

„O Gott — das Kind — der kleine Johann!" rief ſie entſetzt, „ſehen Sie doch, er iſt tot!"

Die Frau ſchüttelte den Kopf.

„Nein. Noch im Sterben," ſagte ſie.

Hildegard blickte ſie mit Grauen an. Mit welcher Apathie ſie daſaß und ſolche Worte vor ſich hinſprach.

„Aber man kann doch vielleicht helfen!" meinte ſie ganz außer ſich, „man kann — ich will gleich einen Arzt —"

„Ihm hilft kein Arzt mehr. Laſſen Sie nur. Krankheit iſt es nicht."

„Aber woran, um Gottes willen, ſtirbt er denn —?"

Hildegard kam ganz nahe zur Frau, die Thränen ſchoſſen ihr in die Augen. So bitter bereute ſie, nicht früher hinaufgekommen zu ſein.

Da ſchaute die Frau zum erſtenmal auf. Mit harten, müden Augen entgegnete ſie kurz:

„Woran er ſtirbt? Daran, daß ſein Vater kein Brot hat und ich keine Milch."

Hildegard ſchwieg. Eine tiefe Röte ſtieg ihr lang-

ſam in das Geſicht und bedeckte ihre Wangen. Kein Menſch im Hauſe, — nein, kein einziger Menſch hatte gewußt, wie es um dieſe armen Leute ſtand. Und ſolche Armut gab es hundertfältig. Sie wußte es, aber wie wenig hatte es ſich bis jetzt ihrer Phantaſie, ihrem Mitleid, ihrer Helfeluſt aufgedrängt.

Jetzt empfand ſie ihr Hierſein als eine bloße Aufdringlichkeit, für die ſie hätte um Verzeihung bitten mögen. Denn jetzt konnte ſie, die Fremde, Ungebetene, nichts thun —

Da trampelten kleine, unbeholfene Schrittchen die Treppe herauf. Es drückte und kratzte gegen die angelehnte Thür und dann ſchob ſich ein Bübchen von etwa drei Jahren hindurch; es hatte den geflickten kleinen Kittel voll Sand und kam ſchweigend auf die Mutter zugetrabt, mit hochgehobenem Geſicht, damit ſie ihm dasſelbe mit ihrer Schürze abwiſchen und ihn ſchneuzen möchte.

Hildegard ſtand daneben und betrachtete ſtumm den kleinen, krummbeinigen Kerl mit ſeinen reſoluten Bewegungen. Ihr war das Herz randvoll. Am liebſten hätte ſie ihn emporgehoben und an ſich gedrückt und geküßt. Aber das wagte ſie nicht. Sie ſtrich ihm nur ganz zaghaft mit der Hand durch das blonde Haar.

„Wenn es Ihnen nicht ſtörend iſt, — wenn Sie es erlauben wollten, — ich würde den Kleinen ſo gern mit hinunternehmen. Ich würde Ihnen dankbar ſein, wenn Sie mich mit ihm ſpielen ließen. — Aber vielleicht wäre Ihnen das nicht recht?“ meinte ſie ſtockend.

Die Frau ſah ſie etwas verwundert an. Sie konnte ſichtlich nicht begreifen, warum Hilde für eine ſo einfache Sache ſo viele unnütze Worte machte. Sie zuckte die Achſeln.

„Wenn's Ihnen Spaß macht, — mir gilt's gleich," verſetzte ſie mit ihrer tief gleichgültigen Stimme, und dann wiſchte ſie den Kleinen nochmals über ſein Stumpfnäschen; — „geh mit der Dame hinunter, Rupert."

Hildegard nahm ihn an die Hand, während er mit offenem Munde intereſſiert zu ihr aufſah.

„Ich danke Ihnen. Er ſoll's ſo gut haben, daß er gern wiederkommt. Und ich — darf ich auch wiederkommen?" bat Hildegard und reichte der Frau die Hand.

Dieſe berührte ihre Hand flüchtig und ſtand jetzt auf.

„Wenn Sie's mögen!" bemerkte ſie noch ebenſo verwundert.

Aber dabei arbeitete es in ihrem Geſicht. Sie ſtarrte nach der Wiege hinüber, dann ging ſie vor Hildegard her und öffnete ihr die Thür zur Treppe.

Im Moment, wo Hildegard ſchweigend hinausging, trafen ſich beider Blicke. Sie hingen einen Augenblick lang ineinander, und es war, als liebkoſten ſie ſchüchtern einander. Hildegards große, warme Augen ſagten ſo beredt:

„Ich hab's nicht gewußt! Verzeih es mir! Ich werde dich nie wieder vergeſſen. Weder dich — noch auch das Elend des Lebens."

Und die geröteten, müden, leidſtumpfen Augen der anderen erwiderten mit ſtillem Gruß:

„Dank dir!"

Ganz langſam ging Hildegard die Holztreppe hinunter, Stufe für Stufe, den Buben an der Hand. Als ſie unten im Vorflur an ihrer Wohnung ſtanden, fühlte ſie ſeine kleine, warme Hand in der ihren zucken, — unwillkürlich wollte er den gewohnten Weg in den Hof hinaus nehmen, wo der ſchöne Sandhaufen lag. Mit

einem ernſthaften Blick vergleichender kritiſcher Muſterung ſchaute er durch die geöffnete Wohnungsthür in die ſonnbeſchienene Stube herein. Aber wie Hildegard einen Augenblick lang in der blanken Küche verſchwand und dann mit einem Näpfchen übriggebliebener Bouillon und einem Weißbrot wiederkam, da folgte er ihr, ſo raſch er nur konnte, ins Wohnzimmer. Daß das gut ſchmecken mußte, konnte er dem Näpfchen anmerken; ſeine kleinen Naſenflügel blähten ſich.

Hildegard plauderte mit ihm, ſetzte ihn an den Eßtiſch und hatte herzliches Vergnügen daran, ihn zu füttern. Ihr ging es durch den Kopf, wie ſie ihn am öfteſten hier unten haben und wie ſie der armen Frau am eheſten nützen konnte.

Sie kam ſich ſo unermeßlich, ſo unſtatthaft reich und glücklich gegen ſie vor. — Und wie ein Kind, das ungefähr ebenſowenig vom wirklichen Leben ahnte, wie der kleine Bube da. — Was Elend hieß, das wußte ſeine Mutter. Auch was Glück hieß, — — — ein Glück vielleicht, das Hildegard auch kaum ahnte: ſelbſt Leben in die Welt zu ſetzen. —

Als der Kleine ſich geſättigt hatte, ſchüttelte Hildegard einen alten Kaſten mit gläſernen Knöpfen vor ihm aus. Sie zeigte ihm, wie man damit Figuren legen konnte. Von Zeit zu Zeit lauſchte ſie hinauf, ob es ſtill blieb —

Da kam ein Schritt. Aber das war unten, jemand öffnete die Flurthür.

Dietrich kam herein. Als ſie erſchrocken aufſprang, blieb er auf der Schwelle ſtehen. Er ſah, wie plötzlich die Freude in ihren Augen erloſch, wie ihre Bewegungen

Bangigkeit ausdrückten. Eine leiſe Scham ſtieg in ihm auf. Hildegard konnte ſo hinreißend ſein, wenn ſie ſich rückhaltlos gehen ließ. Dort am Waldrand hatte es ihn ganz berauſcht.

Seine Nähe lähmte dieſen vollen Aufſchwung ihrer Seele. „Du haſt ja ganz neuen Beſuch!“ bemerkte er etwas befangen.

Sie nickte.

„Von oben. Ich erzähl' dir ſpäter. —“

„Ich kann mir's denken!“ ſagte er, ohne ſie anzublicken, und ſetzte ſich zum Kinde auf den Stuhlrand. — „Liebſt du wie ich ſolche kleine Rangen —?“

Sie ſtand ihm gegenüber und antwortete nicht. Er ſchaute flüchtig auf. Wie blaß ſie war! Aber das ging vorüber. Er würde ſie ja ſo ſehr lieben, — ſo ſehr, wie er es ſelbſt nie früher für möglich gehalten hatte.

Und mit einer bittenden Bewegung ſtreckte er ihr über den Tiſch weg ſeine Hand hin.

Hildegard kam es dunkel in den Sinn, als ob ſie jetzt gleich zwei große, lichtgraue Flügel aufſchlagen müßte und ſich mit ihnen erheben, — hoch, hoch wie im Traum.

Aber ſie fühlte auch dunkel, wie es manchmal im Fiebertraum iſt: als ob etwas in ihr hilflos, machtlos mit den Flügeln ſchlüge, — und man plötzlich nicht mehr weiß, ob man fliegt, — oder fällt —.

Da zog Dietrich das ſpielende Kind an ſich. Er ſchaute auf Hildegard, faſt etwas ſchüchtern, — und küßte zugleich leiſe das Kind auf ſein blondes Haar.

Und Hildegard legte langſam ihre Hand in die ſeine.

Ueber ein Paradies hinweg.

Inkognito.

Sie stand fast andächtig still angesichts der hohen Berge, die in das dämmerdunkle Gebirgsörtchen niederschauten, und merkte gar nicht, wie sehr sie im dünnen Sommerumhang fror.

Ihr kleiner Handkoffer lag noch auf dem Rücksitz des Gefährtes; einer hübschen, rundlichen Frau, die eben eilends daherkam, setzte der Kutscher, ohne sich vom Bock zu rühren, weitläufig auseinander, daß man ihm ganz allein diesen Gast verdanke, denn unten in Innsbruck habe die junge Dame nur gesagt: „irgendwohin auf die Berge!“ und da habe er sie ins Stubaïthal zur Schöneberger Wirtin dirigiert.

Die Wirtsfrau nickte ihm nur zu und wies nach der Bierstube, dann bemächtigte sie sich des wenigen Gepäcks und fing an, der Fremden ihre Zimmer anzupreisen. Die allerschönsten ständen leer, — so tief im September käme fast nie mehr jemand hier herauf, sie solle nur nach Belieben wählen, und was die Betten anlangt, so fände man in der Welt keine besseren.

„Und was ist das hier? gehört das auch mit dazu?“ unterbrach die Fremde diesen Erguß und zeigte mit ausgestrecktem Arm auf ein ganz kleines Haus hin, das gerade da, wo sie standen, abseits vom Hauptgebäude und halb zwischen Bäumen versteckt, hart am Abhang lag.

Was das sei? Nun, das sei das Salettl. Freilich gehöre es mit dazu und zur Sommerszeit sei es stets vergriffen, jetzt koste es nur noch ein paar Gulden den Tag, — ob sie etwa im Salettl wohnen wolle?

Die junge Dame schritt bereits darauf zu und betrachtete es ganz entzückt. Ja, gewiß wolle sie darin wohnen! Wie ein zierliches Spielzeug schaute es mit seiner geschnitzten Holzverkleidung aus einem Gespinst von rotem wildem Wein hervor, — so anheimelnd und apart, als könne es keinerlei Beziehung zu einer gewöhnlichen Gastwirtschaft haben.

Gleich darauf wurde die Resi, eine ganz junge Kellnerin in Tiroler Tracht, mit gefüllten Wasserkrügen und frischer Bettwäsche ins Salettl entsandt. Resi riß die Fensterläden auf und begann die beiden winzigen Gemächer wohnlich herzurichten. Dann brachte sie der Dame das Fremdenbuch und bat sie, an diesem ersten Abend noch drüben auf der allgemeinen Veranda das Nachtmahl einzunehmen, bis hier alles seine rechte Ordnung bekommen hätte.

Die junge Dame öffnete das Fremdenbuch, trug ihren Namen und Heimatsort ein: Anjuta Sjapogina aus St. Petersburg, und machte sich sehr schnell und etwas achtlos zum Speisen fertig. Als sie in ihrer Reisetasche nach dem Etui für Kamm und Bürste suchte, fielen ein paar Bücher, zerlesene Exemplare in broschierten Umschlägen, heraus; sie schob sie ungeduldig beiseite.

„Wenn man nur einmal eine Zeitlang nichts davon zu hören brauchte, — nichts von Büchern und Beruf," dachte sie und unterdrückte einen Seufzer, während sie sich mit dem Kamm durch ihr hinten geknotetes, natürlich

gelocktes Haar vom köſtlichſten Goldblond fuhr. Sie hatte jetzt für den Augenblick genug davon. Eigentlich war das ja auch keine Erholungsreiſe, herumzureiſen und überall daran denken zu müſſen, wo man Geſinnungsgenoſſen, wo man Mitarbeiterinnen werben könnte —. Nun, hier in dieſen prachtvollen Bergen gab's das nicht, — es würde ſie keiner darauf anreden. Und da konnte ſie ſich doch einmal wirklich und wahrhaftig ausruhen, — von all der Haſt und Hetze und Arbeit der Wintermonate, in denen ſie kaum zu Atem kam.

Langſam ging ſie über die dunklen Wieſen der ihr bezeichneten Veranda zu, einem ſchmalen gedeckten Holzbau gegenüber dem Wirtsgebäude. Die Reſi ſtand gerade hoch oben auf einem Stuhl, um die Hängelampen über den Tiſchen anzuzünden; und nun goß ſie gar aus einer Blechkanne Petroleum nach, in den Behälter der einen bereits brennenden Lampe.

„Sie! Reſi! thun Sie's noch einmal und ich dreh' Ihnen den Hals um! Sie ſind ja rein gottverlaſſen!“ rief aus der ſchon hell erleuchteten Ecke der Veranda ein blonder junger Mann, der ganz allein vor einer Flaſche Tiroler Weines daſaß.

Die Reſi lachte, ſtieg flink vom Stuhl und kehrte der eintretenden Anjuta Sſapogina ihr friſches Kindergeſicht mit einem ſchelmiſchen Augenzwinkern zu, als wolle ſie ſagen: „er meint's nicht bös!“ Worauf ſie begann, ihr dienſteifrig die Speiſeverhältniſſe auseinanderzuſetzen, indem nämlich das, was auf der ſchönverzierten Speiſekarte ſtände, keineswegs vorhanden ſei, hingegen gäbe es diverſes andre, das ſich warm empfehlen laſſe. Anjuta hörte ſie gern an, denn ihre zutrauliche Art war wie die eines

lebhaften Kindes und gefiel ihr, jedoch verständigen konnte sie sich mit Resi nicht, von deren geschwind gesprochenem Dialekt ihr das meiste entging.

Da erhob sich hinter dem Tisch in der Ecke der blonde junge Mann und bot seine Hilfe an; er riet zu einem Stück kalten Gamsbratens und stellte sich Anjuta vor als Erwin von Stein aus Graz.

Resi flog davon, um den Gamsbraten zu holen, und überließ die beiden einzigen Spätherbstgäste der Schöneberger Wirtschaft sich selbst, die Tisch an Tisch dasaßen und die ersten konventionellen Redensarten miteinander austauschten. Anjuta musterte Herrn von Stein genau und fand, daß er noch sehr jung sei, fein und schlank gewachsen, mit festen Schultern, die breiter werden wollten, und daß er in Stirn und Augen einen überraschend schönen, freien Ausdruck besitze. Auf seine Frage, ob sie von Innsbruck heraufkomme, erzählte sie ihm, daß sie eigentlich von dort nach Wien habe weiterfahren sollen, die Berge hätten sie indessen verlockt.

„So gefällt es Ihnen in den Bergen?" fragte er sichtlich erfreut.

„O, die Berge!" sagte sie mit ihrer weichen Stimme, und die unbestimmte Farbe ihrer Augen schien sich zu verdunkeln, „bisher liebte ich die Ebene, ich komme aus der Ebene. Und sie ist auch schön, da, wo sie grenzenlos ist, oder doch so aussieht. Aber wo Menschen sie betreten, wird sie gleich selbst menschlich, dient ihnen, ist nicht mehr unberührt, unnahbar. Mir kommt es jetzt vor, daß die Berge daher so wirken. Als ob man die Natur selber sieht, die sich so heraushebt aus allem Menschlichen und darauf niederschaut. Wie viele kleine Ansiedlungen

auch dazwiſchen entſtehen mögen, ſie behält etwas ſo Uranfängliches.“ Sie brach ab und blickte ihn kopfſchüttelnd an. „Ich kann nur auf ruſſiſch genau das ſagen, was ich meine, das Deutſche iſt mir nur angelernt,“ bemerkte ſie einfach.

Er ſchaute mit einem Intereſſe auf ſie, das ihn ſelber wunderte. Etwas Fremdes und Weibliches an ihr reizte ſeine Sympathie.

„Ich kann ſehr gut verſtehen, was Sie meinen,“ verſetzte er, und als Reſi, welche die Speiſen brachte, ſich wieder entfernt hatte, fügte er hinzu: „aber in Ihrer Landesſprache möchte ich es noch lieber hören und verſtehen, es iſt ſo viel Muſik darin. Ich kenne ſie nicht, doch kannte ich auf der techniſchen Hochſchule einen Studiengenoſſen, der Ruſſe war und manchmal ruſſiſch ſprach. Uebrigens war das ein ſeltſamer Menſch, — immer bereit, Unerhörtes zu vollbringen, zur Zeit wo andre tändeln, und immer im Grübeln über ideale Ziele.“

Anjuta nickte.

„Das machen die Zuſtände aus vielen von uns. Sie machen Märtyrer und Fanatiker. Die Männer leben nicht für ſich, — ſie leben über ſich hinaus, — wenn ſie überhaupt im ſtande ſind, ſich zu begeiſtern,“ ſagte ſie, ſchwieg dann aber unwillig ſtill, indem ſie dachte: „man iſt doch wirklich wie eine Maſchine, die für etwas Beſtimmtes aufgezogen wird! Muß ich jetzt ſelbſt von dieſen Dingen wieder zu reden anfangen.“

„Wie männliche Männer muß das geben. Und ſolche Männer — wie weibliche Frauen müſſen ſie ergeben,“ bemerkte er mit einem Blick der Ehrerbietung auf ſie.

„Nein, wahrlich nicht!“ dachte Anjuta bei ſich, „aus

Ekſtaſen allein entſteht keine Männlichkeit, ſolche Männer verlernen zu handeln, ſie explodieren nur manchmal," aber ſie entgegnete nichts.

„Wir kamen ſpäter auseinander," nahm Erwin von Stein das Geſpräch wieder auf, „ich kam auf die Bauakademie, er ging zur Univerſität über. Er war wiſſenſchaftlich ſtark veranlagt — ich gar nicht. Ich habe eigentlich das Baufach gewählt, um doch ein wenig auf dem Boden der Kunſt mit meinem Studium zu bleiben — wenn's doch ſchon ein Erwerbsſtudium ſein ſoll."

„Was würden Sie vorziehen?" fragte ſie.

„Ich würde vorziehen, frei vom bürgerlichen Beruf der Kunſt zu dienen, und zwar der brotloſeſten aller Künſte: der Lyrik," entgegnete er mit einem Lächeln, das trotzdem gar nicht ſelbſtverſpottend, ſondern ernſt und treuherzig ausfiel, „und das nannte Ihr Landsmann eine reine Weiberſache. Aber ich kann nicht finden, daß viele Frauen dichten können oder dichten ſollten: ſie ſollen vielmehr den Mann zum Dichter machen."

Auch Anjuta lächelte, ſie ſah ihn verwundert und aufmerkſam an.

„Alſo dazu meinen Sie, daß die Frauen ſich eignen," warf ſie hin, um ihn ungeſtört betrachten zu können.

„Ja, natürlich nur die, die Frauen geblieben ſind," bemerkte er. „Nicht die ſogenannten emanzipierten Frauen, Studentinnen und Kämpferinnen für alle möglichen Rechte. Von denen brauchen wir lieber erſt gar nicht zu reden, nicht wahr?"

„Ach nein, um Gottes willen lieber nicht!" fiel ſie haſtig und mit einem faſt erſchrockenen Geſicht ein, ſo daß

er lachen mußte. Er ſah nur, daß ſie dies Geſprächsthema meiden wollte.

„Ich bin wirklich froh, daß wir darin einig ſind," ſagte er voll Sympathie, „denn Sie müſſen wiſſen, in dieſem Punkt bin ich geradezu ungerecht. Ich ſtreite nicht aus Prinzip gegen ſolche Frauen — aus irgend welchen Theorien. Ich habe gar keine Theorien. Ueber derlei Dinge habe ich wenig nachgedacht — mögen das die Philoſophen unter ſich ausmachen, nicht wahr? — Aber es iſt mein ganz ſubjektiver Geſchmack dawider — ſo wie es Idioſynkraſien in Bezug auf Katzen oder Spinnen gibt. Lieber noch die indolenteſte, unbehilflichſte Frau, als eine ſolche, die ein Gehirnleben oder ein Berufsleben führt."

Als Anjuta wieder nichts weiter dazu entgegnete, konnte er den Gedanken nicht unterdrücken: „Vielleicht iſt ſie weniger intelligent als ſie ausſieht. Jedenfalls eine von den ſtillen. Sie gibt ein Wohlgefühl durch ihre Nähe."

Inzwiſchen hatte ſie ihren Teller zurückgeſchoben und ſich erhoben. „Ich will nun in mein kleines Schloß hinübergehen," ſagte ſie, „wo es wirklich ganz allerliebſt iſt. Ach, hätte ich doch ſchon früher den Weg in die Berge gefunden — mein älteſter Bruder wäre mitgekommen. Er würde ſich hier immer erholt und ausgeruht haben."

Er war aufgeſtanden und geleitete ſie an den Rand der Veranda.

„War er leidend?" fragte er teilnehmend und blickte in ihr ganz ernſt und blaß gewordenes Geſicht.

„Er war lange leidend, ehe er ſtarb," entgegnete ſie leiſe und gab ihm die Hand, „gute Nacht! Ich finde ſchon über die dunklen Wieſen."

„Gute Nacht!“ rief er ihr nach, „die Wiesen sind taunaß und hochhalmig! Ich kann sehen, daß der Tau Sie durchnäßt und Ihr Rocksaum auf ihm nachschleift.“

Sie blieb in der Wiese stehen und hob ihren Saum hoch. Und dann eilte sie nach der hellblinkenden kleinen Thüröffnung, in die Resi vorsorglich ein Licht gestellt hatte. Innen im Wohnstübchen brannte eine Lampe auf dem Tisch, und in ihrem Schein sah Anjuta die geschnitzte Holzverkleidung der Wände mit all den Geweihen und ausgestopften Vögeln, die dieselben ringsum schmückten. Das Schlafgemach daneben war nicht viel mehr als ein Alkoven. Aber prachtvoll schimmerte durch dessen einziges breites Fenster das Schneegebirge herüber.

Anjuta packte ihren Handkoffer aus, warf den größten Teil seines Inhaltes in die Schubfächer einer niedrigen Kommode neben ihrem Bett und entkleidete sich. Dabei bemerkte sie, daß ihr Rocksaum nur deshalb auf der Wiese nachgeschleift war, weil er zerrissen niederhing. Zu Hause besorgte die alte Natascha, die ehemals als Wärterin bei ihren Eltern diente, ihr die Näharbeit.

Eine kleine Photographie des verstorbenen Bruders hatte sie auf die Kommode gestellt. Jetzt griff sie noch einmal nach dem schwarzen Lederrähmchen und betrachtete es nachdenklich beim Schein der Kerze.

Ach, wenn er noch lebte, wie viel schöner wäre es dann in der Welt für sie, dachte sie ein wenig traurig. Von klein auf hatte sie ihn so sehr geliebt. Und als sie nach dem Tode der Eltern ganz zu ihm zog, wie gut vertrugen sie sich da stets miteinander! Ihn erfüllte damals schon so ganz seine politisch-litterarische Wochenschrift — und er, er erfüllte die kleine Schwester. Damals

konnte ſie ihm freilich nur in Geringfügigkeiten helfen, bei Druckkorrekturen und Ausgängen. Aber gab ſie nicht ſchließlich voll Freude und Bereitwilligkeit ihre eigenen Pläne auf, wendete ſie ſich nicht ab vom ſchon begonnenen Studium der Naturwiſſenſchaften, um nur für ihn und mit ihm zu arbeiten? Mit welchem Ehrgeiz ließ ſie ſich von ihm in alles einweihen, vertiefte ſie ihre Studien, ſchrieb ſie in ſein Blatt die trockenſten Berichte und Artikel. Ja, das war eine ſchöne Zeit geweſen.

Anjuta hatte die Photographie wieder auf ihren Platz geſtellt, ging zu Bett und löſchte ihr Licht aus. Aber ſie konnte nicht einſchlafen. Wenn ſie doch nur einmal aufhören könnte, mit ihren Gedanken immer um dieſe Wochenſchrift zu kreiſen. Natürlich wurde das jetzt immer unmöglicher, ſeitdem ihr Bruder tot war und ſie mit ſeinem Freund und Genoſſen, Sergei Wiranoff, als Mitredakteurin fungierte. Seitdem hatte das Journal auch mehr als eine weibliche Mitarbeiterin gewonnen und ſtand in Wechſelbeziehung mit den Frauenbewegungen des Auslandes.

Während ihrer jetzigen Reiſe lernte Anjuta viele ſolcher Frauen kennen; ſie hatte ihre Vereine beſucht und Reden unter ihnen gehalten, die meiſt über das hinausſchoſſen, was die deutſche Frauenemanzipation ſich geſtattet. Dabei fand ſie aber, daß man gerade den deutſchen Frauen am eheſten jede kleinſte ihrer Emanzipationen in ihrem äußeren Gebaren anſah. Hätte ſonſt wohl auch der junge Erwin von Stein mit ſolcher Ablehnung von ihnen geſprochen? Er ahnte wohl gar nicht, wie äußerlich er urteilte. Aber er war wohl auch einer von denen, die da Angſt haben, daß das Weib von heute ihnen über den Kopf wächſt — —.

Von Zeit zu Zeit richtete Anjuta ſich auf und lauſchte. Wie ſeltſam war es doch hier des Nachts! In der Wandtäfelung knarrte und huſchte es unaufhörlich; zwiſchen der Holzwand und dem Mauerwerk mochten Wieſel oder Ratten hauſen. Draußen ſang der Wind ein leiſes Lied in den Bäumen, die Weinranken flüſterten miteinander, und ein ſchmaler, flacher Bach, der am kleinen Haus vorüberfloß, miſchte ſein dumpfes Murmeln dazu.

Man konnte ſich recht gut fürchten, hier im Dunkeln allein zu liegen, wenn man nämlich eine von den zarten Prinzeſſinnen war, die Herr von Stein vorzog, weil ſie ſich beſſer andichten ließen, ſetzte Anjuta in Gedanken hinzu und lachte hinter ihrer Bettdecke. Aber ihr war dennoch nicht froh. Sie lauſchte dem Winde und ihre müden abgearbeiteten Gedanken ſehnten den Schlaf herbei, einen feſten Kleinkinderſchlaf, und am liebſten auch einen Traum: dann wollte ſie träumen, wie ſie beim Schreibtiſch ihres Bruders ſo gern auf der Stuhllehne gehockt und wie er weiterzuſchreiben vergeſſen, weil er ihr über das Haar ſtreichelte —.

* * *

Am nächſten Nachmittag kam Anjuta von einem langen, wundervollen Spaziergang, als ſie, eine halbe Stunde vor Schöneberg, dem Herrn von Stein begegnete. Von weitem ſchon erkannte ſie ihn an ſeiner Tracht, die ſie kleidſam fand: wenigſtens ſtand ſeiner jünglingshaften Geſtalt dieſes olivenfarbene Lodenwams gut, das ein gleicher Gürtel über den Lenden ſchloß und das oben am Hals nur einen feinen weißen Kragenſtreifen bloß ließ.

„Ich freue mich, daß ich Ihnen begegne," ſagte er

und zog den Hut, „Sie haben ſich alſo ganz allein ſchon ſo weit hinausgewagt. Gefällt es Ihnen noch ebenſo gut wie geſtern in den Bergen?“

„Stündlich mehr,“ verſetzte ſie, „ich bin ſchon ſeit Stunden herumgeſtreift. Ich wollte Alpenroſen finden.“

„Die Zeit der Alpenroſen iſt mit dem Hochſommer vorbei; hier oben iſt jetzt überhaupt alles verblüht,“ bemerkte er, „aber wenn Sie Herbſtſchmuck für Ihre Stuben wollen, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen welchen zu bringen; das iſt Buſchwerk und ſtachlicht zu pflücken.“

„Gut, bringen Sie es mir,“ ſagte ſie freundlich, „ich habe ohnedies mehr um mich und über mich geſchaut, als zu meinen Füßen. Bis ins Thal hinein ſind die Berge ſo weiß, ſo weiß! Der Schnee iſt uns ganz nah, nicht wahr?“

„Jetzt um dieſe Jahreszeit, ja. Jetzt kann er jeden Augenblick auch uns ſelbſt mit einem großen Flockenſchneien überfallen, ſobald ein paar Wolken die Sonne für uns verfinſtern. — Sie ſind eigentlich viel zu leicht gekleidet für unſre Berge,“ fügte er mit einem Blick auf ihren Anzug hinzu.

Anjuta zuckte ſorglos die Achſeln.

„Ich bleibe ja gar nicht lange. Meine Freunde, mit denen ich reiſe, können jeden Tag in München oder Wien eintreffen und mir nach Innsbruck Nachricht geben, und dann ſchließe ich mich ihnen an. In Innsbruck habe ich mein Hauptgepäck liegen laſſen, darunter auch eine lederne Plaidtaſche mit meinen warmen Sachen,“ ſagte Anjuta und ſetzte ſich auf ein raſenbewachſenes Felsſtück nieder, von dem ſich die ſchönſte Ausſicht bot, „ich möchte hier ein wenig Raſt machen und mich ſattſehen.“

Der junge Mann nannte ihr die einzelnen Ortſchaften und Gebirgszüge, die ſich vor ihr ausbreiteten, und zwiſchendurch fing er an, ihr von dieſem Lande zu erzählen, das ſie ſo ſchnell liebgewonnen hatte. Er ſchilderte ihr die Schönheit der Berge und Thäler weit, weit ringsum, zu Jahreszeiten, in denen jeder Fremdenverkehr fehlt und ſie in einſamer Herrlichkeit daliegen. Zu ſolchen Zeiten hatte er oft Tirol und Kärnten und das Salzkammergut durchſtreift. Die Bauernhöfe, in denen er übernachtet, und das Gebirgsleben ihrer Bewohner ſchilderte er ihr, und den Glanz der ſchweigenden Bergſeen, über die dann kein Dampfboot fährt, ſondern man ſich mit kleinem Boot hinüberrudern müſſe, um weiterzugehen, und den ſonderbaren Zauber der Landſchaft, wenn im erſten Frühling die Obſtblüte aufſpringt oder ſpät im Jahr das letzte Laub fällt.

Anjuta lauſchte, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen; ſie fand, daß er eigenartig gut zu erzählen wiſſe, mit einem warmen Stimmenklang, der den Dingen leiſe beikam und ihnen mehr zu entnehmen ſchien als nur ihre flachen Umriſſe in Worten.

Als er ſchwieg, hob ſie den Kopf und meinte: „Ich weiß nicht, ob es Ihre Stimme iſt oder das, was Sie ſagen, aber ich kann mir jetzt gut vorſtellen, daß ſich Ihnen die Dinge zu Gedichten formen. Und auch, daß es ſehr glücklich machen muß, zu dichten.“

„Kommt Ihnen das jetzt erſt ſo vor? Haben Sie es nicht immer empfunden, wenn Sie Dichtungen in ſich aufnahmen?“ fragte er mit Erſtaunen und ſchien einen Zuſatz, der ſich ihm auf die Lippen drängte, zu unterdrücken.

Anjuta ſchüttelte den Kopf.

„Ich habe mich mit Dichtungen wenig abgegeben. Ich weiß von Kunſt und Dichtung weniger, als Sie wohl glauben," geſtand ſie mit dem Freimut der Menſchen, die ſich einer ſtarken, einſeitigen Bildung teilhaftig wiſſen, und fügte ſchnell hinzu: „Aber das iſt ja ganz unintereſſant. Lieber erzählen Sie mir noch mehr in dieſer ſchönen Weiſe — noch viel."

Er ließ ſich in geringer Entfernung von ihr nieder und ſagte halblaut, während er ſeine ſtahlblauen Augen bittend auf ſie heftete: „Wie Sie es wünſchen. Aber ich habe die ganze Zeit geredet und Sie gar nicht. Sie haben etwas ſo Stilles an ſich, daß man viel lieber ſchweigen möchte, um nicht einen Laut, der von Ihnen kommt, unverſehens zu verlieren. Sagen Sie mir etwas, erzählen Sie mir, was es auch ſei. Geſtern abend fingen Sie ein wenig an."

„O wie ſchade, warum bringen Sie das Geſpräch nur darauf!" bemerkte ſie bedauernd, „wollen Sie hier, in dieſer Gegend, von ruſſiſchen Männern und ruſſiſchen Zuſtänden hören —? Ich bin keine Deutſche, und es fällt mir ſchwer, mich in Ihrer Sprache über abſtrakte Dinge zu unterhalten. Daher ſcheine ich Ihnen ſtill. Weil ich nur das Einfachſte und Gewöhnlichſte bequem erzählen könnte."

„Thun Sie das. Ich möchte ſo gern wiſſen, was für Sie etwa das Einfachſte und Gewöhnlichſte wäre?" meinte er lächelnd, „was fällt Ihnen gerade jetzt zufällig ein? Machen Sie eine Geſchichte für mich daraus."

Anjuta blickte in die Landſchaft hinaus, die ſich unter den Strahlen der tiefer ſinkenden Sonne purpurn färbte

und einen lichten Abglanz auf sie beide warf. Ihr war leicht und froh zu Mute, auch sie mußte lächeln.

„Was mir jetzt gerade einfällt? Mir fällt ein sonderbares kleines Hüttchen ein, das ich als Kind bewohnte. Mein ‚Salettl' hier in Schöneberg bringt mich darauf. Es stand im Garten, nicht weit vom Gutshaus — meine Eltern waren Gutsbesitzer und besaßen außer mir noch vier Söhne, von denen die drei jüngeren längst im Innern von Rußland ansässig sind. Als meine Brüder größer wurden und das Haus immer voll von allerlei halbwüchsigen Jungens steckte, da hatte mein Vater mir für meine Spiele und Beschäftigungen dies Hüttchen zimmern lassen. Da sah ich nun dem lauten Treiben unsrer Jungens nur von ferne zu, und jetzt wünsche ich oft, ich dürfte immer allem Treiben nur so zuschauen. — — Das kleine Häuschen lag hinter lauter hellen Birkenstämmen und war selbst ganz weißangestrichen, mit grobgemalten Blumen um die Fensterpfosten — — aber ich verstehe Ihnen das nicht so zu schildern, daß es Ihnen einen lebhaften Begriff von meinem Häuschen und meinem Kinderglück geben könnte," ergänzte Anjuta und sah ihren Begleiter fast schüchtern an. Sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam, dies zu erzählen.

Der Blick, der den ihren traf, war so ernst und ergeben, daß sie noch verwirrter wurde und sich erhob, um heimzugehen.

Er hatte sie angeschaut, während sie sprach, und bei sich gedacht, diese kleine zierliche Gestalt mit dem Kopf voll blonder Locken gehöre ja auch gar nicht in die laute Welt, sondern in ein ganz leises Glück — in ein solches Glück, wie er es in seine Gedichte zu fassen versuchte.

Er ſagte aber nichts und ſo legten ſie den Heimweg einſilbig zurück. Anjuta ſchaute ſo ruhig vor ſich hin, daß man meinen konnte, ſie habe ihren Begleiter neben ſich ganz vergeſſen. Aber doch dachte ſie an ihn und hörte ihn ſprechen, wie er vorhin zu ihr geſprochen. Und ſie ſah, als hätte er es ihr erſchloſſen, hinter die Felsmaſſen des Gebirges und hinaus in die unendliche Ferne, ſie ſah die weiten Thäler ſich dehnen und die einſamen Seen in den grünen Schluchten träumen, und alles unbetreten, unangetaſtet wie das Paradies. Und in einer inneren Viſion ſah ſie durch dieſe ſchweigende Landſchaft zwei Menſchen dahinſchreiten, wie die Menſchen des Paradieſes, wie die zwei erſten Menſchen — einen Mann und ein Weib. So fernab von allem Treiben und Jagen, von allem Müſſen und Mühen, in ſeliger Zuſammengehörigkeit mit ſich ſelbſt, allein mit ſich ſelbſt — ein Mann und ſein Weib — —.

Die Berge, die ſo hoch waren, nahmen früh die Sonne gefangen. In Schöneberg ſank ſchon die Dämmerung. Anjuta reichte ihrem ſchweigſamen Begleiter die Hand und ging in ihr Salettl.

Auf dem Tiſch der kleinen Wohnſtube warteten mehrere Briefe auf ſie. Unwillkürlich ſeufzte ſie auf; Zeitungen und Zeitſchriften ließ ſie ſich von Innsbruck nicht nachſenden, aber mit Briefen konnte ſie es nicht ebenſo halten.

So zündete ſie die Lampe an, ſchloß beide Fenſter, um die Abendkälte im Zimmer etwas zu mildern, und dann las ſie langſam ihre Briefe durch, einen nach dem andern. Der eine kam von Wiranoff, dem guten, der jetzt allein in Petersburg auf der Redaktion ſaß und ihre

Arbeit mit erledigte. Er ſchrieb traurig, aber das kam nicht von der Arbeit, ſondern weil er ihre Gegenwart entbehrte, das wußte ſie wohl. Es gab keinen treuern Freund als Wiranoff, auch das wußte ſie. Einen Freund, der ſie ſeit Jahren liebte und darauf wartete, daß ſie ihn einmal erhören ſollte. Sie hatten ja an der Wochenſchrift ſchon eine gemeinſame Sache, ein gemeinſames Kind: ſie gehörten zuſammen.

Wie er wohl frieren würde, wenn er hier bei ihr ſäße, dachte Anjuta und wickelte ſich feſter in ihr einziges Wolltuch. Wiranoff hatte eine Vorliebe dafür, ſeinen Paletot anzubehalten, ſelbſt im Hauſe; manchmal hatte er vielleicht keinen Rock darunter angezogen — er war mehr als nachläſſig. Man vergaß und verzieh das, wenn man ſein begeiſtertes ehrliches Asketengeſicht mit den mageren Backenknochen anſah.

Ihm mußte ſie gleich antworten. Der zweite Brief eilte nicht, er war von Ludin, dem Redakteur des litterariſchen, ziemlich kümmerlichen Teiles der Wochenſchrift; auch er befand ſich dieſen Herbſt im Auslande, um neue Beziehungen anzuknüpfen, und ſollte ſich für die Heimreiſe mit Anjuta treffen. Aber er brannte offenbar ſchon jetzt darauf, ihr mündlich alles Neueſte mitzuteilen, denn Ludin konnte nicht genug ſchwatzen. Uebrigens eignete er ſich gut für ſeinen Reiſezweck, er war eine Art von geſelligem Talent.

Anjuta rückte Tintenfaß und Papier heran, ſtand wieder auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen. Alle ihre Gedanken waren ſchon wieder im gewohnten Geleiſe; Wiranoffs journaliſtiſche Fragen und Berichte beſchäftigten ſie, die verſchiedenen wohlbekannten Geſichter

ſah ſie vor ſich auftauchen, die tagsüber im großen, ſtaubigen Redaktionsſaal ſie umgaben und abends im dahinter gelegenen Wohngemach ſich um ihren Theetiſch drängten. Zum erſtenmal jedoch frappierte es ſie, warum ſie unter ſo vielen Männern ſich niemals ſo recht in ihrem weiblichen Geſchlecht gefühlt habe. Gar mancher unter ihnen hatte ihr geſchmeichelt, andre umwarben ſie, und alle dieſe hatten ſie in einer guten, ernſten, ehrfürchtigen Weiſe geliebt, im beſten Teil ihrer ſelbſt, in alledem, worin ſie ſelbſt ſich achten durfte. Aber dennoch fühlte ſie ſich nur unter Kameraden und hatte auch eine Heiratsmöglichkeit ſtets nur unter dieſem Geſichtspunkt erwogen.

Plötzlich hielt Anjuta ſtill, wie von ihren eigenen Schritten erſchreckt, mit denen ſie hart auftretend auf und ab lief. Sie ward ſich bewußt, daß ſie mit auf dem Rücken verſchränkten Armen und tief gerunzelter Stirn umhergegangen war, wie ein grübelnder Feldherr.

Sie ergriff die Lampe und trat vor den ovalen Holzſpiegel, der über dem Tiſch hing. „Ich werde gewiß früh alt und runzlig werden," dachte ſie unwillkürlich, „ſolche Berufsarbeit macht häßlich, und dann das viele Sitzen. Wenn meine kleine Geſtalt nicht ſchlank bleibt, ſo iſt ſie hin. — — Es iſt ja aber ein kleines und beſcheidenes Opfer, ein bißchen Frauenſchönheit für eine große und gute Sache dranzugeben," dachte ſie weiter und fühlte eine feine ſchmerzende Traurigkeit.

Und dann ſetzte ſie ſtill die Lampe nieder und fing an zu ſchreiben. Doch blieb ſie zerſtreut, verſchrieb ſich einigemal und hielt endlich inne.

Wenn es ſo kalt blieb, was in aller Welt ſollte ſie

dann morgen anziehen? sie hatte noch eine weiße Flanellbluse mit russischer Stickerei auf den Achseln mit, die schön war. Aber der Gürtel war nicht mehr schön, sondern seit längerem durchgerieben. Wenn sie etwas Zeit daran wandte, konnte sie aus einem Stück Flanell einen neuen Gürtel nähen.

Anjuta stand auf und holte ihr Nähzeug herein. Dabei fiel ihr auch der zerrissene Rocksaum ein. Sollte sie nun, anstatt ihren Brief zu schreiben, über diesen Dingen sitzen? Wollte sie sich etwa zum erstenmal in ihrem Leben mit vollem Bewußtsein für jemanden schmücken?

Nein, das wollte sie damit dennoch nicht thun. Nicht sich schmücken. Sie schaute starr ins Licht und fühlte ein Brennen in den Augen, wie wenn sie weinen wollten.

Nicht sich schmücken. Eher etwas verdecken — etwas verhüllen. Und vielleicht am meisten gerade das, worauf sie bisher am stolzesten war.

Und Anjuta saß und fror und nähte bis tief in die Nacht.

* * *

Einige herumziehende Sänger und Zitherspieler, die von einem Volksfest in Mieders kamen, rasteten am folgenden Mittag in Schöneberg. Als die Resi das Essen ins Salettl herüberbrachte, erzählte sie Wunderdinge von ihnen und suchte ihre russische Dame zu bereden, sich die Sache einmal anzusehen. Aber Anjuta hatte keine Lust dazu; draußen wehte ein starker Wind und der Himmel verfinsterte sich immer mehr, sie mußte den Tisch, an dem sie heute gewissenhaft Briefe schrieb, ganz nahe ans Fenster rücken, um etwas Tageslicht zu haben.

Noch war sie mit dem Schreiben nicht zu Ende gekommen, als ein dunkler großer Schatten über ihre Papiere fiel und sie vor dem Fensterrahmen Erwin von Steins Lodenwams auftauchen sah. Er grüßte und hob erklärend die Hand empor, in der er einen Strauß von großen Farnen, roten Berberitzen, Hagebutten und Ebereschen trug.

Anjuta stand auf und öffnete ihm die Thür. „Das ist ja freundlich von Ihnen!“ sagte sie und nahm ihm die frischen Herbstzweige und Farnblätter ab.

„Ich komme nicht nur deswegen,“ entgegnete er eintretend und etwas befangen, „ich wollte Ihnen zugleich mitteilen, daß ich noch heute abend oder auch morgen ganz früh nach Innsbruck hinuntergehe, um Ihnen Ihre lederne Plaidtasche mit Ihren warmen Sachen heraufzuholen.“

„Aber das ist ja gar nicht nötig!“ rief sie erfreut, „auch könnte ich mir das alles schicken lassen, wenn es sein muß. Denken Sie nur den langen, langen Weg mit dem Wagen, der hier heraufführt.“

Er schüttelte den Kopf.

„Es gibt einen viel kürzeren, den Sie nur nicht kannten, als Sie herkamen. Kaum eine Viertelstunde weit liegt unter uns die kleine Eisenbahnstation Patsch, von da aus erreicht man Innsbruck aufs schnellste mit der Bahn. Wer sollte Ihnen wohl herschicken, was im Bahnhofdepot liegt? Und — — ich möchte so gern irgend etwas thun dürfen, was Ihnen nützt oder dient.“

Sie antwortete nicht gleich und hantierte mit den Zweigen. Er sah sich inzwischen aufmerksam in der kleinen holzgetäfelten Wohnstube um, als suche er etwas.

„Wie thöricht kann man doch sein,“ bemerkte er

nach kurzer Pauſe, „ich bin vor Ihrer Ankunft mehreremal hier geweſen und habe das kleine Salettl durchs Fenſter betrachtet und mir vorgeſtellt, wie behaglich es ſich einrichten ließe. Und nun war mir, als müſſe es gerade ſo eingerichtet ſein, nur weil Sie darin wohnen. Das iſt doch thöricht, nicht wahr? Dazu vergeſſe ich auch noch ganz, daß Sie faſt ohne Gepäck hier angekommen ſind.“

Unwillkürlich ließ Anjuta ihrerſeits einen Blick durch das Gemach mit den vielen Geweihen, ausgeſtopften Vögeln und Schnitzereien an der Wand gleiten, worin nichts ihre Anweſenheit bekundete als der mit Papieren bedeckte Tiſch und ein Paar Handſchuhe, die vergeſſen auf einem Stuhl herumlagen. Es gab ſchon dies oder das in ihrem Koffer, womit ſie es ein wenig wohnlicher hätte machen können, aber es hatte ſie gar nicht danach verlangt.

„Vielleicht liegt es weniger am mangelnden Gepäck als daran, daß ich kein beſonderes Talent zum Einrichten von Zimmern habe,“ ſagte ſie aufrichtig.

„Das glauben Sie ſelbſt nicht!“ meinte er, „wo eine Frau wohnt, da ſchmiegen und fügen ſich die Dinge nach ihrem Weſen, als ob ſie Leben erhielten, um die Melodie ihres Weſens wiederzutönen. Ich würde Ihnen das wohl beweiſen können, ganz ohne Worte, durch einen einfachen Hinweis, wenn ich Sie zu Hauſe, in Ihrem Heim ſehen dürfte. — — Ich werde es Ihnen aber ſogar jetzt gleich an einer geringeren Sache beweiſen.“

Anjuta hatte eine verſtaubte grüngläſerne Vaſe, mit goldenen und roten Blumen darauf, aus der Ecke der andern Fenſterbank hervorgeholt und füllte ſie mit Waſſer.

„Nun?“ fragte ſie neugierig, und dachte bei ſich mit einem drückenden Gefühl: „wie gut, daß er mich nicht bei mir zu Hauſe ſieht!“

Er war dicht zu ihr getreten und hob ein paar der loſe durcheinander geworfenen Farne und Zweige vom Tiſch.

„Nichts weiter!“ ſagte er lächelnd, „ich will nur zuſehen, wie Sie das hier aneinanderfügen und ordnen, und welche Sie herauslaſſen und wo im Zimmer Sie ſie verwenden. Manche davon brauchen nicht notwendig Waſſer. — — Jeder aber wird von ſeinem Platz, von Ihrer Hand berührt, auch von Ihnen und Ihrem Weſen und Walten etwas verraten.“

Anjuta errötete über das ganze Geſicht. Sie hatte ſich nie mit Ordnen von Blumen abgegeben und den ganzen Strauß zuſammengeballt ins Waſſer ſtecken wollen.

„Warum legen Sie gerade mir alle dieſe Eigenſchaften unter, die manchen Frauen beſonders zukommen mögen,“ äußerte ſie verlegen, „Sie wiſſen ja nicht —“

„Weil Sie für mich der Inbegriff einer Frau — der Frau in ihrer feinſten Stille und Einfachheit ſind,“ unterbrach er ſie halblaut und leidenſchaftlich.

Die Zweige zitterten in Anjutas Hand. Sie ſah nur undeutlich die roten Berberitzen zwiſchen den grünen Farnen glühen, ihr Herz ſchlug weh und heftig, und ein ſonderbares, angſtvolles Gefühl kam über ſie, als handle es ſich nicht um ſolche geringfügige Handleiſtung, ſondern als ſtehe ſie da mit den Händen voll ſchwerer, duftender Roſen und verſtehe nicht, ſie zum Kranze für ſich zu flechten.

Sie wußte nicht, wie ſchön dieſe ſcheue Beklommenheit

ſie in den Augen deſſen erſcheinen ließ, der neben ihr am Tiſche ſtand und ſie zaghaft anblickte. Sie wußte nicht, daß ſie in dieſem Augenblick ſo jung und lieb ausſah, wie ſie ja in Wirklichkeit noch war, trotz Berufsernſt und Lebensarbeit — ein junges, errötendes Mädchen neben einem jungen Mann.

Im Zimmer wurde es noch dunkler als vorher. Ein Windſtoß ſauſte an den Fenſtern vorbei und gleichzeitig fielen große, weiße Schneeflocken vor den Scheiben nieder und löſten ſich noch im Fall in ſprühende Tropfen auf.

Vom Wirtshaus her erſcholl der Klang der Zither; bald laut, bald leiſer trug der Wind verlorene Töne zu den beiden hinüber in das ſtille Gemach.

Anjuta hatte die Zweige auf den Tiſch zurückfallen laſſen und die Augen geſchloſſen wie vor einem Licht, in das ſie nicht zu ſehen wagte. Sie fühlte nur noch, wie zwei leiſe Hände ihr Antlitz ganz ſanft umfaßten und emporhoben — — und dann — dann wollte ſie nichts mehr wiſſen, nichts mehr empfinden, als nur, daß er ſie küßte — daß er ſie wachküßte.

— — — — — — — — — — — —

Schnee und Sturm trieben ihr Weſen ums Häuschen den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch und Reſi war überzeugt, daß ihre ruſſiſche Dame ſich diesmal doch da draußen allein gefürchtet hatte, denn als ſie ihr das zweite Frühſtück zutrug, ſtand das erſte noch unberührt auf dem Tiſch neben der grünen Vaſe mit Berberitzenzweigen, und Anjuta ſelbſt war erſt im Begriff aufzuſtehen.

Sie ſah blaß aus, aber das käme nicht von Sturm

und Furcht, ſagte ſie lächelnd zu Reſi, und ſchaute voll jubelndem Entzücken hinaus in die zart überſchneite Landſchaft, die im Glanz der vereinzelten, zaghaften Sonnenſtrahlen vor ihren Fenſtern dalag. „Mein Paradies!“ dachte ſie wieder, und nie noch in ihrem Leben ſchien ihr eine ſo unendliche Schönheit über die Dinge ausgegoſſen wie heute — als ſei ein ganz neuer Lebensmorgen hereingebrochen für alle Dinge und als ſeien ſie alle in geheimem Bunde mit ihrer eigenen Stimmung. Was ſie anſah, ſchien ihr ſchön zu werden, und das geringſte Geſchehen ſchmiegte ſich ihr zu Füßen, wie im Paradieſe ſich Pflanzen und Tiere voll Frieden um den Menſchen geſchart und bei ihm geruht haben.

Die Sonne zerriß mit goldenen Pfeilen die letzten Wolken und leuchtete hoch über den äußerſten Bergſpitzen und dann wurde ihr Schein wieder bleicher und der erſte Nebel wob ſich leiſe und ſilberblau um das ferne Gebirge. Anjuta harrte und träumte immer noch vor ihrem Fenſter, denn jetzt war die Stunde ſchon ganz, ganz nah, wo in der kleinen Eiſenbahnſtation Patſch der Zug einlaufen mußte und ſie nicht länger allein ſein mußte. Allein konnte ſie nichts thun noch unternehmen, allein war ihr ganzes Weſen nur ein lauſchendes Erwarten und Aufnehmen. Es kam ihr vor, als ſei ſie nicht mehr hier im fremden Salettl, ſondern zurückverſetzt in das kleine Gartenhaus auf dem elterlichen Gute und noch ein Kind, durch deſſen Thür das Leben erſt eintreten ſoll — das junge, anfängliche, unbeſchwerte Leben, mit Liedern auf den Lippen und Blumen im Haar.

War es denn nicht eigentlich ſo? Was hatte ſie denn ſeither erlebt, das tief an ihr Inneres gerührt hätte?

Es fiel ihr mit einem Lächeln ein, was sie jahrelang für ihren schwersten Kampf und für eine Art von Opfer gehalten hatte: daß sie damals ihrem selbstgewählten Studium der Naturwissenschaften entsagte, um ihrem Bruder zu helfen. Ein Studium für das andre — weiter doch nichts! War es nicht ganz gleichgültig, welches es schließlich wurde? Wie konnte sie sich nur einbilden, daß daran das geringste lag?

Nein, nichts lag daran, und nichts andres wurde daraus, als wieder nur Bücher, und Büchermenschen und Papiere und Gedanken über Papiere — —.

Die Spannung in Anjuta steigerte sich bis zum Schmerz. Die Schatten der Bäume vor dem Haus wurden länger, die Sonne stand tief in einem Ausschnitt der gegenüberliegenden Berge. Warum kam er noch immer nicht? Er mußte den Zug versäumt haben — aber warum that er das? Warum that er ihr das an?

Es konnte auch irgend etwas andres sein, Bekannte mochten ihn in Innsbruck zurückhalten, oder eine unvorhergesehene Besorgung. Jedenfalls kam er bald — was sollte ihm auch wohl zwischen Innsbruck und Patsch besonderes zustoßen?

Ihre Unruhe war thöricht, sie redete sie sich selber aus, aber der inneren Unruhe vermochte sie nicht länger zu gebieten, die nur allerlei äußere Auswege suchte. Nicht daß ihm etwas zustieß, fürchtete sie im Grunde, und nicht die Entfernung von Innsbruck bis hierher.

Nein, nur daß sie von ihm losgerissen werden könnte, auch wenn er jetzt gleich in die Stube träte — sie fürchtete die uneingestandene Entfernung zwischen ihm und ihr, von der er nichts wußte, von der er keine Ahnung besaß.

Ließ es ſich denn ändern, daß ſie war, die ſie eben war? Eine jener Frauen, welche er mied und welche ihn drückten. Er liebte ſie ganz naiv und treuherzig — weil ſie keinen Kneifer trug und kein kurzes Haar, daher hatte er nicht den geringſten Verdacht. Sie träumte jetzt ein Märchen — ja, das war es: ein Märchen, als ob ſie im Paradieſe ſei, aber aus dem Paradieſe mußte die Erkenntnis ſie beide raſch vertreiben.

Eine unſinnige Angſt befiel Anjuta. Die Stunden ſchlichen und brachten ihn nicht zurück. Sie ſtarrte in den Abend hinaus und es kam ihr vor, als müßte ſie ſich auf die Kniee werfen und beten. Ja, als müßte ſie beten wie um Loslöſung und Errettung von einer Schuld, um ein Wunder, das ſie zurückkehren ließe in die Tage ihrer ahnungsloſen Kindheit und erſten Mädchenzeit. Sie wütete mit ſolchen angſtvollen Wünſchen an gegen ihr reines, tapferes und tüchtiges Leben — nur weil es ſich ſelbſtändig und hart ausgewachſen hatte und ſich nicht einfügen ließ in dieſen blühenden Garten von Lyrik und Liebe.

Sie war am Stuhl niedergeſunken und hatte ihr Geſicht in die Hände gedrückt. Jetzt erhob ſie ſich und erſchrak faſt über ſich ſelbſt. Ihr hätte nicht ſchwerer und beklommener zu Mute ſein können, wenn ſie wirklich wie eine Schuldige vor einem Richter ſtände. Vor dem erſten Mann, den ſie liebte, ſchämte ſie ſich all deſſen, was nicht des Weibes war, beinahe ebenſo tief, wie ein Mädchen ſich ſeiner verlorenen Reinheit ſchämt. Sie hätte einen Mantel um ſich hüllen mögen, einen weißgoldenen Mantel, der ſie ganz bedeckte und auf immer unkenntlich machte in ihrer ganzen Vergangenheit für den Mann ihrer Liebe und Sehnſucht.

Anjuta ſchlug ein Tuch um die Schultern und ging hinaus. Dort, unweit ihrer Thür, ſchlängelte ſich der ſchmale weiße Kiespfad ſteil nach Patſch hinunter, den Erwin heute in aller Frühe, ein Stück von ihr begleitet, abwärts gegangen war. Heute nacht, mit dem letzten Zuge, mußte er ja kommen! Er würde ſie doch nicht in ihrer Angſt und Ungewißheit allein laſſen.

Sie hielt es nicht länger aus und lief mehr als ſie ging, den ſteilen Weg in die Tiefe. Ein paarmal ſtrauchelte ſie, das Buſchwerk zu beiden Seiten hielt ſie neckend am Kleide feſt, und die Dämmerung um ſie wurde dichter. Dann kamen Stufen, unebene, in Felſen und ſteinige Erde gehauene Stufen und endlich ſchimmerten ihr die Bahnlichter der Station entgegen.

Erhitzt und zitternd von ihrer Anſtrengung kam Anjuta unten an. Sie wollte ſich in eine dunkle Laube ſetzen, die am kleinen Stationsgebäude ſtand, als gerade ein Zug von Innsbruck her einfuhr. Vielleicht kam er aber auch gar nicht von Innsbruck, ſie wußte es nicht mehr, ſie ſtand nur ſtill und blickte auf die ſich raſch öffnenden Waggonthüren.

Und da that ihr Herz einen mächtigen Schlag und ſchien ſtill zu ſtehen. Auf dem erleuchteten Bahndamm erkannte ſie deutlich ihre lederne Plaidtaſche. Von der Taſche irrte ihr Blick aufwärts und ſchon wollte ſie voraus ſtürzen, da zögerte ihr Fuß. Der Mann, der die Taſche trug, war ganz in einen großen Mantel gehüllt, aber wenn das Erwin war, ſo müßte er ſich ſeltſam verändert haben.

Es war nicht Erwin. Sie machte ihm einige Schritte

entgegen und ſtarrte ihn mit weitgeöffneten Augen an wie ein Geſpenſt.

„— Ludin!“ ſchrie ſie auf.

„Ach was, iſt es die Möglichkeit! Sie ſind hier, Anjuta? Wieſo denn? Da ſehen Sie, ich bringe Ihnen Ihre Sachen, Herr von Stein hat mir dieſen Auftrag gegeben,“ ſagte der Ruſſe.

„Herr von Stein —,“ murmelte ſie geiſtesabweſend.

„Ja. Ich traf ihn mit Ihrer Taſche in der Hand nämlich, gerade als ich vom Poſtamt Ihre Adreſſe geholt hatte. Nun, da ſprachen wir uns an, natürlich. Ich habe ihn wirklich gern, den Herrn von Stein. Famoſer Geſellſchafter, was? Aber gehen wir jetzt hier zu Fuß hinauf?“

„Warten Sie ein wenig. Nicht gleich. Wir können uns in dieſe Laube dort ſetzen, Ludin. Ich bin ſehr müde,“ ſagte Anjuta mit Anſtrengung und ſchritt langſam auf die Laube zu. „Warum kam denn er — warum kam Herr von Stein nicht mit?“

„Warum er nicht mitkam?“ Ludin ſchob die ſchwere Plaidtaſche auf die Bank in der Laube hinauf, „ja, wie ſoll ich denn das wiſſen? Was? Er ſchien gar keine Eile zu haben. Die Sachen brachte ich Ihnen ja nun.“

„Haben Sie einander denn länger geſprochen?“ fragte Anjuta leiſe, ſcheu.

„Ja, gewiß haben wir das. Eine Flaſche Wein haben wir zuſammen ausgetrunken. Er war von Anfang an ſo entgegenkommend, wirklich beinahe herzlich, der Herr von Stein. So ſind wohl die Leute hier zu Lande, was? Ich war ihm aber auch ganz intereſſant, ſelbſtredend. Stellen Sie ſich nur vor, was ich ihm alles erzählen konnte, nicht wahr?“

„Was denn — erzählen?“ fragte Anjuta noch leiser und in der dunkeln Laube schloß sie die Augen und drückte sich die Nägel in die eigenen Hände — „was haben Sie ihm denn nur erzählt, Ludin?“

„Nun, von unsrer Wochenschrift und von Wiranoff und von Ihnen — ja, ganz besonders von Ihnen, davon wollte er auch natürlich das meiste wissen. Und Sie können sich doch denken, wie ich Sie herausgestrichen habe, Anjuta! Unsre erste — unsre Redakteurin, hab' ich gesagt — und Artikel schreibt sie —. Aber sollen wir immer noch hier sitzen bleiben, wie? Könnten wir jetzt vielleicht gehn?“

Sie nickte leise und schwer, wie in tiefem Traum, vor sich hin.

„Jetzt können wir gehen,“ wiederholte sie apathisch.

* * *

Ein kleiner Handkarren mit Anjutas Gepäck stand neben dem Bahndamm von Patsch, und Resi, die ihn in aller Frühe selbst hinuntergefahren hatte, lud die paar Sachen ab und schüttelte ein übers andremal Anjuta treuherzig zum Abschied die Hand, ehe sie sich entschloß, wieder nach Schöneberg aufwärts zu wandern, wo ihre Wirtsfrau sie ungeduldig erwartete. Und was sie nur dem russischen Herrn sagen solle, meinte sie mit verhaltenem Lachen, wenn der aufwacht und die Dame ist über Nacht verschwunden, für die er gestern abend angereist ist —.

„Er schläft noch lang, Resi, und dann kommt er schon nach Innsbruck nach,“ entgegnete Anjuta und nickte ihr nochmals zu.

Ja, nachkommen würde er freilich gleich, voll Verwunderung und neu angebohrter Redſeligkeit — aber doch wenigſtens nicht gleich dabei ſein. Nein, nur das nicht! Nur gleich dabei ſein ſollte er nicht!

Die kleine Station lag in hellſtrahlendem Morgenſonnenſchein da, ein paar Hühner pickten neben der Laube im kurzen, verſengten Raſen. Anjuta ging ins Haus, beſtellte ſich ein Glas Wein, um in der Laube draußen ſitzen zu können, und ſetzte ſich dann wartend, mit niederhängenden, gefalteten Händen an den Holztiſch hin. Ihr Zug kam noch lange nicht, ſie war nur vor Ludin ſo früh geflohen. Und es blieb ſicher auch ganz gleich, wo ſie war — es blieb ſich alles gleich, bis ſich in Innsbruck ihr Schickſal entſchied.

Oder war das doch nur eine letzte Täuſchung? Hatte es ſich denn nicht ſchon entſchieden? Geſtern abend, bei der Flaſche Wein, die beide da unten im Hotel zuſammen ausgetrunken hatten —.

Sie konnte es nicht ertragen, ſich in Erwins Empfindungen dabei hineinzudenken. Ihr wurde dann, als riſſe ihr jemand das Kleid vom Leibe und ſtelle ſie irgendwo an den Pranger —. An einen Pranger errichtet von Lob — das war der ſchlimmſte Pranger.

Und dann mochte dem Zuhörenden die Scham in die Wangen geſtiegen ſein — Scham darüber, daß er ſich ſo düpieren ließ: hatte ſie doch ſtillſchweigend ſeine Anſichten gutgeheißen — und vielleicht hinter ſeinem Rücken über ihn gelacht? Hatte ſie ihn doch ſo gern von ſeinen Phantaſien und Träumen zu ſich reden laſſen — um vielleicht heimlich ihre eigene Ueberlegenheit ihn nicht ſo fühlen zu laſſen?

Anjuta ſtöhnte leiſe auf — das war faſt unerträglich. Und es würde jetzt auch unerträglich ſein, einander wiederzufinden —. Oder gab es doch eine Brücke, ein Verſtehen, ein Einswerden —? dachte ſie in einer plötzlichen, ſtürmiſchen Hoffnung. Wenn ſie wiſſen könnte, wie jetzt ſeine Grundſtimmung war — ob ſie zornig war oder traurig.

Ein anfahrender Zug weckte ſie für einen Augenblick aus ihren Gedanken. Aber es war nicht der ihre, ſie fuhr nach der entgegengeſetzten Seite.

Da, als ſie ſich wieder gegen die Laubwand zurückgelehnt, ſah ſie am kleinen Wege, der von Patſch aufwärts führte, keine fünf Schritt vor ihr, im Schatten der Bäume einen Mann lehnen.

Er war wohl eben erſt angekommen. Aber ſie hatte die wunderliche Empfindung, als müſſe er ſchon lange da ſo ſtehen und am Baume lehnen — ſchon lange.

So gar keine Eile lag in ſeiner Haltung, er ſtand unſchlüſſig, müßig und ſtocherte mit dem Stock im Raſen.

Das war Erwin.

Er hatte ihr ſein Geſicht halb zugekehrt, doch erwartete er ſie ja nicht hier zu finden und das Weinlaub der Laube ſchützte ſie auch hinlänglich vor ſeinen Blicken.

Schweigend ſah ſie ihn an, und ihre Lippen bewegten ſich leiſe.

Nein, zornig ſah er nicht aus. Auch traurig nicht. Er ſah mißmutig aus.

Mißmutig wie jemand, dem etwas Peinliches und Widerwärtiges bevorſteht, etwas, wozu er ſich zwingen muß, und der nun daſteht und zaudert.

Jetzt löste er sich langsam vom Stamme des Baumes, an dem er gelehnt, zog seine Uhr, und schlenderte dann mit zögerndem Schritt eine kurze Strecke aufwärts, bis er hinter einer schroffen Biegung des Bergpfades verschwand.

Anjuta regte sich nicht. Sie saß noch immer ganz still mit gefalteten Händen und die Sonne schien blinkend durch die Weinranken zu ihr herein, und die Hühner scharrten und pickten auf dem Rasen neben der Laube.

Die fiebernde Unrast war jäh in ihr erloschen. Um ihren Mund grub sich ein feiner, hochmütiger Zug ein, der sie älter machte und alle ihre Gedanken richtete sie wie Soldaten auf, die sie wehrhaft umgeben sollten gegen den Ueberfall irgend einer erneuten plötzlichen Schwäche. Sie konnte geliebt sein um ihrer selbst willen und ohne sich darum zu bangen, ob sie auch alle Tugenden eines nichtssagenden kleinen Mädchens besaß. Sie wurde geliebt und ehrfürchtig auf Händen getragen, um höherer Tugenden willen!

Schon wollte sie aufstehen und auf den Bahndamm hinaustreten, wo schon näher und näher ihr Zug heranbrauste, der endlich kam, um sie von hier fort zu führen in eine ihrer würdigere Existenz, in eine Existenz der Arbeit und Tüchtigkeit und Kraft — ins Leben daheim.

Da traf sie unvermittelt ein heißer Sonnenstrahl durch eine Lücke im Weinlaub, das der Herbst leise gelichtet hatte, und der Strahl glitt mit zitterndem Licht über ihr Antlitz und über ihren Hals hin und küßte sie glühend — glühend in den Nacken —.

Nur wenige Paſſagiere entſtiegen den Waggons. Ein Tiroler Bauer mit ſeinem Buben, der einen ſchweren grünen Rucksack über den Schultern trug, ging an der Laube vorbei ins Stationsgebäude.

Anjuta merkte es nicht. Sie hatte das Tuch vom Nacken geriſſen und den Kopf tief gebückt — — —.

Ein Todesfall.

Esther stieg die teppichbelegte Haustreppe hinauf, wo gerade das Gas angezündet wurde, schloß im ersten Stock ihre Wohnungsthür auf und trat in den noch nicht erleuchteten Flur. Während sie ihren regenfeuchten Herbstmantel ablegte, lauschte sie nach dem anstoßenden Kinderzimmer. Dann erst öffnete sie leise und ging hinein.

Dort lagen die kleinen Zwillinge friedlich schlummernd, Wiege an Wiege; das kleine Mädchen hatte eine Faust vor den Mund geschoben, der Bub runzelte die Stirn und schaute im Schlaf voll Wichtigkeit drein. Am Fenster saß die alte Wärterin, die Esthers Pflegeeltern ihr aus der Provinz zugeschickt hatten, in ihrer netten weißen Kopfhaube da und strickte im Zwielicht.

Mit einem Lächeln um Mund und Augen, das den Anblick lang überdauerte, zog sich Esther geräuschlos in ein Gemach neben der Eßstube zurück, das nach vorn, auf eine der breitesten, lautesten Straßen der Hauptstadt hinausging. Die Fenstervorhänge waren zugezogen, eine hübsche alte Messinglampe brannte über einem runden Ecktisch, und im ruhigen Schein, den sie über die fein getönte, glanzlos graubraune Tapete ausstrahlen ließ, hob sich von der Mittelwand hell und weiß und überraschend schön ein Marmorrelief in schlichter Holzumrahmung ab, das zwei Arbeiter mit halb entblößten Ober-

körpern in voller Thätigkeit vor dem Schmiedefeuer darſtellte.

Eſther ſetzte ſich an den Tiſch zur Lampe und fing an zu nähen. Aber ſchon nach wenigen Minuten hörte ſie wieder auf; es war nichts Notwendiges, was ſie da nähte, und ſo gern hätte ſie etwas Notwendiges gethan.

Sie dachte: gut war es doch eigentlich in den früheren Zeiten geweſen, wo ein Hausweſen noch einem kleinen Königreich glich, das jegliches noch aus ſich ſelbſt heraus erzeugen und beſchaffen mußte, und wo die Frau mit ihren Mägden ſpann und webte und mit dem Geſinde in groß angelegter Thätigkeit alles zu ſtande brachte, was das Leben erfordert. Aber heutzutage und beſonders in ſolcher Großſtadt! Hier hatte man auch alles gar zu vorſchriftsmäßig bequem, und an jeder Straßenecke konnte man haben, was man gerade wollte.

Unwillkürlich ſtand Eſther auf und hob ihre beiden Arme tiefatmend über ſich, ſo daß ſie plötzlich faſt zu hoch erſchien für dieſes kleine Gemach und in ihrer kraftvollen, müßigen Haltung voll von einer ſo edlen Plaſtik der Linien, wie wenn ſie hier einem unſichtbaren Künſtler zu einer jungen Juno Modell ſtünde.

Seitdem ſie die Zwillinge nicht mehr trug und jetzt auch faſt nicht mehr ſäugte, kam es ihr vor, als ob ſie etwas Nutzbringendes thun müſſe, — als ob eine lange, köſtliche Ferienzeit vorüber ſei, in der ſie nichts zu thun brauchte, weil das allgewaltige, das wundergewaltige Leben in ihr, mit ihr that, was ihm beliebte.

Das feine Lächeln in ihren dunkeln Augen vertiefte ſich, als ſchaute ſie mit einem Lächeln tief in ſich ſelbſt hinein. Bei den Zwillingen würde es ja nicht bleiben!

Sie würde einſt ihre große, lichte Kinderſtube — die allerſchönſte Stube des Hauſes — mit lieben Kindern, mit Buben und Mädchen voll haben — —.

Unten klappte das Hausthor dröhnend ins Schloß, man hörte raſche, laute Schritte die Treppe zum erſten Stockwerk hinaufgehen. Eſther ließ die Arme ſinken und kam ihrem Manne in den Flur entgegen, wo er, noch ehe er die Thür hinter ſich zuzog, ihr ſeinen vom Herbſtreif naſſen Bart auf Hand und Lippen drückte.

„Du kommſt ganz zur rechten Zeit," bemerkte ſie, ſich heiter dagegen wehrend, „ich wußte eben einen Moment lang nicht, was ich mit mir ſelber anfangen ſollte."

„Etwas, was mir leider kaum paſſieren kann," entgegnete er, „ich komme von den neuen Bauten wie gehetzt nach Hauſe; bin ſchon froh, wenn ich mich nicht gleich wieder zu rühren brauche. Uebrigens habe ich dir etwas mitgebracht, was dich außerordentlich intereſſieren wird," fügte er hinzu, in das kleine Gemach zur Hängelampe tretend, und zog einen Packen Zeitungsblätter aus ſeinem Rocke.

„Was iſt es?" fragte ſie und griff nach dem Packen.

„Du weißt, kürzlich ſind in Paris in einer Separatausſtellung junger Maler und Radierer Eberharts Reproduktionen von Werken ſeines Vaters und außerdem auch ſeine Radierung ‚Einſame Fahrt' ausgeſtellt geweſen?"

Eſther entfaltete die Blätter mit verwandeltem, ernſtem, bewegtem Geſicht.

„Ja, ich weiß! und hier ſteht etwas darüber?" fragte ſie haſtig, aber gleich darauf legte ſie die Zeitungen wieder auf den Tiſch zurück. „Nicht jetzt. Ich will es lieber ſpäter in Ruhe leſen, — ſpäter, wenn wir gegeſſen

haben," bemerkte ſie und ſteckte ihre Hand unter ſeinen Arm, „du mußt ja müde und hungrig ſein. Es iſt auch ſchon aufgetragen, — komm nur."

„Ich warte auch gern, wenn dir daran liegt, es gleich zu leſen, Eſther," ſagte er liebenswürdig und folgte ihr ins Eßzimmer, „— es iſt in der That intereſſant, — und es könnte Eberhart in ſeiner Einſamkeit und Kränklichkeit da unten an der Riviera ordentlich friſchen Lebensmut geben, meine ich."

Sie ſetzte ſich, ohne gleich zu antworten, am Tiſch ihm gegenüber und ihre Augen gingen über die Speiſen hin, ob auch nichts fehle, und ihre Hände bedienten ihn in ruhiger, freundlicher Aufmerkſamkeit. Aber ihre Gedanken weilten noch bei dem begonnenen Geſpräch, denn nach einer Pauſe ſagte ſie:

„Glaubſt du nicht auch, Georg, jetzt wird er nicht mehr ſo an ſich zweifeln dürfen. Er wird ſich geſtehen können: der Vater iſt groß als Bildhauer, — aber auch ich kann Großes leiſten, ſobald ich nur ernſtlich will, wenn auch nur als Radierer."

„Warum nennſt du das: wenn auch nur als Radierer?" fragte ihr Mann erſtaunt. „Meinſt du etwa, dein Pflegevater ſei mehr als der Sohn, nur weil er Bildhauer iſt?"

„Nein. Aber es iſt ihm ja doch als das Höchſte erſchienen, zu können, was der Vater konnte," erwiderte Eſther, „er ſollte ja auch Bildhauer werden und wollte es. Und was that er denn ſpäter als Radierer? Er radierte, was der Vater ſchuf, und half ſo, deſſen Ruhm zu verbreiten. Das iſt auch ſo natürlich. Du weißt nicht, wie das geweſen iſt von allem Anfang an. Als du in

die Nähe unſeres Landhauſes kamſt, wie die großen Fabriken da draußen gebaut wurden, das war ja ſchon um die Zeit von Eberharts Erkrankung und Abreiſe.“

„Ich habe immerhin auch früher ſchon deinen Pflegevater in ſeinem Atelier in der Stadt beſucht,“ bemerkte ihr Mann und ſchenkte ſich ſein Glas mit Rotwein voll, „und gewiſſe Konflikte und Gegenſätze liegen gleich für jeden auf der Hand. Eberhart, mit allen ſeinen Zweifeln und künſtleriſchen Irrungen, — ſoweit ich mir ihn vorſtellen kann, — iſt eben ein moderner Menſch. Dein Pflegevater, bei all ſeiner wahrhaft großen Künſtlergröße — vielleicht nicht.“

„O!“ machte Eſther langſam und lehnte ſich in ihren Stuhl zurück. „So kann man nicht über jemanden wie Vater urteilen. So unendlich gut und verſtändnisvoll war er für Eberhart, er war immer die verkörperte Liebe für ihn. Und nie hielt er ihn oder zwang er ihn; wie früh ließ er ihn ſchon fort reiſen, ſobald es ihn fort trieb ruhelos, obgleich es ſich damals ſchwer, nur mit Opfern, ermöglichen ließ. Wie lange war Ebert in Paris. Aber er geſtand ſelbſt ein, daß er auch dort nicht ſchaffen konnte, daß er nur herumſtand und: ‚an der Laterne lehnte‘. So zog es ihn wieder heimwärts und daheim litt er, weil er ſo ſehr bewundern mußte, was er ſelbſt nicht zu leiſten vermochte.“

Der Architekt ſtand auf und zündete ſich ſeine Zigarre an.

„Armer, kranker Kerl!“ ſagte er. „Aber einer, in dem es drin ſteckte, glaube ich. So mancher geht zu Grunde, — aber das ſind nicht immer die Schlechteſten. Alles in allem: man muß hölliſch dafür ſorgen, daß man oben bleibt.“

Er küßte Esther auf die Stirn und ging ins kleine Wohngemach hinüber. Sie erhob sich, läutete dem Mädchen und folgte ihm dann an den Tisch unter der Hängelampe, auf dem noch die Zeitungen zerstreut lagen.

Esther entfaltete sie langsam, eine nach der anderen. Als sie die Stelle gefunden hatte, die sie suchte, drückte sie sich in die Ecke ihres Lehnstuhles, stützte die Stirn in die Hand und las.

Und bald las sie nicht mehr, sondern schaute nur noch, — schaute in die enggedruckten, kurzen, schwarzen Spaltenzeilen hinein wie in eine weite dämmernde Fernsicht, in der Eberharts Gestalt wandelte und ihr winkte.

„Schmale dunkle Holzleisten umschließen ein seltsames Blatt," schrieb der Referent in seinem Kunstbericht, „— eine kleine Radierung mit breitem Rand. Ganz im Vordergrunde ein Stück Landes, nur eben ein Streifen, eine schlichte Heimat in hellem Garten. Und an dieses Gestade geschmiegt: das Meer. Seine Wellen haben sich heran gewiegt und im Zurückbranden ziehen sie ein kleines Fahrzeug mit wie im Uebermut, und der Wind, der seewärts will, hilft ihnen dabei; er bläst das Segel voll, so daß der Nachen hinausschießt wie auf machtvollen Flügeln. Der Mann im Nachen hat das Auge auch seewärts gewandt. Sein Wille ist wie der des Sturmes: mit ganzer Kraft hinaus! Auf machtvollen Flügeln. Aber seine Ruder ruhen. Ist nicht, wo er das Große glaubt, vielleicht nur das Grenzenlose? Vielleicht! Vielleicht wird er im nächsten Augenblick den Kopf nach der Heimat zurückwenden. Aber schon liegt sie klein und entfernt da, und mit immer breiteren Händen drängt der Sturmwind ihn weiter: es gibt keine Heimkehr. — Das

iſt: Einſame Fahrt. Die Radierung darf erzählen, und was dieſe erzählt, hört ſich an wie ein Schickſal. Das liegt in der Stimmung, welche durch die raffinierte Feinheit der Technik in allen Nuancen zur Geltung kommt. Man ſieht die Geſtalt des Mannes nur vom Rücken her, aber welch ein Ausdruck in dieſer Rückenlinie, — welch ein Abſchiednehmen in dieſer Geſtalt. Die Wellen unter dem Nachen weniger bewegt als am Ufer, und weiterhin immer lichter und ſtiller, und endlich wo ſie fern — fern den Himmelsrand ſtreifen, ſind ſie ganz fein mit leiſer, trockener Nadel gezeichnet. Und dann — darüber hinaus — verſagt der Stichel ganz und gibt der blaſſen, ſchimmernden Unendlichkeit Raum."

Eſther hob den Kopf und ſah mit zerſtreuten großen Augen zu ihrem Manne hinüber. Er ſaß über eine Zeitungsſpalte Politik gebeugt und ſtieß, aufmerkſam leſend, von Zeit zu Zeit den Rauch aus ſeiner Zigarre. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, beobachtete ſie ihn minutenlang. Sie bemerkte, wie die Aſche an der Zigarre lang wurde, ohne daß er dieſe aus dem Munde nahm, und wie endlich ein kleines graues Aſchengekräuſel auf ſeine Weſte niederſtäubte, deren oberſter Knopf offen ſtand. Und während ſie das alles wahrnahm, ſah ſie doch eigentlich nur Eberhart vor ſich, — ſah ihn in einſamem Nachen verſchlagen auf grenzenloſem Meer, — ja, einſam und ſturmverſchlagen, ſich ſelbſt aber ſah ſie in bequemer Zuflucht untergebracht und geſchützt.

Am Meer war ſie mehr als einmal mit Ebert geweſen. Das Landhaus nahe einer norddeutſchen Stadt, in dem die Pflegeeltern den größten Teil des Jahres zubrachten, lag nicht allzu weit vom Oſtſeeſtrande. Alſo

mit ſolchen Gefühlen und Stimmungen, Sehnſuchten und Bitterniſſen mochte Eberhart damals am Ufer geſtanden haben, dem Sturm zugehört und dem ſchrillen Schrei der Möwen und den ſchimmernden Dunſt der Ferne auf ſich haben wirken laſſen. Daran hatte ſie nie gedacht. Wenn ſie mit ihm am Meer war, dann hatte ſie ſich widerſtandslos einwiegen laſſen vom Rhythmus der Wellen, von dieſem urewigen Aufundnieder, das, gleich Atemzügen des Erdballs ſelbſt, die gewaltige Wogenbruſt hob und ſenkte. In ihrer Phantaſie ſchaukelte kein losgeriſſener Kahn, entführte kein brauſender Sturm in lockende Fremde, verwirrte ſie kein Schillern und Blenden wechſelnder Wellen. Alles ſchien ſich aufzulöſen in den rhythmiſchen Geſang des unendlichen Ganzen, — Wiegenlied und Hymne zugleich —.

Als es Zeit war, ſchlafen zu gehen, ſtand Eſthers Mann auf, gähnte nachdrücklich und legte ſeine Zigarre beiſeite. Er wußte genau, wie viel die Uhr zeigte, ohne hinzuſehen. Und er hatte ein gutes Recht darauf, früh müde zu ſein, denn früh mußte er wieder heraus und ein jeder ſeiner Tage glitt raſch und anſtrengend hin und kannte fürs erſte auch kein Ziel außer neuen Anſtrengungen und neu zu erklimmenden Sproſſen.

Eſther war leiſe hinaus gegangen, um in ſeinem Zimmer das Fenſter zu ſchließen; ſeitdem die unruhigen Zwillinge da waren, ſchlief ſie mit den Kindern allein. Wie ſie nach einer Weile zurückkehrte, nahm ihr Mann ſie in ſeine Arme und ſagte lächelnd:

„Du biſt noch immer wie ein Stück von ihnen dort — von deinen Pflegeeltern und dem ganzen Haus, — ein lebendiges Stück, das alles und jedes an ſeinem

eigenen Fleisch und Blut fühlt. Du bist eine treue Seele, Esther. Ich glaube, eine solche kleine Judenwaise — das wird ein eingeboreneres Familienmitglied als die Glieder der Familie selbst."

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und drückte den Kopf mit den schweren, dunklen Flechten gegen seine Schulter.

„Du hast ja nur geraucht und gelesen!" sagte sie verlegen, „du wünschtest wirklich gar nicht, dich zu unterhalten."

„Ich wünschte dich nicht zu stören!" entgegnete er mit gedämpfter Stimme, und er küßte sie.

* * *

Mitten in der Nacht wachte Esther auf. Irgend ein Traum, auf den sie sich gleichwohl nicht besann, weckte sie durch seine Wucht. Es war nicht ganz dunkel im Zimmer, der Kinder wegen brannte eine kleine verhüllte Nachtlampe. Aber ihr bleicher Schein schien das ganze Gemach nur mit lauter einzelnen gespenstischen Schatten zu füllen, mit ganz erstaunlich vielen Schatten, als habe er die vollkommene Finsternis nur in lauter Teile geteilt wie eine schwarze dicke Masse.

Esther legte sich auf den Rücken und schloß die Augen, doch konnte sie nicht wieder einschlafen. Ihre Gedanken fingen zu arbeiten an; sie dachte an die Radierung, an die alten Pflegeeltern, an die Liebe, die groß und zärtlich und sorgenvoll am erkrankten einzigen Sohn hing. Und er selbst erhob sich so deutlich vor ihren Gedanken; wie ein schmaler Schatten löste er sich aus der dunklen Ecke neben ihrem Lager los.

Schmal war er, ja wahrhaftig ſchmächtig genug mit ſeinen feinen Gliedern und ſeinem feinen Geſicht. Der Vater meinte von ihm, daß er einer feinen Federzeichnung gleiche. Seine Haltung fiel leicht ein wenig ſteif aus, wenn er nicht müde in ſich ſelbſt zuſammenſank, und es gab irgend eine Stellung, in der er etwas von einem alten Herrn an ſich hatte. Mitunter lachte er ſelber darüber.

Er mied auch körperliche Anſtrengungen, als ob er wirklich ein alter Herr ſei, und Eſther entſann ſich, wie ungern er weite Wege machte oder Pakete in der Hand trug. Eines Tages traf er ſie vor dem elterlichen Garten, als ſie, mit guten Gaben beladen, eilends zu den Armen des nächſten Dorfes hinüber wollte. Da rief er ſie an:

„Bleibe ſo ſtehen! Bleibe doch nur, bitte, ſo ſchwer beladen ſtehen! Du biſt ſchön wie ein Bild, wie du ſo daſtehſt, — ſo groß und ſo ſtark und ſo gut, — und mit ſo frohem Geſicht über alle deine ſchweren Schätze. — Biſt du eigentlich wirklich ſo gut? Biſt du eine heilige Eliſabeth oder dergleichen?“

Sie ſchüttelte den Kopf über ſeine Begeiſterung, die ſie ſtillſtehen hieß, anſtatt ihr etwas abzunehmen, und entgegnete ihm dann offenherzig:

„Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen, Ebert. Aber lache mich nicht aus, hörſt du? Ich habe die armen Leute nur lieb gewonnen, weil dein Vater ſie zum Gegenſtande ſeiner Kunſt macht. Ich habe ſteinerne und bronzene Arme lieb gewonnen, ehe ich die lebendigen Armen kannte. Begreifſt du das? Von ſeiner Kunſt verſtehe ich ja gewiß nicht viel, — oder von Kunſt überhaupt. Aber ſo viel verſtehe ich doch, daß die mageren, oft trau-

rigen Geſichter ihn mehr anziehen als die allerſchönſten, und daß ich ihm am nächſten bin unter denen, die darben und leiden und hart arbeiten.“

Dabei gingen ſie nebeneinander zwiſchen den Sommerfeldern hin, über denen die Lerchen jubilierten. Eberharts hagere nervöſe Hand ſtrich über die zitternden Aehren. Nach einer kurzen Pauſe ſagte er mit ſeiner wohlthuenden, ein wenig umflorten Stimme, die ſich nie ſehr laut erhob:

„Du irrſt dich über Vaters Kunſt. Die entſpringt gar keiner Weichherzigkeit und will auch gar nichts predigen mit ihrer Armeleute-Auswahl, — dazu iſt ſie viel zu hoch und rein und tendenzlos gemeint. Vater findet einfach im arbeitenden und oft auch darbenden Volk Gebärden und Körperlinien, deren Schönheit lauter zu ihm ſpricht als die konventionellen oder verhüllten oder verkümmerten Körperformen unſerer Stände. Das iſt eine Sache des Geſchmacks. Wenn aber ſeine Werke ſchon etwas predigen müßten, ſo wäre es nicht von einem mitleiderregenden Mangel, ſondern von einem unſere Schauluſt weckenden Beſitz des Volkes.“

„Aber all das Trübe und Elende?“ fragte Eſther. „Ich kenne es, ſeitdem ich ſie beſuche. Und auch er muß ſie ja aufſuchen.“

Eberhart verſetzte zögernd:

„Ja, er gibt ihnen in ſeinen Werken eben mehr Schönheit, als ſie haben. Er ſieht mehr, als vorhanden iſt. So ſind Vaters Augen. Mit ſolchen Augen ſieht man ſtets, was man ſehen will, was einem dienlich iſt. Ich beſitze keine ſolchen, leider. Mich würde es daher als Künſtler umbringen, mich mit ihnen zu befaſſen.“

Eine Zeitlang gingen sie schweigend weiter. Dann fragte Esther naiv:

„Möchtest du dir lieber unter uns glücklichen Menschen Modelle suchen?“

„Unter uns glücklichen Menschen?“ wiederholte er staunend und blieb vor lauter Erstaunen stehen. „Nein! ich würde wohl immer nur Arme finden. Aber es gibt auch ganz andere Arme, von anderen Qualen gequält und von anderen Fiebern verzehrt, — Arme, in denen alles gärt und nagt, was unsere Zeit in ihren modernen Menschenseelen hervorbringen will und noch nicht weiß, wie. Und auch von diesen Armen kann man sagen, daß sie die wahren Arbeitenden und dennoch ewig Unbelohnten sind, die für die Satten, Zufriedenen, Besitzenden rastlos voraus arbeiten, während diese sich auf dem Erworbenen und Ererbten ausruhen dürfen.“

Esther entsann sich so deutlich des Gesprächs, deutlich bis auf das leise Vibrieren seiner Stimme bei den letzten Worten. Aber so aufmerksam sie auch zugehört hatte, wußte sie ihm doch nichts zu entgegnen. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie man alles dieses, was er da sagte, in Stein sollte hauen können. So schwieg sie wieder.

Eberhart köpfte mit seinem Stock eine langstengelige Mohnblume, die sich weit aus dem Feldrain über den Weg beugte, und bemerkte in gereiztem Ton, in den er so oft verfiel:

„Du siehst: meine Kunst könnte niemals so deutlich zu dir reden wie Vater seine. Und selbst wenn du in diesem einzelnen Fall seine Kunst mißverstanden hast, — gleichviel, so wirkt sie doch auf dich, und also lebst du

mit ihr und in ihr. In meiner Kunst würdest du nicht leben. — Uebrigens existiert sie ja gar nicht."

Damit ließ er sie am Eingang des Dorfes allein weitergehen, denn in die Hütten und zu Kranken hineinzugehen, vermochte er nicht über sich. So lehnte er denn wartend an einer hohen Espe und schaute mit etwas zusammengekniffenen Augen angestrengt in die Höhe, wo irgend ein Vogel über ihm kreiste. Esther aber entfernte sich ruhig, froh, ein wenig ungeduldig die reichen Spenden zu verteilen, die sie im Arm trug.

Doch jetzt, heute abend, da sprach ja doch seine Kunst zu ihr, redete zu ihr aus einer fremden Schilderung seines Bildes. Seine Kunst hatte plötzlich für sie einen beredten Mund bekommen, und Esther kam es vor, als müsse sie jetzt an ihren Lippen hängen, als habe sie gar keine Zeit zum Schlafen. Eberhart hatte ihr noch so viel zu sagen! Wenn sie jetzt bei ihm sein könnte! Sie hatte ihn damals nicht verstanden, — hierin nicht und vielleicht in vielem nicht. Wäre sonst sein Leben eine „Einsame Fahrt" geworden? Und doch waren sie miteinander aufgewachsen, von Esthers achtem Jahr an. Und hatte sie nicht auch an ihm gehangen mit der ganzen Kraft ihrer Seele? Aber ihr war, als habe sie nur den Vater immer ganz verstehen können. So hoch er auch über ihr stand, besaßen sie doch eine verwandte Sprache.

Wenn der Vater am Meeresufer saß, dann lauschte er wohl auch auf den großen Rhythmus der großen Wogen und nicht auf das Locken der Ferne, dachte Esther noch, und dann schlief sie zu einem unruhvollen Schlummer ein.

Schon in aller Frühe wurde sie durch das Kindergezwitscher aus den beiden Wiegen zu Seiten ihres Bettes

geweckt, und trotz der schlechten Nacht erwachte sie frisch und kräftig, in immer dem gleichen wohligen Glücksgefühl über die lallenden Laute, die mit Morgengrauen als die allererſten Laute des Tages ihr Ohr zu treffen pflegten. Ihre nächtliche Unruhe kam ihr gar nicht mehr in die Erinnerung; den ganzen Vormittag war sie immer so vollauf in Anspruch genommen, daß ihre Gedanken nicht einmal Zeit gefunden hätten, über diesen warmen Thätigkeitskreis der weiblichen und mütterlichen Fürsorge überhaupt hinaus zu greifen. Aber heute ging ihr alles hastiger als sonst von der Hand, als ob sie über ihren stillen, sorgenden Beschäftigungen leicht etwas Wichtigeres versäumen könnte. Nachdem ihr Mann fortgegangen war und die Zwillinge gebadet hatten, wollte sie sich mit einer Arbeit zu ihnen in die Kinderstube setzen, — da ertönte scharf die elektrische Klingel im Flur.

Es war der Telegraphenbote. Er brachte ein Telegramm an sie von den Pflegeeltern. Er brachte eine Nachricht, die sie dort selbst wohl erst soeben erhalten haben mochten.

Eberhart war tot.

An einem Blutsturz gestorben. Gestern abend, als sie bei der Lampe saß und von seiner Radierung in der Zeitung las und sich zu ihm hin sehnte, — da war er schon tot — —.

Esther ging mechanisch zu ihren Kleinen hinein, sie hob das kleine Mädchen auf den Schoß und streichelte es geistesabwesend. Der Bube schrie ungeduldig; da griff sie in seine Wiege und schüttelte den grell bemalten Hampelmann vor dem Kinde, das nach Ebert genannt worden war.

Ebert war tot. Geſtorben im Moment, wo er ihr plötzlich deutlich zu werden anfing, gerade, als ob er ihr noch etwas ſagen müßte. Ein ungeheuer angſtvolles Gefühl von Verluſt und Verſäumnis ſchlug lähmend über ihr zuſammen; eine ſonderbare ſpitze Angſt ſaß ihr am Herzen, — keine Trauer.

Sie bekam heftiges Herzklopfen und dachte noch wie in halber Betäubung, daß ſie infolgedeſſen die Kleinen nicht wie ſonſt gegen Mittag nähren dürfe.

Und dann: daß ſie nach Hauſe ſchreiben müſſe. Nach Hauſe, wo Schmerz und Verzweiflung herrſchten, und grenzenloſes, untröſtliches Weh um den einzigen, über alles geliebten Sohn.

Sie konnte ſich die Mutter vorſtellen in dieſem Schmerz, — den Vater nicht. Sie konnte ſich nicht denken, wie er ohnmächtig und willenlos ſich vom Schickſal ſchlagen ließ.

Da ließ ſie den Hampelmann fallen und drückte ihr Geſicht in die dünnen blonden Härchen ihres kleinen Mädchens und weinte lange und ſchwer.

Sie vergrub ſich förmlich in ihr Mitleid mit den alten Eltern, um ihrem eigenen Leid nicht in die Seele zu ſchauen. Sie beweinte ja an ihm auch den Bruder. — Nur den Bruder? — Hatten ſie ſich nicht auch geliebt?

Nein, daran hatte ſie nie wirklich glauben können, ſie beſtritt es gegen ſich ſelbſt, ſie hatte es vor ſich ſelbſt geleugnet und zu vergeſſen geſucht. Wie konnte ſie auch daran glauben? Ebenſo unendlich ſelten wie ſie Eberhart ſtark und hoffnungsſicher und lebensfroh geſehen, ebenſo ſelten ſah ſie etwas davon, — daß er ſie liebe.

Aber jetzt überkam es ſie, jetzt, wo er nicht mehr

lebte, überfielen ſie alle jene ſeltenen, lebensvollſten Momente, als ſträube ihre Phantaſie ſich damit gegen ſeinen Tod und nähre und beſeele ihn mit allem Lebendigſten, das ſie kannte, wie wenn er ſich damit ins Daſein zurückretten ließe.

Er hatte ihr doch einmal ſtrahlend und lachend in die Augen geblickt und ihr die Hände geküßt und von ſeiner herrlichen Künſtlerzukunft zu ihr geſprochen. Sie ſaß am Fenſter und nähte. Aber über ſeinen Worten war die Näherei zu Boden geglitten, und ganz entzückt ſaß ſie da und lauſchte dieſem beredten Strom des Lebens, der plötzlich einmal von ihm ausging, bis ſie tiefatmend ſagte:

„O, Ebert, wie herrlich muß es ſein, ſchaffen zu können! Und wie viel wirſt du gewiß noch ſchaffen und wie Großes!“

Da beugte er ſich von der Fenſterbrüſtung, an der er lehnte, zu ihr herab, ganz nah zu ihr, ſo daß ſie ſeinen Mund dicht über ſich ſah, — dieſen ſchwungvoll modellierten, bartloſen, zarten Mund, den ſie ſo liebte.

„Weißt du, was dazu gehören würde, Eſther?“ fragte er viel leiſer, „weißt du, was ich dazu haben müßte? Ich müßte einen Menſchen ſo ganz beſiegen können, daß er voll Enthuſiasmus an mich glaubt und zu meinen Werken aufſchaut, als ſeien ſie ſchon geſchaffen. Siehſt du, daraus würde ich Selbſtvertrauen ſchöpfen! Doch wenigſtens *einmal* geſiegt haben, mich einmal als Herr und Meiſter fühlen! Du weißt nicht, wie klein und matt es macht, immer nur zu bewundern und zu verehren!“

Das Letzte fügte er kaum vernehmbar hinzu. Eſther regte ſich nicht. Seine Hände umklammerten feſter die ihren, ſeine Blicke tauchten tiefer in die ihren. Ein

ſchwacher Herbſtregen ſchlug an das Fenſter und verfinſterte das Gemach.

„Mache mich zu d e i n e m Herrn und Meiſter, — ü b e r d i c h — dann werd' ich es auch in der Kunſt!“ murmelte Eberhart. „Sprich mir nach: mein Herr und Meiſter.“

„Mein Herr und Meiſter!“ ſagte Eſther hingeriſſen.

„Liebe, liebe Eſther. Liebe — Eſther! Jetzt haſt du einen Zauberſpruch geſagt, weißt du das auch? Wie ſollte der nicht ſtark und groß und ſiegreich auftreten, dem du dich beugen und geben willſt?“ — — —

Seine Stimme klang voll Glück.

Damals wähnte ſie ſich von ihm geliebt. Damals ſtreckte ſie ſich demütig und verlangend dieſer Liebe entgegen. Warum war es bei dieſer einzigen ſeligen Stunde geblieben? Warum konnte er ſie nicht feſthalten?

Eberhart verbrachte die nächſte Zeit in der Stadt, beim Vater im Atelier; der Vater erzählte, er arbeite ſo angeſtrengt, daß er keine Ruhe habe, heimzufahren. Als er dann aber kam, ſah er ebenſo müde und unruhig aus wie früher.

Eſther erwartete ihn am Gitter. Und dann gingen ſie ſchweigend, Hand in Hand, tiefer in den herbſtlichen Garten hinein, auf deſſen Kieswege das bunte Laub ſanft und leiſe, wie im Traum, niederfiel, ohne daß es ein Windhauch geſtreift.

Und plötzlich fuhr er auf:

„Es iſt wahnſinnig, ſo zu leben! Ich möchte tauſendmal lieber tot ſein. Lieber tot ſein als ein Stümper!“

„Du biſt kein Stümper!“ ſagte ſie traurig. „Du wirſt ſchon noch leiſten können, was dir vorſchwebt. Denke doch nur daran, was du geſtern geſprochen.“

„Gesprochen!“ wiederholte er und lachte nervös. „Jawohl: Worte gemacht. Handelt es sich um Worte?“

Und vor der alten Gartenbank, die unter breiten, rostbraun gefärbten Kastanien stand, setzte er sich nieder und zog Esther neben sich.

„Alles das war Unsinn, Esther, alles das war nur Sehnsucht. Ohnmächtige Sehnsucht, weißt du? Ach, ich bin so müde! Ich kann nicht so hinleben neben dem Vater, ich tauge nicht einmal dazu. Nicht einmal zum Handlanger. Zu nichts!“

Sie wollte etwas erwidern, ihn trösten, aber da fühlte sie seinen Kopf niedergebeugt auf ihren Hals und am Halse fühlte sie seine Thränen. Tief erschüttert schwieg sie still. So hatte sie Eberhart nie gesehen, so hatte er sein Innerstes niemandem gezeigt. Er weinte lautlos, sein ganzer Oberkörper zitterte dabei, und sie regte sich nicht; es war das erste Mal, daß sie einen Mann weinen sah, und fast erstaunte es sie, daß es ganz ebenso sein sollte, wie auch Frauen weinen. Ein grenzenloses Mitleid mit ihm überkam sie.

So saßen sie lange aneinander geschmiegt, und er klagte leise und sie tröstete leise, so gut sie es verstand. Und es kam ihr auch vor, als ob er ruhiger würde und sich gerne zureden ließ. Als es anfing feucht und kühl zu werden, strich sie ihm zärtlich über das Haar, wie einem großen lieben Kinde, und mahnte zum Aufbruch.

„Du kannst dir schaden, wenn du länger bleibst,“ sagte sie und erhob sich von der Bank, „und im Hause suchen sie uns gewiß schon.“

Eberhart fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sah mit seinen noch geröteten Augen verwundert auf,

als besänne er sich erst jetzt wieder auf die Gegenwart. Und mit einemmale sah sie deutlich, wie etwas Gereiztes in seinen Blick trat, beinahe etwas Feindseliges. Und dabei fixierte er sie doch, sein Auge glitt langsam über ihre Gestalt und ihr Gesicht hin, ablehnend, kalt und mit so fremdem Ausdruck, daß Esther dunkel errötete.

„Was ist dir nur?“ fragte sie bestürzt, „ist etwas geschehen?“

„Geschehen? Nein, wieso?“ entgegnete er verlegen und zornig, „wieso geschehen? Weil ich dich anblicke? Du bist wunderschön, Esther, für unsere Künstleraugen, — untadelig schön. Daher blickte ich dich an. Darf ich nicht? Also dann verzeih.“

Damit ließ er sie stehen und ging ins Haus.

Was hatte sie gethan? wodurch ihn verloren? oder vielleicht ihn gar nicht besessen? Begreifen konnte sie diese Wandlung niemals, aber eine Ahnung ging ihr schon damals dunkel durchs Herz, als sie am Abend desselben Tages in das Wohnzimmer gehen mußte und Eberhart dort auf einem Schemelchen bei seiner Mutter kauern sah. Die beiden sprachen gar nichts miteinander, — die Mutter war eine liebe, einfache Frau, der wohl nur seine frühesten Kinderjahre wahrhaft gehört hatten und die im Hause allzu bescheiden hinter den anderen zurücktrat. Sein Kopf lag auf ihrem Schoß und ihre welke Hand auf seinem Kopf.

Wie er Esther kommen hörte, schnellte er empor, trat ans Fenster und rückte seinen Anzug zurecht. Er war errötet.

Es entsetzte ihn also, sich hier so von ihr finden zu lassen. Haßte er sie denn? —

Oder haßte er vielleicht ſich ſelbſt, weil er ſich vorhin bei ihr ausgeweint hatte, — bei ihr, der gegenüber er ſo gern der ſtarke, ſiegende Mann, der ſtarke, ſiegende Künſtler ſein wollte, — der „Herr und Meiſter“?

So oft ſie fortan ſeinem Blick begegnete, war es immer der gereizte oder feindſelig ablehnende Blick, der ſie traf, und nie mehr kamen ſie ſich warm und herzlich nah. Erſt als Eberhart nach dem Süden geſchickt wurde, begann er in ſeinen Briefen nach der ehemaligen Eſther zu ſuchen und zu rufen, die ihm von klein auf Geſpielin und Freundin geweſen war. Niemals erinnerte er ſie mehr an jene beiden ſonderbaren Tage. Aber er ſchrieb doch ſo, wie man einem ſehr teuren Menſchen ſchreibt, dem man abgeriſſene Blätter und Worte, Tagebuchnotizen, Banales und Tiefgehendes wahllos durcheinander ſenden kann. Sogar Erörterungen künſtleriſch-techniſcher Natur kamen vor, von denen Eſther nichts verſtand. Sie hörte mit feinem Ohr dieſen einſamen, ſehnſüchtigen Ton aus allem heraus, antwortete einfach und ſchweſterlich und betrachtete ſich mehr als die Verwalterin wie als die Beſitzerin der empfangenen Blätter. Mit ihrer Verlobung wurde auch dieſer Briefwechſel flüchtiger, dann ſchlief er ein.

Nun hatte Ebert alſo niemanden gewußt, zu dem er noch reden konnte. Er war ganz vereinſamt.

Und endlich ſtarb er.

Nun brauchte er keinen mehr.

Aber Eſther fühlte ſich wie eine Schuldige an ſeiner Vereinſamung. Mit nie da geweſener Gewalt, gebieteriſch drängte ſich die Erinnerung an Eberhart — jetzt, wo er tot war — in ihr Leben, in ihr geheimſtes Leben.

Eſther erhob ſich; ſanft nahm ſie das kleine, in ihren

Armen eingeſchlummerte Mädchen auf und bettete es in die Wiege. Die alte Wärterin kam herein und machte ſich fürſorglich mit dem anderen Baby zu ſchaffen; während ihr Kopf in der großen weißen Haube ſich über das Kind beugte, ſchaute ſie ein paarmal mit klugen fragenden Augen zur jungen Frau auf. Aber Eſther bemerkte es nicht; ſie ſtand in Gedanken verloren am breiten Fenſter und ſtarrte auf die helle, laute Straße hinaus, in der im lärmvollſten Mittagsverkehr die Menſchen ſich drängten und die Fuhrwerke durcheinander raſſelten.

Sie nahm nichts Einzelnes wahr, nur die kalte geſchäftsmäßige Haſt des geſamten Bildes, die alles Einzelne verſchlang und in den allgemeinen Trubel einordnete. Da bemerkte ſie einen braunen, verwahrloſten Pudel, der herrenlos zwiſchen den Droſchken und Pferdebahnen umherlief und verſchiedene Paſſanten prüfend anſchnupperte. Sein verwirrtes Lockenfell hing ihm ungeſchoren tief über die Augen, ſo daß er immer erſt mühſam den Kopf hochheben mußte, um deutlich etwas zu erkennen. Manche ſtießen ihn mit einem Fußtritt beiſeite, ein paarmal ſchlug ein Kutſcher mit der Peitſche nach ihm und das Hinterrad ſtreifte ſeinen Rücken, ohne ihn jedoch zu erfaſſen. Eſther blickte zerſtreut auf die ratloſen, ängſtlichen Bemühungen des Tieres, das ſich endlich reſigniert mitten auf den Straßendamm niederließ und vertrauensvoll ſein Schickſal erwartete. Halb geiſtesabweſend dachte ſie: „Jeder andere Raſſenhund würde ſeine Schnauze an den Boden drücken und zielbewußt ſeinen Herrn verfolgen, und der Pudel, dieſer klügſte des Hundegeſchlechts, hat ſo ſchwach entwickelte Inſtinkte, daß er ſich wehrlos vom vorüberhaſtenden Leben niedertrampeln läßt, während er daſitzt

und tiefſinnig nachſinnt, wo ſich ſein Herr und ſein Ziel wohl befinden mag?“ Aber je länger ſie hinſah, deſto mehr wurde ihr zu Mute, als ob aus dem Elend des armen Hundes etwas zu ihr aufſchriee mit menſchlicher Stimme und Gewalt.

Und mit unwillkürlichem Entſetzen faßte ſie nach dem Fenſtergriff, wie wenn es bei ihr allein ſtände, Rettung zu bringen — —.

* * *

Inzwiſchen war ein grauhaariger Mann im Reiſerock und ſchwarzem Schlapphut in das Haus getreten. Er läutete an der Wohnung, ließ ſich aber Eſther nicht anmelden, ſondern ging ſogleich in das Kinderzimmer hinein und leiſe auf die beiden Wiegen zu.

Eſther hing ſchon an ſeinem Halſe.

„Daß du kommſt, Vater!“ flüſterte ſie und ſah ihn mit angſtvollen, zärtlichen Augen an und küßte ihn immer wieder, „reiſeſt du — hin?“

Er nickte und beugte ſich einige Augenblicke über die Wiege, in der der Bub lag, und ſchaute ſchweigend auf das kleine vom Schlaf gerötete Geſicht zwiſchen den blauen Vorhängen.

„Ich reiſe ſchon in wenigen Stunden weiter,“ ſagte er dann und richtete ſeine etwas ſchwere, mittelgroße Geſtalt auf, „ich muß dorthin, — ihn mit mir in die Heimat nehmen, weißt du.“

„Ja, ihn der Mutter bringen, nicht fremder Erde überlaſſen. Aber konnteſt du jetzt fort von der Mutter? Wie trägt ſie es?“

Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. „Die

Mutter hat es erwartet. — Denke nur, ſie hat es wirklich erwartet. Seine Briefe mögen ja ſo geklungen haben, aber wie kann man ſo etwas herausleſen und ſich hineinfügen? Begreifſt du das? Siehſt du, ich glaube, ſie hat ſchon getrauert und ihn beweint, ehe er — ehe er tot war. Und jetzt ſtellt ſie alle ſeine Bilder um ſich auf und verſinkt ganz in ihre Erinnerungen. — Eſther, es iſt ſchrecklich, das anzuſehen. Zu ſehen, wie ſie es ſchon ſo vollkommen begriffen hat, daß er — daß er — gar nicht mehr iſt.“

Eſther führte ihn von den Kindern fort in ihr kleines Wohngemach, wo ſie ungeſtörter waren. Dort ſetzte ſie ſich zu ihm und nahm ſeine Hand in die ihren.

„O daß du da biſt!“ ſagte ſie wieder; „es iſt ein ſolcher Troſt, dich da zu haben. Mir iſt es ein Troſt. Es war entſetzlich, mit der Nachricht ſo allein zu ſein.“

Er ſenkte den Kopf ein wenig und brütete vor ſich hin und ſchwieg. Er und Eſther hatten einander ſehr geliebt und ſich immer verſtanden. Sie empfanden es wie eine Zuflucht, in dieſer Stunde beiſammen ſitzen, ſchweigen zu können.

Eſthers Blick hing am Geſicht des Vaters. Es ſah weniger ſchmerzvoll aus als beſtürzt, erſtaunt. Seine Augen, helle, faſt kinderhaft lichte und hellblickende Augen, ſchauten unter den buſchigen, graugelben Brauen mit einem ſonderbaren, verwunderten Ausdruck hervor. Eſther fiel unwillkürlich ein, wie ſie einmal in der Nacht geträumt hatte, ein ihr lieber Menſch ſei auf ſchreckliche Weiſe zu Grunde gegangen, und wie im Traum ihr erſtes Gefühl nur eine einzige, entſchiedene Ableugnung der ſchrecklichen Thatſache geweſen war. Von dieſer geſpannten, heftigen Willensanſtrengung war ſie plötzlich erwacht.

Ein ſolcher Ausdruck, etwas von der Ableugnung eines furchtbaren Traumes, ſtand im Geſicht von Eberharts Vater geſchrieben. Das Herz krampfte ſich ihr zuſammen und in ihre Augen traten Thränen. Er konnte ja, wie er auch innerlich dagegen anrang, von dieſem Traum nicht erwachen.

Da hob er den Kopf, ſtreichelte ihre Hand und ſagte unvermittelt:

„Nicht wahr, du haſt vor zwei Jahren mit Eberhart viel korreſpondiert? Er ſchrieb nur dir ſo — ſo wie ihm eben zu Mute war. Nicht wahr?“

„Ja,“ entgegnete ſie zögernd.

„Ich weiß es. Ich weiß, es ſind die einzigen Worte Eberharts, in denen er ſelbſt ſteckt. Er war vor mir verſchloſſen. Zu Hauſe vielleicht auch vor dir. Die Entfernung von dir riß ihn auf. Sie that da etwas ſehr Schmerzhaftes an ihm, aber ſie riß ihn auf.“

Eſther errötete dunkel. — Sie antwortete nicht.

„Gib mir die Briefe zu leſen, Eſther, — jetzt, hier.“

Sie erhob ſich mit heftig klopfendem Herzen vom Seſſel.

„Das iſt nicht dein Ernſt, Vater! Du weißt, daß Eberhart vorausſetzte, niemand ſollte dieſe Briefe je ſehen. Und dann — dann war auch manchmal ein kleiner Zwieſpalt zwiſchen euch, — du weißt es, — und Eberhart war manchmal erregt, wenn er ſchrieb.“

Der Alte machte eine weite, müde Handbewegung.

„Ach, Kind, was das anbelangt; was da war, mußte ſo ſein, wer will das menſchlich richten! — — Aber das andere, was du da ſagſt: daß dieſe Briefe nur für dich beſtimmt waren, — ja, ich weiß, ich weiß —.“ Er

erhob ſich ebenfalls und wie ſie Auge in Auge einander gegenüberſtanden, fügte er laut und mit überzeugter, eindringlicher Stimme hinzu:

„Eſther! eben darum — gerade darum! In den Briefen iſt ein Stück von Eberharts Seele verſchloſſen. Ich muß ſie haben, in ſie hineinſchauen, — mit oder ohne ſeine Einwilligung. Was habe ich von den Bildern, welche die Mutter um ſich aufſtellt? Ich ſehne mich nach dieſem Bilde von ihm. Gib es mir heraus!“

Eſther weinte. Es war etwas in ſeinen Worten, was ſie erſchütterte. Gerade wie ſie ſelbſt, ſchlich er erſtaunt und geängſtigt um dieſen Toten und wollte ihm ins Herz ſchauen — und ſein Rätſel löſen — und ihn verſtehen.

Der Alte nahm ihr Geſicht in ſeine Hände und zwang ſie ſanft, ihn anzuſehen.

„Es koſtet dir einen Kampf,“ ſagte er weich, „vielleicht ſogar einen Gewiſſenskampf, der einen Stachel läßt. Aber kämpfe ihn durch und ergib dich drein. Gehorche mir, Eſther.“

Wann hätte ſie ihm nicht gehorcht?

Schweigend verließ ſie das Zimmer, und als ſie nach Verlauf weniger Minuten zurückkehrte, reichte ſie ihm mit geſenkten Augen den Stoß durch ein ſchmales weißſeidenes Band zuſammengehaltener Briefe.

Mit beinahe heftiger Hand griff er nach ihnen und trug ſie in die Fenſterecke, wo, tief in die ſchweren Vorhänge hineingedrückt, ein Seſſel ſtand. Eſther konnte es nicht über ſich gewinnen, dabei zu ſein; ſie ging hinaus und ſorgte dafür, daß inzwiſchen Erfriſchungen bereit geſtellt würden, ehe die Stunde der Weiterreiſe da war.

Erſt nach geraumer Zeit betrat ſie das Zimmer wieder.

Der Alte ſaß noch immer auf ſeinem Platz in der Fenſterecke und las in den Briefen, ohne Eſthers Eintreten zu bemerken oder zu beachten. Bisweilen ließ er das Blatt, in dem er gerade las, ſinken und ſchaute mit einem viſionären Blick vor ſich hin auf die ihm gegenüberliegende graubraune leere Wandfläche, als erhebe ſich dort vor ſeinen Augen etwas, das ſeine tiefſte Aufmerkſamkeit erfordere und ihn in hohem Grade reize.

So hatte Eſther ihn ungezählte Male im Atelier bei der Arbeit geſehen. Beinahe vergaß ſie bei ſeinem Anblick die eigentliche Veranlaſſung, die ihn in dieſen Briefen leſen ließ. Ganz war aus ſeinen Zügen die etwas ſtarre, gleichſam verwunderte Miene von vorhin gewichen. Aber auch keine Trauer lag darauf. Nur eine konzentrierte Geiſtesſpannung.

Eſther ſetzte ſich ſtill neben den Ofen auf den Rand eines Stuhles und ſah mit großen, ſtaunenden Augen zum Alten hinüber. Sie konnte nicht verſtehen, daß Eberharts Briefe nicht anders, aufregender und rührender auf ihn gewirkt hatten. Aber dieſer greiſe Kopf mit ſeinem ſeltſam machtvollen Ausdruck feſſelte ſie dermaßen, daß ſie ihren Blick nicht von ihm abzukehren vermochte.

Und wie ſie ſo ſaß und ihn ſtumm betrachtete, ging wunderbarerweiſe auch etwas von dem Troſt, den ſie inſtinktiv von ſeiner Anweſenheit erwartet hatte, von ihm aus, — gerade jetzt, wo er ſich gar nicht um ſie kümmerte. Denn das empfand ſie tief im Herzen: er, der Schwerbetroffene, war auf irgend einem Wege mit dem Tode fertig geworden, — er ging ſoeben dieſen Weg, während

er ſchwieg und las und vor ſich hinſchaute mit ſeinen kinderhaft hellen Augen. Auf irgend eine Art war er aus dem ſchrecklichen Traum erwacht, in welchem er ſeinen Sohn tot wiſſen ſollte. Wie er das vollbracht, wußte Eſther freilich nicht. Aber was ſie fühlte, war, daß Kraft und Frieden von ihm ausgingen und die geängſtigte Seele zu ihm ſich flüchten konnte.

Lange Zeit ſaßen ſie ſchweigend in der Stube.

Dann legte der Alte den letzten Brief zu den übrigen. Seine Augen leuchteten voll inwendiger Freude.

„Ich habe ihn nicht gekannt, wie er war; nein, ich habe ihn nicht gekannt!“ ſagte er, von ſeinem Eindruck ganz benommen, in ſich vertieft. „O mein liebes Kind, welche Schönheit wohnte in ſeiner Seele!“

Eſther ſtand unwillkürlich auf. Da wandte er ſich zu ihr und fuhr lebhaft fort:

„Es iſt voll von einer unendlichen Schönheit, was in ihm rang und was ihn gemartert hat, weil es heraus wollte zur Blüte, zu einer ſeltſamen, neuen Kunſtblüte. — Der Sieg war ihm gewiß.“ —

Eſther kam zu ihm und ſchmiegte ſich an ihn. „O Vater!“ ſagte ſie leiſe, „könnteſt du doch jetzt zu mir davon ſprechen! Könnteſt du noch hier bleiben!“

Das Bewußtſein, dicht vor der Weiterreiſe zu ſtehen, ſchien ihm jetzt erſt wiederzukommen. Er erhob ſich zerſtreut.

„— Hier bleiben? meinſt du? — Nein, Kind, das kann ich nicht. Ich muß heimreiſen, — weißt du, jetzt heimkommen zu meiner Arbeit. Ich ſehe ihn vor mir, — ich ſehe ihn licht und groß vor mir, — nie noch ſah ich ihn ſo, — nie noch ſah ich einen Menſchen ſo. Ich ſah den Menſchen nie ſo tief in die Seelen, — oder nur

in ganz einfache Seelen. Er — er hätte das wohl vermocht mit seiner mitzitternden, wunden, sehnsüchtigen Seele. Ihn will ich aufrichten wie einen Sieger! Dann kommst du, nicht wahr? und siehst ihn? Er soll sich selbst ähnlich werden, wie er es sich selbst nie geworden."

Voll bewegter, glühender Freude sprach er. Es war ganz unmöglich, zu denken, daß man ihn jetzt an den Zweck seiner Reise, an die Leiche des Sohnes erinnern könnte.

Esther grauste es fast.

„Vater! er ist tot!" wollte es in ihr aufschreien. Aber sie blieb stumm und schmiegte sich fester an ihn.

* * *

Tage, Wochen, Monate gingen hin. Der Winter kam früh mit Schnee und Stürmen und der Frost vereiste die Scheiben. Für Esther war es ein unmerkliches Weitergleiten des Lebens; es kam ihr oft vor, wie wenn sie daneben ganz für sich allein noch ein anderes Leben führe, das nichts zu schaffen hatte mit dem Wechsel der Jahreszeiten und den täglichen Beziehungen. Von Eberhart sprach sie selten. Denn wenn sie es ihrem Manne gegenüber einmal that, so empfand sie doch, daß er dabei nicht an dasselbe dachte, auch wenn er dieselben Worte für seine Gedanken benutzte wie sie. Ihm war Eberhart kaum bekannt gewesen und in seiner Art, von ihm zu reden, lag unwillkürlich viel liebenswürdige Freundlichkeit gegen Esther; in Wirklichkeit beschäftigte ihn jetzt sein Berufsleben und stellte erhöhte Forderungen an seine Zeit und Gedankenkraft. Aber sie dachte immer an Eberhart: sie lebte nur noch nach rückwärts, immer tiefer ins Vergangene hinein; die Erinnerung ging wie eine

Aehrenleſerin über Felder, die längſt gemäht waren, und hielt Nachernte und ſammelte — und ſammelte —. Manchmal geſchah es Eſther momentweiſe, daß ſie ſich bewegte oder eine Redewendung machte, wie Eberhart es gethan, dann fühlte ſie ſich froh angeregt, bis ihr die Urſache davon bewußt wurde — — und eine plötzliche Einſamkeit alles wieder entfärbte und begrub.

Eſther hing an ihrem Mann und den Kindern, aber als ſie heiratete, war immerhin die Enttäuſchung mit Eberhart ſchon vorangegangen. Vor ihrer Verlobung und noch über dieſe hinaus ſchrieb er ihr ja jene Briefe, die ſie dem Vater zu leſen geben mußte.

An einem ſolchen Tage, wo die zweifelnden Klagen, die Verzweiflung am eigenen Talent in einem neuen Briefe Eberharts Eſther beunruhigten und betrübten, hatte der Vater ihr zum erſtenmal vom Antrag ihres Mannes geſprochen.

Sie befand ſich in ſeinem Schlafzimmer, bemüht, ihm den rechten Arm, den er ſo ſehr viel brauchte und der etwas gichtleidend war, mit einer Salbe einzureiben.

„Du biſt geſchaffen zum Sorgen und Pflegen, zur Frau und zur Mutter,“ hatte der Vater geſagt und ihr über das Haar geſtreichelt, „du mußt auch früh heiraten, Eſther. Das iſt auch nicht genug für deine ſtarke, blühende Kraft: das Haus mit uns beiden Alten und dann Eberharts Klagelieder. Geht er nicht herum, als ob du ihm helfen ſollteſt?“

Sie wollte nicht gern vom Inhalt des Briefes ſprechen, aber weil ihr Herz ſchwer war von ſeinem Kummer und weil ſie doch an ſeine Zukunft glaubte, kam ihr das Wort auf die Lippen:

„Vater, er geht herum wie in Knechtsgeſtalt.“

„Du haſt manchmal Reden im Munde wie das alte Teſtament, Eſther. Laß dich nicht von Mitleid bethören. Ich will dir eines ſagen: jetzt gibt es Frauen, die ihre Männer ſtützen und leiten müſſen, und es gibt Männer, denen das gefällt. Das iſt der Selbſtmord der Frau.“

Sie errötete, aber gleichzeitig ging ihr etwas kühl über die Nerven. Vor ihrem Geiſte ſtand jene Scene, wo auf der Bank im Garten Eberhart ſich bei ihr ausklagte und ausweinte — —. Der Vater ſprach unbewußt aus, was ſie am tiefſten unſicher machen mußte. Es war, als ob auf ſein bloßes Geheiß Eberhart ſich zurückverwandelte in einen Bruder.

Inzwiſchen ſprach der Vater in heiterſter und aufgeräumteſter Weiſe weiter.

Er erzählte ihr davon, wie fröhlich es hier im Hauſe werden würde, wenn ſie einmal mit kleinen Pflegeenkeln zum Beſuch käme. Ganz merkwürdig genau wußte er, was für Enkel er ſich wünſchte, und auch wie ihr Vater beſchaffen ſein ſollte, wußte er. Er wollte Buben haben, aber auch ein Mädelchen ſollte dabei ſein, und das ſollte juſt ſo ausfallen wie Eſther ſelbſt, ſagte er zärtlich. Zuletzt ſteckte er Eſther mit ſeiner lebhaften Stimmung an, und während ſie da zuſammen im Schlafzimmer plauderten, er in Hemdsärmeln, ſie noch den Salbentopf in der Hand, malten ſie ſich wie zwei Kinder eine ganze helle, kinderfrohe Zukunft in allem einzelnen aus und glaubten ſelbſt voll Vertrauen an ihre eigenen Phantaſiegebilde.

Eſther fühlte ſich wie eine Braut, wie eine Frau und wie eine Mutter, ehe noch von des Vaters Lippen der Name deſſen fiel, den er für ſie gewählt hatte — — —.

Könnte ſie ihn nur oft ſo ſprechen hören, dann würde ihr leichter ums Herz werden, dachte Eſther jetzt oft bei ſich. Aber ſie hörte nichts von zu Hauſe. Die Mutter, die ohnehin ſelten und ungewandt ſchrieb, teilte nur einmal ausführlicher etwas mit: ſie erzählte von Eberharts Büſte, die ſoeben fertig geworden ſei und die man ihr hinausbringe, um ſie im Landhaus aufzuſtellen.

An dem Abend, wo Eſther dieſe Kunde erhielt, kam ſie leiſe in das Zimmer ihres Mannes, der am Schreibtiſch ſaß und Pläne und Berechnungen durchſah.

„Nun, beſuchſt du mich einmal, Liebſte?“ bemerkte er freundlich, ohne ſich ſtören zu laſſen.

Eſther kniete neben ihm am Tiſch hin und lehnte ihr Geſicht an ſeinen Arm. Sie ſagte leiſe:

„Laß mich auf ein paar Tage zu den Eltern reiſen. Ich ſehne mich dorthin.“

Ihr Mann legte ſofort den Bleiſtift nieder und ſah ſie lange nachdenklich an.

„Haſt du Briefe?“ fragte er.

„Einen kurzen von der Mutter. Sie iſt das Schreiben nicht gewöhnt, weißt du. So erfahre ich wenig. Der Vater ſchreibt nicht mehr. Mutter ſagt, daß er Tag und Nacht arbeitet. Seit er heimkehrte, arbeitet er ohne Aufhören, wie noch nie. Kaum kommt er noch zu ihr hinaus. Sie iſt ganz allein — —“

Eſther ſtockte. Dann aber, als habe ſich gegen ihren Willen eine falſche Motivierung ihrer Bitte in ihre Worte hineingeſchoben, fügte ſie noch leiſer hinzu:

„Er hat auch eine Marmorbüſte von Eberhart vollendet.“

„Und dieſe Büſte möchteſt du ſehen?“

„Ja, Georg. Ich habe alles überlegt, auch der Kinder wegen alles geordnet. Am dritten Tag will ich wieder zurück sein.“

Er nahm ihr Gesicht in seine Hände und hob es empor zu sich.

„Sage mir eins: würdest du auf der Reise bestehen, wenn ich sie unterlassen wünsche?“

Sie wurde ein wenig blasser. Aber ihre Augen blickten ihn fest und ergeben an. Ihr kam kein Gedanke daran, seinen Willen zu mißachten. Sie war die ganze Zeit in inneren Sorgen herumgegangen, die nicht ihn zum Gegenstande hatten, aber dieser Frage gegenüber fühlte sie sich wieder zurückversetzt auf den ihr zuerteilten Platz: nie hatte sie so tief und deutlich gefühlt wie in dieser Minute, daß der Vater sie nicht nur einem bestimmten Mann zugeführt habe, sondern in diesem einen dem Mann überhaupt, dem sie dienen und folgen wollen um jeden Preis als sein Weib.

„Dann reise ich nicht!“ sagte sie.

Er küßte sie auf den glatten, dunkeln Scheitel.

„Ich danke dir, Esther. Gewiß sollst du reisen. Morgen noch. Ich will dafür Sorge tragen, du Liebe. Was ich wissen wollte, war etwas anderes, das ich dich nicht geradeaus habe fragen mögen.“

Sie schloß ihre Hände um die seinen, die auf den Papieren ruhten.

„Was ist es, Georg?“

„Ich wollte wissen, ob du, wenn du nun reisest, — ob du auch wieder ganz als dieselbe zu uns heimkehrst, von den Eltern — — und von der Büste.“

Das Blut schoß ihr in dunkler Welle über Antlitz,

Hals und Nacken. Die Art, wie er „uns“ von ſich und den Kleinen zuſammen ſagte, rührte ſie ſeltſam. Plötzlich wußte ſie, daß auch er dieſe Zeit über gelitten und ihr Fernſein von ihm bemerkt und ſchmerzlich empfunden hatte.

Sie drückte knieend ihre Stirn gegen ſeine Hände.

„Ich war verreiſt, Georg, — aber ich bin wieder bei euch und zu Hauſe,“ ſagte ſie reuig. —

Gegen Mittag des folgenden Tages reiſte Eſther ab. Noch vor Einbruch der Dämmerung langte ſie an und fuhr mit einem Wagen in das Landhaus zur Pflegemutter hinaus, die ihr Kommen nicht erwartete.

Wie ausgeſtorben lag das lange einſtöckige Haus im weiten Schneegefilde; im Garten ſchienen die Büſche ihr kahles Strauchwerk mühſam hochzuſtrecken, um über den Schnee hinauszureichen, deſſen Laſt ſie niederdrückte; in den hohen Linden vor der Einfahrt krächzten ein paar Raben Willkommen und aus dem Hof erſcholl das freudige Gewinſel des alten Wächterhundes, der, wild an ſeiner Kette zerrend, einen befreundeten Ankömmling wittern mochte.

Die Magd, die Eſther geöffnet hatte, führte ſie durch einige leere, kalte Zimmer in das kleine Boudoir, wo die Mutter in ihrem Lehnſtuhl ſaß und ſtrickte, — ganz in ſich ſelbſt zuſammengeſunken und für die Vorgänge draußen bei der Anfahrt ſichtlich teilnahmslos. Um ſo unbegrenzter war ihre Freude beim Anblick der Pflegetochter; ſo heftig und ſtark äußerte ſich das Glück des Wiederſehens bei der alten Frau, die ihre Gemütsbewegungen immer ſehr verbarg, daß Eſther den Eindruck gewann, als habe ihr Kommen eine Tote erweckt, und ſie es heimlich bedauerte, ſich nicht angemeldet zu haben.

Das kleine Zimmer war noch wie ehemals, nur die vielen Bilder Eberharts aus ſeinen verſchiedenen Lebensjahren hatten ſonſt gefehlt. Um zwei von den Photographien hing ein welkes Kränzchen. Die Büſte hingegen war nicht zu ſehen in dieſem Gemach, wo Eſther ſie beſtimmt zu finden meinte.

„Sieh dir die Bilder an, Kind," bemerkte ihre Pflegemutter nach dem erſten Sturm der Begrüßung, „erinnerſt du dich ihrer aller? Sieh, auf dieſem iſt er noch ganz klein, ſo klein, daß du ihn noch nicht kannteſt. Mir iſt es das liebſte Bild. Damals gehörte er noch ſo ganz mir allein. Ebert ſaß gern auf meinen Knieen, — Geſchichten durfte ich ihm aber nicht erzählen —. Kannſt du dir das denken? Er erzählte mir welche. Vielleicht nicht eigentliche Geſchichten, aber doch ſo allerhand Seltſames, was er ſo nannte."

„Hier iſt alſo jetzt Eberharts Zimmer für euch," murmelte Eſther, und die Frage nach der Büſte wollte ſich ihr auf die Lippen drängen.

„Hier iſt Eberharts Zimmer nur für mich," unterbrach die alte Dame ſie in ſeltſamem Ton, „für Vater iſt Eberharts Zimmer wohl ſein Atelier."

„Wie meinſt du das, Mutter?"

„Ich meine nur, dort iſt er wohl mit ihm zuſammen, wenn er arbeitet. Er dachte ja auch nur an Eberhart, ſo lange er an der Büſte formte. Und ſeitdem arbeitet er ſo fort und fort, — er iſt ganz vertieft in neue Entwürfe und Gedanken, ſagt er, und fühlt ſich wie in ſeinen jungen Tagen. — Nein, hier ſitzt Vater nicht gern bei den Bildern und Kränzchen. Auch am Grab war er nicht mehr. Es ſteht noch das Holzkreuz, denke

dir. Und jetzt könnte doch schon ein Marmorstein aufs Grab.“

Esther küßte ihre Hände und suchte sie zu beruhigen. „Er denkt an ihn auf seine besondere Weise,“ sagte sie leise, „aber hast du die Büste nicht hier bei dir?“

Die alte Frau machte eine abwehrende Handbewegung, sobald Esther der Büste erwähnte.

„Hier? nein, hier ist sie nicht. Sie steht im vorderen Zimmer, wo ich nicht hinkomme. Die Büste kann ich nicht ertragen. Ueber der Büste hat er alle Trauer vergessen, — wenn du nur wüßtest, wie glücklich er jetzt ist. Den armen Jungen selbst, der da draußen liegt, hat er darüber ganz vergessen. — — Es ist auch gar nicht Eberhart, diese Büste, es ist gar nicht mein armer, blasser Junge. Er soll darauf noch nach dem Tode so aussehen, wie der Vater ihn haben möchte, damit er ihm Freude macht. — — Mir macht sie keine Freude, mir kann dieser Stein kein Trost sein. Ich habe ihn geboren, ich habe ihn verloren, mir bringt nichts ihn zurück . . .“

Nach den letzten Worten sank sie in ihrem Stuhl wieder ganz in sich selbst zusammen und sah so gramvoll und herbe aus, daß Esther das Herz weh that. Das hatte die große einsame Trauer aus dieser sanften, immer hinter dem Vater und seinem Willen völlig zurücktretenden Frau gemacht. Ja, sie war vereinsamt nach Eberharts Tode, aber nicht, weil sie den Vater seltener um sich hatte, sondern weil sie damit auch ihn aus dem Herzen verloren hatte.

„Geh nur und sieh es dir an,“ sagte die alte Frau müde, als Esther erschüttert still schwieg und wünschte,

ſie möchte die Mutter mit ſich nehmen können in ihr Heim und zu ihren Kindern, „geh nur und komme dann wieder zu mir. Es ſteht im dritten Zimmer. Du mußt es auch geſehen haben, wenn Vater zum Speiſen kommt.“

Eſther ging durch die angrenzende Eßſtube, durch eine zweite Wohnſtube und kam endlich in das ſogenannte Staatszimmer des Hauſes, das in gewöhnlichen Fällen ſelten jemand betrat. Da, dem Fenſter gegenüber, auf ſchwarzem Poſtament ſtand Eberharts lebensgroße Büſte.

Eſther ſtieß faſt einen Schrei aus, als ſie ihrer anſichtig wurde. Es war nicht mehr ſehr hell im Raum, aber keines weiteren Lichtes bedurfte es, um Eberhart in vollem Leben vor ſich zu ſehen. In Eſthers Bruſt zog ſich zitternd etwas zuſammen, etwas von Schmerz und jubelnder Freude, als erblicke ſie ihn wieder, einen Totgeglaubten, als begegne ſie ihm wieder, einem Auferſtandenen, hier in der kalten Stille des Zimmers, — — aber als einem, in dem alle irdiſchen Klagen verſtummt, alle zagende Verzweiflung ſtill geworden war, — einem zum Sieg Erlöſten.

Sie blieb ſtehen und atmete kaum. Dieſem Eberhart dort hatte die Hand des Vaters ſanft ſein Alltagsgewand von den Schultern genommen, das trübe, graue, in dem ſie ihn immer wandeln ſahen, ſie hatte ihm das Seelenfeierkleid übergeworfen, das er ſo ſelten vor den Augen der Menſchen trug, das er aber dennoch beſaß, tief verborgen beſaß in köſtlichem Schrein, als ſeinen geheimen Königsmantel und Purpur. Ja, das war er, der Eberhart jener flüchtigen Stunde, in der er Eſther von ſeiner herriſchen Liebe und ſeiner goldenen Zukunft

geſprochen, in der er an ſich ſelbſt als an ihren Herrn und Meiſter und an das Glück geglaubt hatte — — —.

Aber mit einem halben, kaum merklichen Lächeln ſah er über ſie hinweg, ein wenig aufwärts, wie in weite, lichte Fernſicht, und ſeine Stirn leuchtete in reiner Klarheit, und ſein zarter Mund ſchien zu beben im Rauſche eines, dem geoffenbaret wird —.

Und plötzlich begriff ſie es: er war ihr unmännlich vorgekommen, nicht Mannes genug geweſen und nicht fertig genug mit ſich ſelbſt, um ein Weib und ein Weibesglück wirklich zu meiſtern —: nur weil ſeine volle Manneskraft um ein Höheres und Weiteres, ja um ein Göttlicheres ſich noch blutig rang in unermüdlichem Kampfe.

Das hatte ſie damals nicht verſtehen können —, doch was lag daran? Er hatte einen Augenblick lang bei ihr Halt gemacht, ſie vielleicht einen Augenblick lang zu einem Siegeszeichen und Symbol ſeiner eigenen Seele gemacht —, doch an ihr lag nichts. Leiſe ſchwand die reuevolle Sorge, die heimliche Unruhe, ob ſie nicht gegen ihn gefehlt und ihn ſeiner Einſamkeit überantwortet habe, leiſe ſchwand die geängſtigte Trauer dieſer ganzen letzten Zeit aus ihrem Herzen. Und in Frieden nahm ſie Abſchied von Eberhart: noch einmal grüßte ihn ihre Seele —, und gab ihn hin an das Ganze des Weltalls, in dem er mehr bedeutete als ſie.

Sie trat von ihm zurück mit einer Gebärde der Ehrfurcht —, zurück in den Kreis ihres eigenen weiblichen Daſeins, der ſie eng und lieb umſpann, und den ſie ganz verſtand und dem ſie ganz gehörte.

In ihren Gedanken tauchte die Erinnerung an Eberharts Radierung „Einſame Fahrt“ auf, die ſie kurz vor

Eintreffen der Todesnachricht im Zeitungsblatt geſchildert fand. Und ſie gedachte des wundervollen goldenen Herbſttages, an dem Eberhart ſich einſchiffte zum Winteraufenthalt im Süden, — zu „einſamer Fahrt“. Da hatte ſie ihn zum letztenmal geſehen. Zum letztenmal ſtanden ſie zuſammen am Meeresſtrande, und er blickte zweifelnd und hoffend in die Ferne hinaus, und ſie lauſchte dem eintönigen Wellengemurmel, dieſem Rhythmus des urewig gebundenen gleichförmigen Auf und Nieder der Meereswogen, der ihr wie eine Hymne ſchien und wie ein Wiegenlied zugleich.

Da zog hoch oben ein dunkel ſchwankender Streifen über dem Meere hin, — eine lange Schar von Wandervögeln, die den Herbſt flohen, der Sonne entgegen. Sie ſchauten beide auf nach den ſchwebenden ſchwarzen Punkten.

„Sie verlaſſen wie du das Heimatsneſt,“ ſagte Eſther traurig.

Er hörte nicht hin. Blaß und ſtill hob er die Hand vor die Augen, ſchirmte ſie vor dem blendenden Licht und ſah weit — weit hinaus.

„Glaubſt du nicht,“ meinte er zaghaft, „daß es mit einer großen Sehnſucht iſt, wie mit dem Zug der Vögel nach Süden: — ein Zeichen, daß es ſchon irgendwo blüht —?“

Zurück ans All.

Faſt ein jeder, der ihr begegnete, wandte den Kopf nach ihr um, doch hätte keiner zu ſagen gewußt, was an ihr auffiel. Selbſt im gar nicht extravaganten Königsberg mußte ihr engliſcher Promenadenanzug für das Muſter korrekter Kleidung einer Dame beſten Standes gelten, die an dieſem wolkenloſen Septemberabend im Schein der untergehenden Sonne noch ein wenig durch die ſtark belebten Straßen ging. Ihre fein gebaute, ſchmächtige Geſtalt mit ſchmal abfallenden Schultern bewegte ſich läſſigen Schrittes vorwärts, und nur ganz ſelten ſchaute ſie auf; wenn es jedoch geſchah, verlor ihr großer, ruhiger Blick nie den Ausdruck tiefſter Gleichgültigkeit für das Getriebe der Menſchen und Wagen um ſie. Wenn ſie den Straßendamm überſchritt, ohne um ſich zu ſehen, konnte man jedesmal meinen, es ſei ein günſtiger Zufall, daß ſie nicht überfahren worden ſei. In der rechten Hand, die im Wildlederhandſchuh ſteckte, trug ſie einen dicken graubraunen Büſchel, der ſich nicht deutlich erkennen ließ, und ſchwenkte ihn im Gehen unmerklich hin und her, wie jemand, der von einem Landausflug an dieſem ſommerlichen Herbſttage etwas Schönes mitgebracht hat und nun mit ſeiner Freude und ſeinen Gedanken noch daran haftet, während ſchon die Stadt ihn umſchließt.

Der leichte Abendwind ſpielte mit ihrem weichen braunen Haar, das ſie offen trug, und das unter dem kleinen Herrenſtrohhut über den Nacken bis knapp an die Schulterlinie fiel, wo es ringsherum ſchlicht abgeſchnitten war, ohne ſich natürlich zu wellen oder durch Kunſtmittel gelockt zu ſein. Die ſchon vereinzelt auftauchenden Lichter hinter den Schaufenſtern und in den Straßenlaternen warfen gelbe, unruhige Reflexe über ihr Geſicht mit ſeinen noch jugendlichen Zügen. An der weit geöffneten Thür eines großen Obſt- und Delikateſſenladens, der auch bereits hell erleuchtet wurde, blieb ſie ſtehen. Sie beugte ſich über die gefüllten Fruchtkörbe, die zu Seiten der Thürpfoſten ausſtanden, nahm prüfend einen Apfel, eine Pflaume in die Hand und ein Ausdruck faſt heiterer Geringſchätzung zuckte dabei um ihren Mund. Einer der Ladengehilfen in weißer Schürze kam heran und wollte ſie nach ihrem Begehr fragen, aber als der Inhaber der Handlung, ein ſtarker, behäbiger Mann, der an der Kaſſe ſtand, ſie draußen bemerkte, ging er ſofort auf ſie zu, ſchob den dienſtbefliſſenen Jungen beiſeite und begrüßte ſie mit tiefer Ehrerbietung.

„Ich fürchtete ſchon, daß gnädiges Fräulein wieder abgereiſt wären, ohne noch einmal vorzuſprechen," ſagte er.

Sie richtete ſich aus ihrer gebeugten Haltung auf, erwiderte ſeinen Gruß mit einem Nicken und trat auf die Schwelle des Raumes, in dem es aufdringlich nach Obſt, Fiſchen und Gewürzen roch.

„Zeigen Sie mir doch einmal Ihre Haſelnüſſe!" äußerte ſie und hob zugleich die Hand mit dem dicken Büſchel hoch. Der Ladeninhaber griff haſtig danach. Es war ein Haſelnußbüſchel, an dem die Nüſſe in ihrer

zackigen Blattumhüllung in riesiger Größe, doldenförmig, wie Beeren an der Weintraube, saßen.

„Gott, o Gott!“ rief der Ladeninhaber.

Inzwischen hatte der Junge eine Handvoll Haselnüsse aus einer gefüllten Tonne herbeigebracht und bot sie dem Fräulein hin. Sie ließ sie durcheinander kollern und lachte vergnügt auf.

„Solche armen, kleinen Dinger! Ohne jede rechte Pflege aufgewachsen!“ sagte sie in einem Ton, als spräche sie von verwahrlosten Proletarierkindern, und fügte hinzu:

„Also, Herr Gesellius, es ist abgemacht? Mehr als den genannten Absatz habe ich nicht zu vergeben. Ich war meiner Sache sicher und habe schon im Frühjahr die meisten Geschäfte perfekt gemacht. Nur der überreichlichen Ernte ist es zu danken, daß ich auch mit Ihnen noch eins abschließen kann.“

„Gewiß, gewiß!“ beeilte sich der Inhaber zu erwidern und blickte den braunen imponierenden Büschel fast in Ekstase an, — „mein Gott, hätt' ich's früher gewußt! Ich könnte ja viel mehr anbringen. Aber nicht wahr, außerdem schicken gnädiges Fräulein mir noch die versprochene Aepfelprobe?“

Sie nickte und wandte sich zum Gehen. „Jawohl,“ bestätigte sie, „und was ich Ihnen noch sagen wollte: mit dieser Größe und Güte der Haselnüsse ist eine Neuerung verbunden, die diese Saison wahrscheinlich auch hier in Königsberg durchschlagen wird. Diese verachteten Nüsse, welche man bisher höchstens Kindern zu knacken gab, werden jetzt Tafelobst. Sie nehmen endlich die ihnen gebührende Stellung ein. Man serviert sie, wie sie am Strauch wachsen, in solchen bizarren Büscheln. Sie sollen

ſehen, es wird Modeſache. In Kopenhagen, wo ſie es mir ſeit den erſten Probeſendungen nachzumachen verſuchen, da iſt es bereits ſo gut wie eine Modeſache —."

Die letzten Worte richtete ſie noch von der Straße her zu dem ſie unter vielen Bücklingen hinausgeleitenden Mann. Mit einem weit helleren, weit weniger anteilloſen Geſicht ging ſie dann die Straße hinunter, ihrem ganz nah gelegenen Hotel zu. Unterwegs zog ſie ihre Uhr und beeilte, nachdem ſie einen Blick darauf geworfen, ihren läſſigen Schritt.

Als ſie in das Hotel eintrat, kam der Portier ihr entgegen und meldete, daß in ihrem Zimmer zwei Damen auf ſie warteten; „die eine ſchon ſeit geraumer Zeit," ſetzte er hinzu.

Der helle Ausdruck ſchwand aus ihren Augen, ſie ſtieg müde die kurze Treppe hinauf und betrat ihre Stube mit einer Miene ſo ſtarrer Gleichgültigkeit, daß es wie ein kühler Lufthauch von ihr auf die beiden anweſenden Damen auszugehen ſchien. Dennoch ſprang die eine von ihnen, ein hübſches, blondes junges Mädchen, lebhaft auf und ging mit ausgeſtreckter Hand auf ſie zu, ſichtlich erfreut und in herzlichem Tone ausrufend:

„Couſine Irene! wie froh bin ich, dich wiederzuſehen! Ich hätte dich doch überall gleich wieder erkannt, trotz der ewig langen Zeit. — — — Weißt du, ich ließ mich nicht abweiſen, weil —"

Irene drückte die ihr dargebotene Hand, aber ließ ſie ſchlaff gleich wieder aus der ihren gleiten und fiel ein:

„Ich danke dir, Ella. Ich habe mich ein bißchen verſpätet, die Schuld liegt an mir. — — Die Damen

kennen ſich wohl noch nicht? — Ella Werner, meine Couſine, die morgen mit mir zuſammen auf das Gut unſers Onkels reiſen ſoll, — Frau Doktor Fuhrberger, aber bitte: Doktor durch ſich ſelbſt, nicht durch den Mann, — eine unſerer deutſchen Frauenführerinnen, die hier in Königsberg den armen Frauen durch ihre Reden den Kopf heiß machen will."

Frau Doktor Fuhrberger, eine kleine, ſehr volle Frau, deren weibliche Korpulenz ihrer Herrenweſte mit der flach geſtärkten Leinenbruſt und burſchikoſen Krawatte gewiſſermaßen humoriſtiſch widerſprach, ſchüttelte tadelnd den Kopf.

„Nein, — nein, von Ihnen, Fräulein von Geyern, grade von Ihnen iſt dieſer Spott etwas wie ein Sakrilegium. Nämlich von allen Frauen der Welt müßten grade Sie ſich in aktivſter Weiſe an unſeren Beſtrebungen beteiligen. Ich fühle es, — ja, ich möchte ſagen: ich wittere es, — und ich weiß auch durch ein Wort von Ihnen, das Ihnen neulich entſchlüpft iſt, wie Sie über die Männer denken und wie ſympathiſch wir uns berühren."

Irene von Geyern hatte ihren Hut abgelegt, ſich ihren beiden Gäſten gegenüber tief in einen weichen Seſſel hineingedrückt und ſtreifte langſam ihre wildledernen Handſchuhe von den Händen.

„Weil ich gegen die Männer bin, bin ich noch lange nicht für die Frauen," bemerkte ſie achſelzuckend, aber leiſe, müde, ohne den vorherigen Anflug von Ironie in der Stimme, als fürchte ſie einen läſtigen und ſie langweilenden Streit.

Frau Doktor Fuhrberger ſah ſie lächelnd und ſieges-

gewiß an, voll Luſt und Kraft zum allerlängſten Disput, und entgegnete herausfordernd:

„Wer wie Sie denkt, wer wie Sie ſeinen Platz männlich ausfüllt und ſeinen Mann ſtellt, der hat auch ſchon Sehnſucht verſpürt, gleichviel, ob er es eingeſtehen mag oder nicht, — alle Rechte der Männer teilen zu dürfen, um es ihnen gleichthun zu können. O, glauben Sie nur: wir ſchauen auch der uneingeſtandenen Frauenſehnſucht ſcharf ins Herz.“

„Wirklich?“ fragte Irene mit ihrer matten Stimme und in ihre großen, ruhigen Augen trat eine ſeltſame Traurigkeit, die weit, weit vom Spotten entfernt war, „ja, das mag ja ſein, doch in mir täuſchen Sie ſich mit Ihren Hoffnungen und Anforderungen. Mich reizt nicht, was Männer beſitzen. Mannesrecht iſt ja, alles mitzumachen, — und ich mag nichts mitmachen.“

Ihre Couſine Ella, die während der Unterhaltung mit dem fremden Gaſt von ihr mit einem Anſtrich verwandtſchaftlicher Intimität zurückgeſetzt worden war, lehnte inzwiſchen in ihrem Seſſel, ohne mitzuſprechen, und ſah in Sinnen verloren auf Irenens Hände, die kraftlos gefaltet in deren Schoß ruhten. Sie erinnerte ſich aus ihrer Kindheit noch ſo gut dieſer wunderfeinen Hände — Irene beſaß Hände und Füße wie ein Königskind —, aber damals waren ſie weiß geweſen, mit feinen blauen Aederchen, und jetzt waren ſie gebräunt und ziemlich breit in all ihrer Magerkeit, mit zwar noch edelgeformten, aber ganz kurz abgeſchnittenen und völlig glanzloſen Nägeln.

Irenes Hand widerſprach faſt ihrem übrigen Aeußeren, ſie war gleichſam das Geſundeſte und jetzt am wenigſten Ariſtokratiſche an ihrer Erſcheinung. Die blaſſen Züge

hatte keine Sonne zu bräunen vermocht und das lichtbraune, so schlicht und kunstlos zurückgekämmte Haar ließ eine selten schöne, aber marmorbleiche Stirn frei. Dieses Haar störte durch seine etwas fahle, wie verblichene Farbe ein wenig den Eindruck von Irenens Schönheit; Ella schaute sie immer wieder an und fühlte einen förmlichen Zwang, sie in ihrer Phantasie weißhaarig zu sehen, das junge Gesicht in schneeweißer Umrahmung — —.

Wer konnte wissen, welche alten Erinnerungen dabei mitwirken mochten; Irene hatte, als sie beide ganz kleine Mädchen waren, die mit Puppen gespielt, manchmal wie ein altes Weiblein ausgesehen, wie das altklugen Kindern öfters ergeht. Auch diese Traurigkeit im Blick, wie jetzt eben in ihrer Antwort an Frau Doktor Fuhrberger, besaß sie damals schon — aber nicht momentan wie jetzt, sondern konstant —, jene große, stille, sich selber unfaßbare Kindertraurigkeit, die gleich einer riesigen, nachtdunkeln Wand hinter mancher kleinen Menschenseele steht und ihr das strahlende Leben verschattet. —

Ella genoß die Vorteile eines ungestörten Zuschauers so sehr und vertiefte sich während ihrer stummen Betrachtungen so ganz in ihre alte Schwärmerei für das kleine Irene-Mädchen ihrer Kinderzeit, daß sie fast verdutzt emporschreckte, als Frau Doktor Fuhrberger sich erhob und mit unnötiger Energie erklärte, sie müsse nun endlich wieder abradeln, um so mehr, da sie überhaupt nur angeradelt sei, um Irene zum Abschied noch einmal ihre Liebe zu gestehen, gegen die kein Widerstreben etwas nützen werde.

Irene geleitete höflich ihren Gast bis aus dem Zimmer auf den Hotelgang, und Ella freute sich inzwischen

ungeduldig auf den Moment, wo sie Irene endlich allein sehen und mit anderer Wärme würde begrüßen und abküssen können, als vorher im Beisein der Fremden. Sie sah im Geist schon, wie Irene nun gleich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung eintreten mußte, — und bereits kitzelte es unwiderstehlich ihre Zunge, über die soeben hinausgegangene propagandistische Dame eine lustige Bemerkung zu machen; wie zwei spottgierige Schelme blitzten ihre sehr hübschen blauen Augen Irene entgegen.

Irene kam herein, sah etwas erstaunt in Ellas frohes, erregtes Gesicht und erwiderte deren Blick so verständnislos und kühl, daß eine rasche Blutwelle Ellas Wangen purpurn übergoß.

Sie fühlte sich blitzschnell beschämt und wie gemaßregelt dadurch, daß Irene wohl vornehmer empfand als sie und unwillkürlich durch diese zurückhaltende Vornehmheit ihren Gast, der eben noch bei ihr gesessen, vor einem lustigen Witzwort schützte.

Aber das war es nicht allein, darüber wäre Ella wohl gleich hinweggekommen. Doch da war das unveränderte Kalte in Irenens Miene, gerade als sei ihr diejenige, die sich nun noch im Zimmer befand, ihre Verwandte und Kindheitsgespielin, genau so fremd, lästig und gleichgültig wie die andere, die sie kaum kannte. — —

Ella machte eine unbeholfene Bewegung mit den Armen und bemühte sich, unbefangen auszusehen, aber irgend etwas würgte sie an der Kehle, und ihre Augen verschleierten sich und brannten ihr. Sie trat schnell ans Fenster, als blickte sie hinaus.

Da fühlte sie nach sekundenlanger Pause Irenens Hand an ihrem Nacken — kühle — kühle Finger, die

unausſprechlich ſanft ihr über Hals und Schultern hinglitten und doch in ihrem leiſen Taſten etwas Suchendes beſaßen, was Ella ganz heimlich durchſchauerte.

Irene ſagte halblaut:

„— Ueberwind es. — — Das bißchen Erregung, — wirf es von dir. Es iſt nicht den Augenblick wert, den du daran leideſt. Verbiet dir's, an mir zu leiden. — — Sieh, ich bin 'mal ſo.“

Und in Ella ſtieg ſtürmiſch der Wunſch auf, ſich an ſie zu ſchmiegen ſtatt jeder Antwort, — an ſie, deren Kälte ſie eben noch kränkte und deren nachfühlendes Verſtändnis ſich dennoch in alles einſchlich. Und in dieſem Augenblick gewann Irene eine alte, ſchon von beiden vergeſſene Ueberlegenheit zurück, die ſie bereits beſeſſen hatte, als ſie noch wie ein altes Weiblein ausgeſchaut, und Ella wie ein gutes, dummes, liebes Kind. —

Irene läutete den Kellner herbei und ließ kaltes Abendeſſen mit Bier und Wein im Zimmer ſervieren, während ſie nebeneinander am Fenſter ſtanden.

„Jetzt ſollſt du zeigen, ob du auch noch denſelben Appetit haſt, wie damals, wo du dir ſo gern irgend etwas Schönes von mir zuſtecken ließeſt, die niemals Appetit zu was bekam,“ äußerte ſie und ſetzte ſich zu Tiſch.

„O, das weißt du alſo doch noch?“ fragte Ella froh, „du haſt doch nicht alles von damals vergeſſen.“

Irene nickte ernſthaft, mit einer ablehnenden Miene, als ob ſie ſagen wollte: „Ach ja, ich vergeſſe gar nicht ſo leicht, ich behalte allerlei — mit dem Kopf.“ Dann lenkte ſie das Geſpräch mit den Worten ab:

„Alſo morgen kommſt du rechtzeitig zum Frühzug, nicht wahr? Ich bin aber gar nicht ſicher, ob es dir für einen

ganzen Monat beim Onkel Geyern gefallen wird. Wir leben so einsam, und du bist ja das Landleben nicht gewöhnt."

„Gerade deshalb freue ich mich so darauf," behauptete Ella, die es sich gut schmecken ließ, „du weißt nicht, wie schwer es ist, die Sommer in Berlin zu versitzen und am Lyceum zu unterrichten, — besonders, wenn man gar kein Talent zum Lehren hat, wie ich. Ich lerne gern, treibe vieles, interessiere mich für alles, aber lehren —"

„Doch erwachsene Mädchen, keine Kinder," unterbrach Irene sie, „das sind doch mehr Vorträge als Unterricht."

„Kinder wären mir lieber," murmelte Ella, „auch wenn sie mehr Plage machen sollten. — — Ueberhaupt: Landleben und Kinder um mich — ach —!" sie brach rasch ab und fügte hinzu:

„Aber erzähle mir vom Onkel Geyern. Ich habe ihn ja auch lange nicht gesehen. Ungefähr vor zehn Jahren besuchte er meine Eltern einmal. Schon damals kam er mir ganz alt vor, — gewiß doch über sechzig. Also muß er jetzt steinalt sein?"

„Gewiß ist er alt. Warum fragst du das so verwundert, als ob das eine Merkwürdigkeit sei?"

„Ja, weil, — ich kann's nicht recht begreifen, — wenige Jahre, nachdem er bei uns war, kamst du doch zu ihm, und da warst du doch höchstens achtzehn, — wie ist es denn da möglich —" sie stockte und verwirrte sich.

„— Daß er mich damals heiraten wollte, meinst du?" ergänzte Irene ruhig, „ja, das sind so Launen, die alte Herren manchmal haben, wenn sie ganz junge Mädchen sehen, und wenn diese jungen Mädchen allein stehen und wenig bemittelt sind. Aber warum bist du denn darüber so rot und verlegen geworden?"

„Ich fürchtete nur, — ich hatte Angſt, weil es mir ſo herausgeplatzt war," geſtand Ella, noch immer durch Irenens Art darüber im Zweifel, ob ſie nicht eine neue Taktloſigkeit begangen habe.

Irene ſchaute ſie ſinnend an.

„Wie biſt du lebhaft!" ſagte ſie, nicht tadelnd, nur erſtaunt, „wie ſpringt das Blut in dir herum. — — Und wir ſind Altersgenoſſen!"

„War dir denn das nun nicht gräßlich?" fragte Ella zaghaft, aber mit unwiderſtehlicher Neugier; „es iſt doch daraufhin gewiß ſchwer, ſo zuſammen zu bleiben, Tag für Tag. — — Iſt es denn nicht wirklich gräßlich, daß ein ſo alter Mann, gewiſſermaßen wie ein Großvater alt —"

„Sein Alter war das einzige mir nicht Gräßliche daran," fiel Irene mit ihrer ruhigen Stimme ein, „und dann blieb ich bei ihm — weil es etwas bei ihm gibt, was ich liebe —."

Das ſagte ſie zögernd, erklärte es nicht weiter und verſank in Gedanken.

Ella entſann ſich deſſen, wie böſe Zungen bei Gelegenheit dieſes monſtröſen Heiratsantrages, nach welchem Irene dennoch beim Alten geblieben war, von „Erbſchleicherei" geſprochen hatten, denn richtig ſetzte der Alte ſie ja ſchließlich zur Erbin ein, — aber wie viele und einander lächerlich widerſprechende Urteile konnte man überhaupt über Irene hören, und dabei kannten die wenigſten ſie perſönlich näher. Die einen nannten ſie eine in allen weichen Katzenkünſten erfahrene erbſchleichende Kokette; die anderen ein Weib ohne alle liebenswürdigen Reize, Lockungen und Schwächen des Weibes; die dritten ein zartes, gebrechliches fin de siècle-Weſen, nebſt ihrem

Bruder, einem ziemlich verlebten Weltmann, die beiden letzten eines alten Geschlechts; die vierten warfen ihr rüde Mannweiblichkeit und robuste Grobheit vor; die fünften endlich faselten nach einem kurzen Besuch auf dem Gute etwas von krankhaftester Sentimentalität.

Klug werden konnte man also sicherlich nicht aus dem, was andere Leute sagten, aber in Ella regte sich ein dunkles Gefühl, daß auch sie selbst nicht viel klüger werden und sich vielleicht bald in ebensolchen Widersprüchen ergehen würde.

Als Irene immer noch schwieg, bemerkte sie nach einer Weile:

„Von deinem Bruder soll ich dir eigentlich noch Grüße bestellen. Er will den kommenden Winter in Berlin verleben, und es ist nicht unmöglich, daß er dich aufsucht."

Irene schüttelte den Kopf.

„Das thut er nicht. Ich störe ihn zu sehr. Wozu auch? In dem halben Jahr, wo ich vor meiner Uebersiedelung zum Onkel noch öfters mit ihm zusammen war, sind wir einander vollständig überdrüssig geworden," versetzte Irene und unterdrückte ein Gähnen.

„Ich kann mir denken, daß seine lockere Lebensweise dir mißfällt. Aber ihr seid doch Geschwister und in eurer Familie herrscht von alters her solches unerschütterliche Zusammenhalten —"

„Wir letzten sind die Erschütterten," bemerkte Irene lächelnd, „übrigens ist es nicht nur wegen dessen, was du seinen lockeren Lebenswandel nennst. Aber ich hab' manches gesehen. — Zum Beispiel ein paar Fälle: er verliebt sich einmal ernstlich, — wenigstens scheint es ihm einmal selbst ernstlich zu sein — und sofort, mit

allen Gebärden des Schreckens, flieht er, er flieht vor dem Ernſt, der Kraftprobe, dem Leben, den Konſequenzen, der Verantwortung. Im zweiten Fall: eine bloße verliebte Thorheit, die er löſt für eine neue verliebte Thorheit, was er natürlich mit einer gewiſſen Brutalität thun muß. Was geſchieht da? Er ſitzt und jammert, er weint ſogar, er hat Mitleid mit dem Mädel, empfindet ſeine Untreue als eine Schwäche, und nachts träumt er, daß ſie ihn mit einer Brennſchere zu Tode zwickt. — Wenn ein Mann kein volles Leben mehr in ſich hat, den traurigen Reſt aber unaufhörlich zu einer Fülle aufbauſcht, dann ſchaut er aus wie mein Bruder. — — Friede ſeiner lebendigen Aſche."

Ella ſchwieg dazu, eiskalt berührt. Nicht zu faſſen vermochte ſie es, wie Irenens reizbares Taktgefühl, das ſelbſt nicht den leiſeſten Scherz über einen Gaſt ertrug, mit ſolchem unverhohlenen, indiskreten Ekel vom eigenen Bruder ſprach, und ihm nicht einmal die Ehre erwies, die Stimme entrüſtet zu erheben, — dieſe Stimme mit ihrem tief gleichgültigen Klang.

Das hätte der Bruder Udo nicht über ſich gebracht; er vergaß doch nie, daß Irene eine von den Geyerns war, wie er ſelbſt, und alſo identiſch mit ihm, — mit der Familie als ſolcher, vor der die blind angeborene, eingewöhnte Ehrfurcht ſeine letzte und einzige Ehrfurcht war.

Eine lange Pauſe entſtand, während welcher Ellas Gedanken weit fortſchweiften aus dieſer Kälte zu dem, was ihr ſelbſt das Herz wärmte.

„Nun — und du? Von dir ſelbſt ſollten wir lieber ſprechen," bemerkte Irene endlich, — „du mein Gott,

nun wirſt du ſchon wieder rot, heut' zum drittenmal! Was biſt du für ein liebes Ding, Ella."

Ella griff unwillkürlich nach einer feinen Medaillonkette an ihrem Halſe; ihr war, als faſſe Irenens Frage direkt, wie durch Gedankenübertragung, hinein in das, woran ſie ſoeben gedacht hatte.

Irene ſah ihre Verwirrung und ihre Handbewegung.

„Verlobt?" fragte ſie.

Ella ſtarrte ſie hilflos an.

„Wie kannſt du das wiſſen?" rief ſie aus und umklammerte ihr Medaillon.

„Du, Kind! du ſprichſt ja nicht nur mit dem Munde," entgegnete Irene ſehr ſanft und ſchaute ihr tief in die Augen; „trägſt du ſein Bild am Hals?"

Ella löſte mit einer ſpontanen Bewegung das Kettchen und reichte es mit tiefem Ernſt Irene hin. Sie verſtand ſich ſelbſt nicht, aber die ſie eben noch abgeſtoßen hatte, öffnete mit einem einzigen Stimmklang und Blick ihr Vertrauen und Herz.

„Er iſt Landwirt? Forſtmann? Gutsbeſitzer?" fragte Irene, noch bemüht, das Medaillon aufzumachen.

„Ja! Landwirt. Aber wann habe ich denn ſo etwas erwähnt?" ſagte Ella leiſe, und es kam ihr vor, als entliefen ihr einfach die verſchiedenſten Mitteilungen und Gedanken ganz ſtumm, ohne ihr Dazuthun. Schon fürchtete ſie wieder Irenens nächſte Frage; was würde ſie alles wiſſen oder wiſſen wollen von ihrem wortſcheuen Glück —?

Irene ſah den Männerkopf im Medaillon lange an.

Dann lehnte ſie ſich weit in ihren Seſſel zurück, verſchränkte die Arme über dem Kopf und blickte ſchweigend gegen die Zimmerdecke.

Sie fragte gar nichts. Durch ihre Augen ging wieder eine große, sinnende Traurigkeit und fast sah sie in diesen Minuten wieder dem alten Weiblein aus ihrer Kindheit gleich, das so voll trüben Staunens war über das Leben.

Ella riß der Anblick von ihrem Stuhle auf, und ehe sie selbst es noch wußte, kniete sie schon neben Irene und umschlang sie mit ihren Armen, im heißen Bedürfnis, zu beichten und zu vertrauen.

„— Wir sind noch weit vom Ziel, — er und ich, — ganz erdrückt von den materiellen Sorgen alle beide, er hat auch noch kleine Geschwister zu unterhalten," flüsterte sie, „und doch — o Irene, so namenlos glücklich! So glücklich mußt auch du werden."

Irene regte sich nicht. Sie sagte nur langsam in einem schleppenden Ton:

„Ich glaube nicht daran, daß die Liebe uns aus unserer Vereinzelung erlöst —."

* * *

Den ganzen Morgen nach ihrer Ankunft auf dem Gute war Ella mit dem alten Onkel Geyern zwischen den Feldern und in den Stallungen herumgestrichen. Er hatte dabei ihren Arm durch den seinen gezogen und ihr die Honneurs ganz in der Weise gemacht, als ob sie sich im Salon befänden und er sie in der Gesellschaft orientieren müsse. Ella bat ihm in ihrem Herzen manches stille Vorurteil ab, ganz gewonnen durch seine heitere, ritterliche Art mit ihr umzugehen, und der alte Herr schien völlig entzückt über die Aussicht, dies junge, lebhafte Mädchen wochenlang als Gast im Hause zu haben.

So kamen sie plaudernd und scherzend, im besten Einvernehmen, Arm in Arm zum Mittagsmahl, das, solange die Jahreszeit es zuließ, in der großen glasgedeckten Veranda des Gutshauses eingenommen wurde. Irene, die den ganzen Vormittag unsichtbar gewesen, begrüßte sie flüchtig und zerstreut; sie weilte offenbar mit ihren Gedanken durchaus nicht bei ihnen, und Ella verstand es in diesem Augenblick gar nicht, wodurch sie ihr am gestrigen Abend so innig nah gekommen war. Das Hotelzimmer mit seinem Lampenlicht bildete jedenfalls einen wohlthuenderen Rahmen um das sonderbar Fremde, Isolierte ihres Wesens, als die offene Landschaft mit ihrer hellen, goldhellen Septembersonne, die breit über den herbstlichen Birkenwipfeln flimmerte, so daß es aussah, wie wenn sich die grünen Birkenblätter beeilt hätten, ihr zuliebe auch goldgelb zu werden, damit alles strahlend ihren Glanz allein verkünde.

„Hast du die Milchkuh brüllen hören, Irene?“ fragte der alte Onkel und schob seinen Stuhl zurecht, bis die volle Sonne ihm warm in den Rücken schien; „ich will dir nur sagen: sie hat das Kälbchen zu lange genährt, wie ich es von vornherein behauptet, — sechs Wochen ist eben zu lange. Das kleine Tier weigert sich den dritten Tag, andere Nahrung zu nehmen. Wenn du doch einmal auf mich hören wolltest.“

„Es wird Nahrung nehmen!“ entgegnete Irene tiefernst, als handle es sich um das gefährdete Leben eines teuren Menschen, „wenn du das doch endlich einmal meine Sorge sein lassen wolltest!“

Der Alte wandte sich mit einem Ton unterdrückter Erbitterung an Ella:

„Du mußt wiſſen," erklärte er gereizt, „ich habe früher immer meine Milchkühe von den Bauern genommen und aus den Kälbern, die bei uns geboren wurden, nur Zugvieh und Schlachtvieh gemacht. Das Aufziehen von Milchkühen iſt nämlich eine Kalamität, — ſinnlos —"

„Die Bauern betrügen," fiel Irene eiſig ein, „bis jetzt haben ſie dich noch immer betrogen. Man kann die Fehler einer Milchkuh nicht immer beim Ankauf nachweiſen, die ſtellen ſich erſt heraus."

Der Alte hob die Augen anklagend zur Verandadecke. Auf ſeinen eingefallenen Wangen verſchärfte ſich das leichte Rot, das ſie ſtändig färbte und ihn bisweilen täuſchend jünger machte, als er war.

„Du mußt wiſſen, Ella," erklärte er wieder ſeiner anderen Nichte, während er ihr mit etwas zitternder Hand Wein ins Glas goß, „Irenens drittes Wort iſt: du wirſt betrogen. Gerade, als ob alle Menſchen Böſewichte und Betrüger ſeien. Mein Gott, dieſe guten, harmloſen Kerle von Bauern! Aber Irene hat ſo ſchreckliche Angſt, einen Groſchen zu verlieren."

„Ich bin geizig, mußt du wiſſen," ironiſierte Irene ſeine Sprechweiſe.

„Ja, biſt du das etwa nicht?!" fuhr er ärgerlich auf — „biſt du es nicht? Du haſt mit deinem Geiz mir ſchon die ſchönſten und ſpekulativſten Pläne gänzlich verdorben. Du gehſt herum und hältſt dich an die Kleinigkeiten, ich aber finde das des Menſchengeiſtes unwürdig und ſuche nachzuſinnen, ins Große und im ganzen."

„Wobei die einzelnen und ‚kleinen' Dinge, aus denen das Gut beſteht, als da ſind Tiere und Pflanzen, zu Grunde gehen," unterbrach ſie ihn ohne Erregung, „war-

um ſiehſt du es nicht von dieſer Seite an? Du machſt Spekulationen, vielleicht ſehr geiſtreiche, aber doch wohl ſchließlich Geldſpekulationen damit, nicht wahr? Ich aber kümmere mich nicht um das Geld, ſondern um das Gedeihen der Dinge ſelbſt. Und darum —"

„Nun, darum?" fragte er wild.

„Darum fließt das Geld mir aus ihnen willig und reichlich in die Hände. Es iſt ihnen nicht erpreßt, ſondern ihr Dank an mich," ergänzte ſie gelaſſen.

Ella fragte ſich im ſtillen, ob dieſe beiden wohl jeden Mittag ſo erquickliche Geſpräche miteinander führten? Sie vermochte natürlich nichts klar zu beurteilen, doch war ihr Herz auf des Alten Seite. Sie bewunderte ſein faſt jugendliches Intereſſe an allem, ſeine Lebendigkeit, denn was ſich in ihm gegen Irenens Kälte aufbäumte, war eben Leben; dieſe erſchien ihr greiſer und temperamentloſer als der reichlich Siebzigjährige.

Nach dem Mittagsmahl nötigte er Ella, die Schale Kaffee bei ihm zu nehmen.

„Meine eigentlichen Gemächer haſt du noch gar nicht geſehen," ſagte er und führte ſie in ein paar altmodiſch und anheimelnd eingerichtete Herrenzimmer, die von feinem Tabak ganz eingeräuchert waren „und wenn du mir etwas beſonders Liebes thun willſt, dann kommſt du auf ein Stündchen hierher, ſei es nach Tiſch oder in der Schummerſtunde. Lieber Gott, wie entbehre ich das; kein Menſchenkind kommt mehr her zu mir."

Ella wollte ihm die Pfeife reichen, die ſchon bereit ſtand, und ihm ſeinen langen Großvaterſtuhl zurecht rücken, doch wie er das bemerkte, lachte er mit ſeinem bartloſen, faltigen Mund, der noch ſein eigenes wohler-

haltenes Gebiß beſaß, und ehe ſie ſich's verſah, drückte er ſie ſelber in die Tiefen des Großvaterſeſſels.

„Einen Schemel kannſt du auch haben, einen richtigen geſtickten Schemel aus alter Zeit," bemerkte er eifrig und machte es ihr ſo behaglich, wie er konnte. „Gott, natürlich, ich bin ein arg alter Knabe, aber muß man denn immer daran denken? immer und immer nur daran? Ich fühle mich rüſtig, die Sonne ſcheint, und da iſt man doch voll Lebensfreude, nicht wahr? Reiſen kann ich nicht mehr viel, aber wenn ich hier jemanden hätte, — nur hin und wieder, — der frohe Augen macht und mit dem man ſich heiter unterhalten kann."

Er ſtieß den Rauch aus ſeiner Pfeife, ſorgfältig zum Fenſter gewandt, hinaus und murmelte:

„Aber, weißt du, die Irene, die wartet ja nur auf meinen Tod."

„Aber Onkel!" rief Ella entſetzt aus, „wie kannſt du nur ein ſolches Wort in den Mund nehmen! Das iſt ja auch nimmermehr dein Ernſt. Sonſt würdeſt du ja auch Irene nicht mit ſolchem Vertrauen freie Hand in allem laſſen, wie du es mir ſelbſt heute morgen draußen im Gut erklärt haſt."

Er machte ein klägliches Geſicht und zuckte die Achſeln.

„Sie verſteht es eben beſſer, — man muß ihr eben freie Hand laſſen," ſagte er unruhig, — „oder was es nun ſein mag: ihr gelingt alles. Mir mißlingt alles. Es iſt ja wahr, ich habe früher mich nicht um Landwirtſchaft gekümmert, ſondern um Philoſophie und ſo manche Kunſt betrieben und in der Welt gelebt —. Aber ſie brachte doch auch keine praktiſchen Kenntniſſe mit. Und nun beachte einmal das Geſinde: niemand mag ſie

leiden, aber nicht nur gehorchen ihr alle, ſondern ſie haben auch feſten Gauben an ihre Anordnungen —. Sie iſt gleichſam — nicht erſt durch mein Teſtament — Beſitzerin von allem. Ob ich auch noch ſterbe, iſt faſt gleichgültig, nicht wahr? Und doch kommt es mir immer vor, als entriſſe ſie es mir, Stück für Stück. — — Und, weißt du, wenn ich jung wäre, ich meine wirklich jung, dann würde ich den Kampf mit ihr aufnehmen und es ihr wieder zurück entreißen, — Stück für Stück, bis es wieder mein wäre, mein allein —."

Er ſtand am Fenſter, die lange, hagere Geſtalt ein wenig vorgebeugt, und ſeine farbloſen klugen Augen ſchienen etwas Eingebildetes zu fixieren. Er ſprach faſt flüſternd, ein Ton von Haß ziſchte darin.

„Aber Onkel, du träumſt!" ſagte Ella faſt lächelnd, „es iſt ja alles Stück für Stück dein. Was würde denn anders ſein, hier auf dem Gut?"

„Was anders ſein würde?!" Seine Augen glänzten freudig auf, „ein frohes Leben und frohe Geſelligkeit würde hier ſein! Menſchen mit Lippen und Augen wie deine, und deinem Lachen, und der Wein würde in den Gläſern klingen, und das Treibhaus würde ſeine Blumen hergeben, — damit man doch fühlt, wozu man auf dieſer ſchönen Erde lebt. — — Horch!" fügte er hinzu und legte ſeine ſchmalen, langen, ariſtokratiſchen Finger an den Mund, „hörſt du? Irene ſpielt. Auf dem Flügel in ihrem Wohnzimmer. Biſt du Muſikkennerin? Irene iſt Meiſterin auf dem Flügel. Mozart iſt ihr Liebling. — Weißt du, ſie ahnt gar nicht, welchen Gefallen ſie mir damit erweiſt, daß ſie faſt täglich um dieſe Stunde ſpielt, ehe ich meinen kleinen Nach-Tiſch-Schlummer

halte. Es nickt ſich ſo wundervoll dabei in einen Traum hinüber.“

Ella beſaß wenig genug muſikaliſches Verſtändnis und Gehör, aber dennoch ging ſie, nachdem ſie den alten Onkel verlaſſen hatte, langſam und lauſchend durch den großen Obſtgarten auf der linken Seite des Hauſes, nach dem Irenens Fenſter hinauslagen.

Die Glasthür, die aus ihrem Wohnzimmer direkt in den Garten führte, ſtand weit offen. Ella wagte nicht, auf die Schwelle zu treten, doch konnte ſie trotzdem Irene in ganzer Geſtalt vor dem Flügel ſitzen ſehen, und dieſer Anblick war ſehr feſſelnd. Ihr ſchien, daß Irene ganz anders ausſähe als gewöhnlich — mit ihren ſchmalen Hüften und in der loſen, dunkeln Kleidung, die ſie zu Hauſe trug, glich ſie kaum einer Frau. Auch der ein wenig emporgerichtete Kopf mit dem halblangen, offenen Haar, das ihr ſo ſchlicht um den Nacken fiel, war wie der eines Jünglings.

Während ſie ſpielte, ſchien ſie einer angenehmen Träumerei nachzuſinnen und ſah liebenswürdiger aus als ſonſt.

Ohne die Hände von den Taſten zu nehmen, aber nur noch leiſe — leiſe ein paar Accorde ſuchend, ſagte ſie plötzlich laut:

„Dir geſchieht nichts, du kannſt gern näher kommen.“

Ella ſtellte ſich verlegen in die Glasthür.

„Sahſt du mich denn? Ich wollte dich doch nicht ſtören,“ entſchuldigte ſie ſich.

„Mich ſtört das nicht: — ein Menſch mehr oder weniger.“ Irene ließ die Hände ſinken und ſah über die Schulter nach ihr hin; „auch iſt die Beſchäftigung mit

Muſik für mich nichts ſo Intimes, wie du wohl zu meinen ſcheinſt.“

„Nicht? Iſt ſie das nicht für jeden, der ſich ihr wirklich hingibt? Entführt ſie nicht weit — weit fort von allem? Ich denke mir das als Laie ſo.“

„Ja, — weit, — aber nicht tief: wenigſtens mich führt ſie nicht tief,“ entgegnete Irene und ſchlug einen Ton an, „für mich iſt Muſik wie Reminiscenz, — verſtehſt du wohl: nicht eigentlich perſönliche Reminiscenz, aber doch ſo, wie wenn Großmutter den Kindern Geſchichten erzählt, Geſchichten aus ihrem und aus anderer Leben, — und die Kinder horchen, und es klingt allerlei auch an ihre kleinen Erlebniſſe an, — aber fern, und daher ſehr ſüß. So iſt es.“

Ella ſetzte ſich auf die Kante eines Stuhles neben der Thür. Sie freute ſich darüber, Irene ſo mitteilſam zu finden.

„Haſt du nie komponiert?“ fragte ſie voll Intereſſe.

„Nein.“ Irene runzelte die Brauen, ſie begriff nicht, wie Ella das nicht nach dieſen Worten von ſelbſt wußte.

„Wenn ich komponieren könnte, wäre natürlich die Muſik etwas völlig anderes für mich, — und dann hätteſt du mich geſtört. Es wären nicht Großmutters Geſchichten, — ſondern meine Geſchichten, die ich ſchaffen würde, aus der Tiefe eigenen Lebens heraus. — — Ich bin ein ganz unproduktiver Menſch.“

Irene ſtand auf und ſetzte hinzu:

„Sitz nicht ſo ſteinern da, du biſt ja lebhaft, leg dir doch keinen Zwang an. Habe ich dich geſtern ſo ſcheu gemacht? Oder hat der Alte dich gegen mich eingenommen?“

„Ach, Irene,“ rief Ella warm, „der alte Onkel iſt gut! Ich hab' ihn lieb!“

„Ich glaube, du haſt alle lieb. Hat er dich wirklich mit ſeinen Hofmachereien gewonnen?“

„O pfui, Irene, mir macht er doch nicht den Hof. Er iſt nur ſo merkwürdig lebensfriſch für ſein Alter. Weil er ſo vollkommen geſund iſt, innerlich und äußerlich. Denke, wie das für ſein ganzes vergangenes Leben ſpricht. Es iſt ſchön!“

Irene lächelte. Sie ſagte nachdenklich:

„Du, ſtelle dir nur vor, mir kommt das dermaßen unnatürlich und ungeheuerlich vor, daß ich manchmal nur ſchwer der Verſuchung widerſtehen kann, ihn am Aermel zu zupfen und ihm ins Ohr zu murmeln: alter Mann, es iſt Zeit, zu ſterben.“

Ella ſtieß faſt einen Schrei aus. Sie vermochte nichts zu antworten. Alle Sympathie für Irene war wieder blitzgleich verflogen und mit einemmal kam ſie ihr unheimlich vor.

Um ihren Schreck und ihre Entrüſtung zu verbergen, erhob ſie ſich vom Stuhl und ging betrachtend und muſternd durch das helle Zimmer mit ſeinen alten graziöſen Barockmöbeln, der lichtgeblümten Wandbekleidung, an der kein Bild hing, und blieb vor einem wohlgefüllten Büchergeſtell ſtehen.

Ellas Blick überflog die ſauber eingereihten Werke erſt zerſtreut, dann mit ſachverſtändigem Intereſſe.

„Von hier werde ich mir manches von dir leihen, was ich beſſer und gründlicher kennen ſollte,“ bemerkte ſie, „und dieſe alten Ausgaben von Voltaire und Rouſſeau und den anderen Franzoſen! Und hier haſt du ja die ganzen Encyklopädiſten.“

„Daraus haben wir, der Alte und ich, in der erſten Zeit viel geleſen. Wir haben einen gleichen Geſchmack

im Litterariſchen. Er iſt ja noch von der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, die ſo ſcharf und graziös war," ſagte Irene.

„Und dem neunzehnten Jahrhundert haſt du zwiſchen dieſen Büchern gar nicht den geringſten Platz gelaſſen?"

„Nein, ſo gut wie nicht. Moderne Dinge ſtoßen mich ab," verſetzte Irene kurz.

„So ganz in Bauſch und Bogen?"

„Nun ja, eben im Prinzip," entgegnete Irene ungeduldig, denn es beläſtigte ſie ſchon zum zweitenmal, daß ſie Ella etwas erſt weitläufig erklären mußte; „ich meine nicht dieſen oder jenen Schriftſteller, — ich meine alle Kunſt und Wiſſenſchaft, die, zeitlich geſprochen, ganz dicht um uns herum liegt. Ich weiß wohl, daß ſie da ſein muß, — euretwegen, — aber ſie iſt mir wider den Geſchmack. Dem Alten hingegen würde ſie wohl munden, wenn er ſelbſt aus der heutigen Zeit wäre. Ich aber muß mir weit vom Leibe halten, was ich genießen will. Alle Nähe macht mir Uebelkeit, und dieſe Mißempfindung ſtimmt nicht gerade liebenswürdig gegen Dinge und Menſchen."

Ella ſchwieg dazu.

„Iſt ſie denn überhaupt ein Menſch?" dachte ſie tief erſtaunt.

Irene hatte ſich nach der Thür umgewandt, die eben in den Angeln knarrte. Ein Mädchen aus dem Gutsgeſinde, mit einem roten Kopftuch, das tief über die Augen herüberſtand, und einem Bündel in der Hand, ſtand auf der Schwelle und hielt ſich am Thürgriff feſt, in einer Art von verlegener Ratloſigkeit. Sie wollte ſichtlich ihre Anweſenheit irgendwie bemerklich machen, ohne

zu ſtören, und ſah dabei doch aus, als hätte ſie viel lieber das rote Kopftuch vollends übers Geſicht gezogen.

„Sie ſind es, Maleine," bemerkte Irene in kurzem, ſachlichem Ton. „Sie wollen ſich wohl verabſchieden. Ja, hier iſt Ihr Buch."

Dabei trat ſie an den Schreibtiſch und händigte dem Mädchen aus einem Fach allerlei Papiere und Zeugniſſe aus.

Maleine nahm ſie in Empfang, drehte ſie zwiſchen ihren ſtarren, geröteten Fingern unſchlüſſig hin und her, bemüht, irgend etwas, was ihr das Herz abdrückte, herauszubringen, und ſtürzte plötzlich auf Irene zu, unter heftigem Schluchzen nach deren Händen langend.

Als Irene ihr brüsk die Hand entzog, warf ſie ſich auf die Kniee.

Ella ſchaute mit mitleiderfüllten Augen auf ihre unbeholfene, unförmliche Geſtalt, die das große geflickte Umſchlagetuch nicht zu verbergen vermochte und die in dieſer Lage zu peinlicher Wirkung kam.

„Laſſen Sie das Geheul, Madeleine, es iſt mir zuwider," befahl Irene, und um ihre Lippen legte ſich ein ſo ſtarker Ausdruck des Ekels, daß ſie zuckten.

Das Mädchen blieb liegen und weinte herzbrechend weiter.

„Nie wieder!" ſtammelte ſie, „nur noch fürs eine Mal, nie wieder —" und ſie hob die gerungenen Hände zu Irene auf.

„Immer wieder!" unterbrach Irene ſie voll Abſcheu, mit einer jähen Wendung ihren Fuß vor Maleinens Berührung zurückziehend, wie wenn ſie in etwas Grauenhaftes getreten ſei. Des Mädchens Hände ſanken plötz-

lich; dieſe Gebärde hatte etwas dermaßen Beredtes und Vernichtendes gehabt, daß ſelbſt ihr Weinen ſtockte.

Mühſam am nächſten Stuhl ſich hochhebend, ſuchte ſie wieder in aufrechte Haltung zu kommen, griff nach dem Bündel, das neben ſie hingekollert war, und ſchwankte aus der Stube.

Ein Schweigen entſtand. Irene, noch immer den Ekel im Geſicht, ging an die Thür und ſchloß ſie.

„Was hat ſie denn verbrochen?“ fragte Ella endlich halblaut.

„— Sahſt du es nicht? —“

„Das?! — — Aber, Irene, iſt denn das ſo ſchlimm, daß man einem Menſchen faſt einen Fußtritt gibt —?! Ich meine, auf dem Lande, da paſſiert —“

„— Auf dem Lande, da iſt es ganz nett, wenn die Menſchen ſich paaren, wie das Vieh auf dem Felde,“ ergänzte Irene in eiſigem Ton.

„Ach nein, das meinte ich nicht. Aber ich mußte doch denken, daß ſie mindeſtens eine Diebin oder ganz unmögliche Kreatur ſei, nach deinem Verhalten.“

„Eine Diebin iſt im Gutsweſen ſehr unbequem. Aber zu vergleichen iſt das gar nicht. Denn ſchließlich, ob ein Stück dem einen oder dem anderen gehört, iſt mir, abgeſehen vom bißchen Vorteil, ganz gleichgültig. Ich kann mich unmöglich ernſtlich erregen um der Geſetze willen oder der Moral der Leute —“

„Nicht um die Moral?! Ja, aber dann — weshalb dann die ganze Entrüſtung jetzt — —“

„Mein Gott! Aus Ekel!! Was liegt daran, ob es tauſendmal legitimiert geſchieht! Am Fall von Maleine kann ich einfach den Ekel zeigen, den ich tauſendmal

hinunterwürgen muß. Aber mit Frau von X. oder Y. iſt es genau ſo ekelhaft. Ich ertrag's nun einmal nicht, dies — dies — —" ihr Geſicht verzerrte ſich, „ein Mörder, der da tötet, iſt mir noch lieber, als dies — dies verfluchte ſchmutzige Leben machen —"

Sie brach ab, ſetzte ſich hin und deckte die Hände vor die Augen.

In Ella ſtürmte und gärte es. Eine tiefe wühlende Empörung gegen Irene wallte glühend in ihr auf und raubte ihr die Worte. Was in dieſer zornigen Erregung in ihrem eigenſten Innerſten vorging, vermochte ſie ſelbſt gar nicht zu analyſieren, aber es war etwas, was alle ihre Inſtinkte feindſelig wider Irene kehrte.

Als dieſe nach einer langen Pauſe die Hände von den Augen nahm und aufblickte, ſaß Ella blaß, mit zuſammengepreßten Lippen da und ſtarrte vor ſich hin.

Irene kam ein Lächeln.

„Nein, was biſt du doch für ein lebhafter Haſe!" ſagte ſie, „wie leidenſchaftlich wirkt jegliches auf dich. Ich bin ſicher, du möchteſt jetzt am liebſten auf mich losſpringen vor Zorn, — nun, thu deinen Gefühlen keinen Zwang an, momentan kann nichts mir ernſtlich unſympathiſch ſein, nach — nach dieſem —"

Ella hob die Augen mit einem Blick, der Irene betroffen machte.

„Ich kann nicht!" ſtieß ſie hervor, „ſprich jetzt nicht mit mir, — ich hab' dich ſo gar nicht — nein, ſo gar nicht mehr lieb, Irene, — was ſoll da Zorn, — wir ſind zu weit voneinander zum Zorn."

„Zu weit voneinander, — ja, das ſind wir wahrlich," beſtätigte Irene langſam, „und das fühlſt du nun

erſt und kannſt mich nicht mehr lieb haben, und leideſt darunter, du — du Kind, denn lieb haben iſt dir natürlich.“

Als Ella ſchwieg, ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu:

„O, ihr Gefühlsmenſchlein! wie hängt ihr vom Moment ab! Geſtern noch überfiel dich ebenſo ſchlecht motiviert das Vertrauen zu mir, und du zeigteſt mir dein Herz und das Bild im Medaillon, das du über dem Herzen trägſt. Und heute bewirkt ein ebenſolches Nichts, — irgend eine Meinungsäußerung, irgend ein fremdes Weib — eine ſo maßloſe Kränkung —“ Ella ſprang ſo jäh von ihrem Stuhle auf, daß ſie verſtummte.

„Ja, eine maßloſe Kränkung!“ rief Ella ganz außer ſich, und ihre blauen Augen flammten und blitzten ſo, daß ihre einfache, freundliche Erſcheinung faſt etwas von unwillkürlichem Pathos bekam; „— es kränkt mich, weil ich dieſem Weibe immer noch näher ſtehe als dir! Es kränkt mich, weil das, was du ſo furchtbar beſchimpfteſt, auch mein — ja, auch mein höchſter und heiligſter Lebenstraum iſt, verſtehſt du mich? Weil, wer Schande darauf wirft, auch Schande auf mich wirft, ſo wahr ich Braut bin, ſo wahr ich einſt Mutter zu werden hoffe. Und du, die du deinen Fuß vor unſrer Berührung zurückziehſt, behalte deine böſen, unmenſchlichen Gedanken ganz ſtill bei dir und tritt zur Seite, — tritt zur Seite vor uns, denn uns gehört der Weg, — nicht aber dir, — nein, nicht dir.“

Sie brach ab, faſt zitternd vor Erregung, und lehnte ſich dicht in die Vorhänge der Glasthür, vor welcher ſie ſtand. Sie war dunkel errötet, und in ihren Augen funkelten Thränen.

Irene verhielt ſich ganz ſchweigend.

Sie hatte die Hände um die Kniee gefaltet und den Kopf ſinnend ein wenig geneigt.

Von draußen ertönte nur das helle Gezwitſcher einiger Schwarzdroſſeln auf dem Kiesweg des Obſtgartens, und von Zeit zu Zeit ſchlug leiſe der im lauen Winde hin und her ſchwankende Zweig eines großen Birnbaums an die Fenſterſcheibe.

Da, nach einer langen, beklemmenden Stille, atmete Irene tief auf und ſagte mit ihrer verſchleierten Stimme:

„Ja, du biſt ein Menſch, den ſich das Leben zu ſeiner innigen Freude geboren hat. Du haſt Kraft und Herz und den Mut der Liebe in dir. So wie du, jung und unverdorben, ſollten alle ſein.“

Ella meinte anfangs, ſie verſtehe nicht recht. Langſam, mit grenzenloſem Erſtaunen im Geſicht wendete ſie ſich um.

Nein, Irene ſprach nicht ironiſch, ſondern ſichtlich in vollem Ernſt. Daß ſie überhaupt ironiſch ſprechen konnte, begriff gar nicht, wer ſie ſo ſah. Ganz verwandelt ſchien ſie im Ausdruck ihres Weſens.

In ihren Augen lag die tiefe, ſeltſame, große Traurigkeit ihrer Kindertage; die Geſichtszüge waren ein wenig ſchlaff, wie in hoffnungsloſer Müdigkeit, und ihre ganze Haltung beſaß etwas beinahe Rührendes.

Als ſie Ellas Erſtaunen bemerkte, und wie in deren beredtem Mienenſpiel, das nichts verheimlichen konnte, Reue, Verwirrung und neu aufſteigende Wärme miteinander kämpften, ſchüttelte ſie leiſe den Kopf und fuhr fort:

„Nein, nein, halt an dich, du großes Kind. Denke nur nicht, ich erklärte dir ſoeben meine Liebe. Mir iſt das alles nicht ſympathiſch, — was ich dir da eben ſagte, und was wie Lob klingt. Ich ſpreche ihm nur ſeine Be-

rechtigung zu, — und beherzige deine Worte: daß ſolche Unweſen, wie ich ſelbſt, beiſeite treten ſollen. — — Es iſt kleinlich und allzu menſchlich, etwas nicht zu loben, weil man es nicht liebt.“

Sie ſprach das letzte mehr zu ſich ſelbſt als zu Ella und ſchien ſie gar nicht weiter zu beachten, ſondern ihren eignen Gedanken nachzuhängen. Ella ſtand da und ſtarrte ſie an in den widerſtreitendſten Gefühlen. Es drängte ſie, Irene in die Arme zu nehmen und ihr zu helfen, — ſie wußte nicht, wie und auch nicht einmal, wobei. Sie wußte nur, daß ſie ihr unausſprechlich leid that.

Nach kurzer Pauſe bemerkte Irene in freundlichem Ton, als entſinne ſie ſich eben plötzlich einer ihr intereſſanten Thatſache:

„Erinnerſt du dich — vorgeſtern — der Frau Doktor Fuhrberger? Ich habe ſie in Königsberg wiederholt geſprochen. Und immer von neuem verſicherte ſie mich ihrer Sympathie. Was ich auch that, um ihr klar zu machen, daß ich ihre Ziele und Beſtrebungen abſolut nicht teile, fühlte ſie ſich doch heimlich mir nachgezogen, als wittere ſie trotz alledem: die gehört zu uns. Siehſt du, das kennzeichnet etwas. Es kennzeichnet, daß in der Bewegung, die ſie vertritt und die ja mitten ins Leben greifen und ſich das Leben erobern will, — daß in dieſer Bewegung irgend ein kleiner Keim Todesgeruch hat. Irgend ein Abſterben des vollen weiblichen Naturlebens, ein ſchlaffes Nachlaſſen der vollen Inſtinktfreudigkeit der Frau — —. Denn wo die noch vollauf da iſt, — — da hat man mich nicht ſo verhängnisvoll gern. Da hat man mich: ‚gar nicht mehr lieb‘ — — wie du.“

Mit dieſen Worten ſtand ſie langſam auf, trat zu

der ganz Verwirrten hin und that, was soeben erst diese selbst hatte thun wollen: sie nahm sie leise in ihre Arme und streichelte ihr über das blonde Haar.

„— Jetzt solltet ihr heiraten und das Nest bauen," sagte sie unvermittelt, „— jetzt, solange so viel Sonne so warm aus dir heraus scheint. Könntet ihr's denn nicht mit bescheidenen Ansprüchen erzwingen und mit etwas Kraftaufwand?"

Ella schüttelte heftig den Kopf; ihre eignen Lebens- und Liebessorgen, die sie nie ganz vergaß, drückten ihr bei dieser Aeußerung so schmerzhaft das Herz zusammen, daß all ihr Mitleid mit Irene verflog; wie mit einem Zauberschlag schlich das Vertrauen zu Irene als zu einer ratwissenden, überlegenen Macht sich in sie ein.

„— Wir arbeiten — und arbeiten — alle beide; wir schränken uns ein und setzen alle unsre Kraft daran, endlich ganz zusammenzukommen, — wir mühen uns — und mühen uns Tag um Tag ab, — und wollen ja vom ganzen Leben nichts — nichts weiter, als unser Liebesglück. Aber es geht nicht, wohl noch lange nicht, und die trüben kleinen Sorgen ersticken alle Freude," sagte sie und aus ihren Augen liefen heiße Thränen.

Irenens Blick haftete mit einem undefinierbaren Ausdruck an diesen strömenden Thränen. Sie schwieg und betrachtete sie mit staunendem Interesse.

* * *

Noch braute und dampfte der Frühnebel so stark über den Feldern, daß er alle Umrisse verbarg, und weit hinten, am östlichen Waldessaum, schossen die ersten Strahlen der Sonne rotgelb und fächerförmig über den

nebelverhangenen Horizont. Den Rock aufgeschürzt, ging Ella durch den Gutspark den Stallungen zu, um sich von der ersten Melke ein Glas warmgemolkener Kuhmilch zu holen. Noch war es dafür zu zeitig; drüben im Hof ordneten ein paar Mägde erst die großen, zum Durchseihen der Milch bestimmten Blechgefäße auf einem Karren und schienen sich mit dem Herüberfahren noch gar nicht beeilen zu wollen. Aber nach dem gestrigen Abend hatte Ella nur kurz und unruhig geschlafen und vor Morgengrauen sich schon hinausgeschlichen, denn das war einer der ländlichen Genüsse, für den sie gern jeden langen Schlummer hingab.

Aus dem Kuhstall drangen unbestimmte Laute, ein Kettenklirren und ein verschlafenes Gebrumm; die niedrige Thür war bereits aufgeschlossen worden und stand halb offen, und Ella wollte eben eintreten, um ihr Glas auf die Holzbank am kleinen Stallfenster niederzusetzen, als sie zu ihrer äußersten Verwunderung aus der Tiefe des Raumes Irenens Stimme ertönen hörte.

Beim ersten Schritt in den großen, weiten Stall vermochte sie nichts deutlich zu unterscheiden. In der dichten Dämmerung blinkte nur hie und da ein sanftes, rundes Rinderauge auf oder der blank gescheuerte Steinrand einer Krippe, auf den durch die Thüröffnung ein wenig graue Helligkeit fiel. Die Luft war schwül zum Ersticken hier drinnen, und mit dem warmen Stallduft mischte sich beißend ein scharfer säuerlicher Geruch, der von einer gelbbraunen Flüssigkeit in der Tränke aufstieg.

Irene bemerkte die Eintretende sofort und erhob sich hinter der Tränke von den Knieen, auf denen sie neben einem kleinen mageren Kälbchen gekauert hatte. Ueber ihrem dunkeln Wollgewand hing eine durchnäßte Schürze,

die Aermel hatte ſie hoch hinaufgeſtreift und in der linken Hand hielt ſie einen Milchkübel.

Als Ella voller Staunen näher kam, ſetzte ſie den Kübel auf den Rand der Tränke und äußerte nur in tief befriedigtem Tone:

„Es hat Nahrung genommen. Zum erſtenmal. Aber jetzt iſt die Gefahr überſtanden. Ich wußte wohl, daß ich es durchſetzen würde.“

„Haſt du das Kälbchen gefüttert, von dem der Onkel geſtern mittag ſprach, und das ſo nach der Mutter ſchrie?“ fragte Ella neugierig.

„Ja. Es gelingt langſam — langſam. Ich habe mit meiner Hand das Muttereuter nachgeahmt und es ſaugen laſſen,“ entgegnete Irene und hob die milchbenetzte rechte Hand, indem ſie ihr eine ſeltſame Form gab, „man muß ſich dazu nur möglichſt die Nägel herunterſchneiden, natürlich. Die Mutter iſt jetzt ganz getrennt, eine prachtvolle Kuh! Noch grämt und ſehnt ſie ſich ſehr, man kann's nicht ohne Kummer anſehen, aber leider iſt der Schmerz ihr nicht zu erſparen.“

Sie ſprach tiefernſt und von der Sache, die ſie Ella ſchilderte, völlig eingenommen. Dann band ſie die Schürze ab, trat vor die Thür, die ſie weit aufriß, und ſchaute mit über die Augen gelegter Hand nach dem Milchkarren und den Mägden aus, die eben herankamen.

„Gut, daß du jetzt erſt kamſt,“ bemerkte ſie dabei zu Ella, „geſtern ſagte ich dir, daß die Beſchäftigung mit Muſik mir nichts Intimes ſei und ein Menſch mehr oder weniger mich nicht weiter ſtöre, — aber hiermit iſt es anders. Zwiſchen meinen Tieren und Pflanzen, da mag ich gern allein ſein. Daher mied ich euch geſtern morgen,

dich und den Onkel, als ihr ſtundenlang jede kleinſte Stelle des Gutshofes unſicher machtet.“

Durch das Anfahren des Karrens wurde Ella jeder Antwort auf dieſe liebenswürdigen Worte überhoben; Irene rief den Mägden einige Anordnungen entgegen, und wie ihre Stimme dabei froſtig klang, ſo wirkte auch ihr Geſicht beinah düſter durch den gänzlichen Mangel an Wohlwollen und Heiterkeit darin. Mit geſenkten Augen, ſcheu und linkiſch defilierten die kräftigen Landmädchen mit ihren Blechkannen, eine hinter der andern, an Irene vorbei in den Stall, während ſie, einem dunkeln ſchmächtigen Schatten gleich, in der Frühdämmerung an der Holzthür lehnte.

Draußen hatte inzwiſchen das Morgenlicht den Himmel der ganzen Breite nach roſig gefärbt. Der Nebel fing an, ſich zu zerteilen, er wand ſich in flachen Streifen über die Stoppelfelder und Wieſen, und am Himmel ballte er ſich leicht zu harmloſen Wölkchen, die ziemlich eilig über der Landſchaft dahin ſegelten, als gelte es zur Frühſtücksſtunde noch ein Ziel zu erreichen, während man unten auf der Erde kaum etwas vom Winde ſpüren konnte, der ſie hoch oben trieb.

Irene trat vor die Stallthür und warf einen prüfenden Blick über den roſigen Himmel.

„Es wird wieder ein wundervoller Tag, der reine Sommertag, — und ich denke, noch eine Reihe ähnlicher Tage,“ äußerte ſie beinahe froh; „ich freu' mich für das Obſt. Den Obſtgarten haſt du noch gar nicht vernünftig angeſehen, denn was der Onkel zeigt — —! Ich führe dich ſpäter hin; du mußt ja als künftige Landwirtsfrau Intereſſe dafür haben.“

Ella nickte und entgegnete:

„Ja gewiß, besonders nach allem, was ich schon davon gehört habe. Weißt du, neulich hörte ich, wie mehrere unserer gemeinsamen Bekannten die abenteuerlichsten Vermutungen darüber aufstellten, wodurch du zum Beispiel — du allein — die riesigen, büschelförmig wachsenden Haselnüsse erzielst."

„Durch Entendünger," sagte Irene.

„Durch —?"

„Entendung. Man muß den Enten ihren Aufenthalt in der Nähe der Büsche gewähren; zwischen Haselnüssen und Enten besteht eine geheime sympathische Beziehung."

Ella fing an zu lachen.

„Siehst du, das ist es: das menschliche Gelächter, wenn irgend etwas eine Nasenlänge übers Verständnis geht," fuhr Irene ohne alle Schärfe, nur mit einem bei ihr seltenen Eifer fort, „man fängt erst jetzt eben an, auf diese wichtigen und geheimnisvollen Zusammenhänge in der Natur zu achten, — ist das wohl glaublich?! Wo hat man bisher seine Nasen und Augen und Ohren gehabt? — — Ich verwende Stunden, Tage, Wochen darauf, so etwas zu erraten. — — Aber ich höre zum Beispiel des Onkels Lachen noch, als ich ihm von der Benutzung der Hühnerbrutanstalt abriet. Die ganze Herrichtung derselben war ein wahrer Nonsens! so recht eine seiner Ideen!"

„Warum denn? warum rietest du ihm ab?" fragte Ella lebhaft interessiert.

„Warum? Weil die kleinen Küchlein aus der Brutanstalt in der dritten Generation ihre nützlichsten Instinkte einbüßen. Sie kennen nicht mehr die Signale des

Hahns beim Futterfinden, ſie verlieren die blinde Sicherheit ihres kleinen Lebens.“

Ella ſchien etwas ſagen zu wollen, was ſie nur mit Mühe unterdrückte. Ein paar Minuten lang ſchwiegen beide und lauſchten ſtumm dem unermüdlichen Jubilieren einer Lerche über dem Stoppelfelde zu ſeiten der Ställe. Dann fuhr es Ella plötzlich heraus:

„— Erkläre mir nun, — nein, das iſt nun wirklich etwas, was ich gar nicht begreifen kann: du lebſt in dieſen Dingen ſo mit ganzer Seele, — gehſt geradezu mit Hingebung in ſie ein, — und doch haſt du geſtern ſo ſchroff behauptet, daß du gar nichts leiden magſt, was dir nah auf den Leib rückt, und daß du nur genießen kannſt, wo eine große Entfernung hergeſtellt iſt.“

Irene unterbrach ſie brüsk:

„— Wer redet denn von Genießen? Wer ſagt dir denn, daß das für mich Genußgegenſtände ſind? Wie kannſt du denn wiſſen, ob nicht für mich eine ſtarke, ſehr ſtarke Selbſtentäußerung dazu gehört? Habe ich etwa den Körper, oder die Gewohnheiten, oder die Nerven für Landarbeit —?“

„Das iſt es ja eben, was ich nicht begreifen kann, Irene,“ meinte Ella ſchüchtern, „warum würdeſt du dich wohl dazu zwingen, und hierbei alles ertragen — ſelbſt das trächtige Muttertier und das hungrige Kälbchen, während — während zum Beiſpiel Maleine dich ſo unbarmherzig fand.“

„Ach, Maleine!“ wiederholte Irene mit einem verächtlichen Stirnrunzeln, „nun, da iſt eben die Grenze für mich, da wird mir der Ekel rieſengroß. Zwiſchen Pflanzen und Tieren kommt er noch nicht auf. Ihr

Menſchen, ihr iſoliert und beklemmt mich mit hundertfachem Widerwillen, — aber zwiſchen dieſen viel primitiveren Daſeinsformen, zwiſchen ihnen, die noch ſo ganz unmittelbar aus dem Naturboden herauswachſen, da löſt er ſich ein wenig, — und ich ſelbſt löſe mich ein wenig von mir ſelbſt, — und da thue ich vielleicht faktiſch ein wenig, was ihr alle ſo ausgiebig und mannigfach und in immer neuen Senſationen und Leidenſchaften und Liebſchaften zu thun verſucht, aber doch vergeblich verſucht: ich verſchmelze mit dem, was um mich iſt —."

Ihr Geſicht war ſehr ernſt geworden und in ſeinem Ernſt faſt andachtsvoll.

Ella fragte nicht mehr. Sie ſchämte ſich ihres Fragens plötzlich, und all des Unbeholfenen, Schweren, Plumpen, das der Menſch zum Menſchen redet. Irenens Art, wenn ſie mit dieſer verſchleierten Stimme ſprach, die wie matte Muſik ſein konnte, wirkte ſo ſuggeſtiv, daß Ella einen Moment lang nachzuempfinden meinte, wie man viel lieber eine kühle Blume durch die Finger gleiten laſſen mag, als einen Menſchen umarmen —.

Eine der Mägde kam mit den erſten noch dampfenden Blechkübeln voll ſchäumender Milch aus dem Stall, und Ella ging nach ihrem Glas, um es ſich füllen zu laſſen. Als ſie wieder heraustrat, ſah ſie Irene nicht mehr vor der Thür. Der Morgen verging, ohne daß ſie einander mehr begegneten. Aber wie auch die Mittagsſtunde heranrückte, ohne daß Irene ſich blicken ließ und wie endlich ihr Beſcheid an den Diener erging, für ſie kein Gedeck hinzulegen, da wurde Ella unruhig und wollte ſie aufſuchen.

„Um Gottes willen nicht!" ſagte der Onkel, der eben

mit zwei wundervollen La France-Rosen zu Tisch kam und Ella darum bat, sich eine ins Haar und eine an die Brust zu stecken, „du brauchst dich um Irene nicht zu sorgen. Sie speist manchmal gar nicht, manchmal etwas ganz Drolliges, allein auf ihrem Zimmer, zum Beispiel irgend eine Grütze oder simple Suppe, zuweilen auch wieder lauter kleine Delikatessen. Wozu sie stören?"

Er schmunzelte ganz zufrieden beim Anblick der kleinen Tafel zu zweien, und bemühte sich, für Ella den angenehmsten und unterhaltendsten Tischnachbarn abzugeben. Bald waren sie auch alle beide in der heitersten Laune. Hier fühlte Ella sich nicht mehr unbeholfen und schwer und plump, hier fürchtete sie nicht, irgendwo anzustoßen, zu verletzen oder mißzuverstehen. Sie brauchte sich in ihrer Lebhaftigkeit und Frische nur zu geben, wie sie war, um mit dem alten Onkel vortrefflich zu harmonieren und ihn ordentlich zu verjüngen.

Als sie beim Dessert anlangten, ließ der Alte in seines Herzens Freude Champagner aus dem Weinkeller heraufholen. Der selten mehr benutzte silberne Eiskübel wurde an den Tisch gebracht, der Pfropfen flog von der dickhalsigen Flasche, die altmodischen langen spitzen Kelchgläser klangen und des Alten rosig gefärbte Wangen röteten sich tiefer, wie bei einem Kinde, das übermütig die Schule schwänzt.

„Mit dir ist gut leben!" bemerkte er zu Ella und füllte ihr Glas von neuem, „ja, wenn du wüßtest, wie das war, als ich mit Irene zum erstenmal Champagner trank —. Seitdem hat er mir förmlich bitter geschmeckt, mußt du wissen."

Ella schwieg vorsichtig, weil ihr jetzt erst einfiel, daß

des alten Onkels Gefühle Irene gegenüber ehemals ganz beträchtlich andere gewesen seien als jetzt, und daß jetzt vielleicht noch ziemlich viel von der Ranküne des Zurückgewiesenen in ihm ihr Wesen treiben mochte. Sie selbst hatte ihn gern in seiner ritterlichen Liebenswürdigkeit, aber sie konnte sich ganz gut denken, daß vor einem Jahrzehnt diese sich in einem gefährlichen Uebergangsstadium befunden haben mochte.

Nach ein paar ferneren Gläsern von sehr kaltem französischen Champagner erhielt die zunehmende Redseligkeit des Alten einen elegischen Anstrich. Er fing an, Ella von der Notwendigkeit zu unterhalten, nach dem Tode nicht begraben, sondern in einem Krematorium verbrannt zu werden.

„Nur nicht zur Erde zurück!“ erklärte er ganz feurig, „in Rauch und Flammen aufgehen soll des Menschen Hülle! Eine häßliche Vorstellung weniger würde dann am Tode kleben, und darauf kommt es an! Wenn wir nur erst selbst den Tod uns in unzerstörbarer Anmut denken könnten, würde vielleicht das Sterben festlicher, fast heiterer.“

„Mir ist wirklich das eine so unangenehm wie das andere,“ gestand Ella treuherzig, „und das Hübscheste am Tode fände ich noch, wenn es, am Ende eines schönen und langen Lebens, — ein Tod zu Zweien wäre.“

Der Alte nickte beifällig.

„Achte nur darauf, daß man mich wirklich verbrennt, denn Irene, die ist für den Erdhaufen,“ sagte er und kam in seinen Gedanken immer wieder auf Irene zurück; „sie behauptet, so ein Erdhaufen, aus dem es grünt und sprießt, sei etwas Köstliches. Sie denkt gleich an den

Dung, — ſiehſt du, das iſt wirklich ihre Spezialität, — Entendung und Gräber," konſtatierte er trübe.

Ella, der des alten Onkels Stimmung bedenklich zu werden begann, ermunterte ihn dazu, die Feſttafel zu zweien jetzt aufzuheben, um ſich in ſeinem Zimmer ein wenig aufs Ohr zu legen.

„Nun gut, Liebſte, Schönſte," entgegnete er gehorſam und hob aufſtehend ſein Kelchglas gegen ſie, „dann laß uns noch einmal anſtoßen: auf unſere Seelenverwandtſchaft, nicht wahr? Denn ich paſſe doch wirklich viel beſſer zu dir als Irene, iſt es nicht ſo? Du wirſt mich ihr vorziehen, weil ich vergnügter bin, — — weil wir beide vergnügter ſind —"

Ella nickte, ſtieß mit ihm an und trank aus.

„Jugend ſtrebt zu Jugend!" beſtätigte ſie übermütig und war ſich ziemlich im unklaren darüber, ob ſie ſelbſt noch weit von einem Champagnerſchwips ſei.

Nachdem ſie den Alten ſorgſam in ſeine Stube geleitet und es ihm auf ſeinem türkiſchen Diwan mit allerlei Kiſſen und Decken bequem gemacht hatte, richtete er ſich nochmals auf und horchte nach dem Fenſter hin.

„Irene ſpielt nicht," murmelte er, „wenn ſie doch ſpielen wollte, — mich einlullen. — — Tafelmuſik — — Schlummermuſik; ach, ich bitte dich, ſuche ſie auf und ſage ihr, daß ſie mir altem Mann den Gefallen thun ſoll," fügte er faſt kläglich hinzu, und die tiefe Müdigkeit lähmte ſeine Zunge.

Ella ging leiſe hinaus. Unaufgefordert zu Irene ins Zimmer kommen mochte ſie nicht, ſo durchſchritt ſie wie geſtern den Obſtgarten und fand auch wieder die Glasthür weit offen, doch war das Zimmer heute leer.

Ella kehrte um und trat aus der Gitterpforte des Gartens ins freie Feld. Da, mitten in einer hochhalmigen Wieſe, die kein Mäher berührt hatte, ſtand Irene. Um ſie herum machte ein ganz junges Füllen groteske Sprünge, wobei aber ſeine langen, ungelenken Beine und der unverhältnismäßig ſchwere Kopf es fortwährend ins Straucheln brachten. Irene neckte das Füllen und ſpielte mit ihm, bald klang deſſen lautes Wiehern, bald ihr helles Auflachen über die wogende, duftende Wieſenfläche hin, und bei jeder raſchen Bewegung, die ſie that, fiel Irene das loſe Haar über Stirn und Augen. Träge ruhte die Mutterſtute dicht dabei und ſchaute, kleekauend, mit ſchläfrigen Augen zu.

Wer Irene ſo aus dieſer Entfernung ſah, konnte ſie dem Wuchs und den Gebärden nach für ein halbwüchſiges Mädchen, das auf der Wieſe tollt, halten.

„Und das iſt es alſo, worüber ſie die Muſik vergeſſen hat!“ dachte Ella und ſtarrte ſie an wie ein Rätſel. Ihr ſchien, als müſſe es Irene peinlich ſein, hierbei ertappt zu werden, und ſchon wollte ſie ſich leiſe zurückziehen.

Da rief Irene über die Wieſe:

„Warte doch, ich komme ſchon, wollte dich ohnehin ſprechen!“ Und bereits kam ſie heran, während das Füllen, den dünnen Schweif ſchlagend, ihr erſtaunt nachſah.

„Du findeſt das Tier gewiß ungeheuerlich häßlich, nicht wahr?“ fragte ſie und ſtrich ſich das Haar aus dem heißen Geſicht, „aber das ſeidenweiche Fellchen ſollteſt du nur anfühlen! Und im Handumdrehen wird's ſchön werden, — wunderſchön.“

Ihre Augen, die ſehr geſchwächt waren und wenig Licht vertrugen, mit der Hand beſchattend, ſchaute ſie

auf die Wieſe zurück, über der die Nachmittagsſonne breit flimmerte und zitterte.

„Iſt das nicht eine Art von Paradies, das Leben dieſes kleinen Füllens, das hier auf derſelben Wieſe geboren worden iſt und ſie für den großen Weltgarten hält?“ bemerkte ſie, „das eigentlich von nichts weiß, als von dieſem hochhalmigen Gras und roten Klee unter ſich, vom blauen Sonnenhimmel voll Sonne über ſich und vom warmen, atmenden Mutterkörper, der ihm Nahrung, Zuflucht und Nachtlager iſt? Ja, ſicherlich iſt das ein Paradies. Und es iſt gut, daß das Tier nicht vernehmlich reden kann und uns das Paradies ſeines Lebens ſchildern, ſonſt würde uns alle die Sehnſucht blaß und krank machen.“

„Wie biſt du heiter und wie ſiehſt du hell aus,“ ſagte Ella froh, „und ich war in Sorge um dich, weil du nicht zu Tiſch erſchienen biſt.“

Irene ſchüttelte leicht den Kopf und ſchlug den Weg ins Haus ein.

„Wenn ich froh ſcheine, ſo iſt es dein Verdienſt,“ entgegnete ſie, „ich will es dir ſchon erklären. Wollteſt du jetzt in dein Zimmer gehen? Kann ich dich vielleicht dorthin begleiten?“

„Ja, gewiß, wenn du mir eine Freude machen willſt.“ Ella ging den kürzeſten Querweg durch den Park in ihre Stube, die im Erdgeſchoß neben den allgemeinen Wohnräumen lag. „Der Onkel wird jetzt wohl ſeit langem eingeſchlummert ſein und deine Muſik nicht mehr vermiſſen.“

„Er wird ſich ſchon leicht genug daran gewöhnen, oder ſich ein anderes Schlummerlied ausdenken. Denn

nun kommt bald auch ganz anderes Leben ins Haus, wenn du deinen Landwirt heirateſt und hierher ziehſt und auch deine beiden kleinen Brüderchen mitnimmſt, für die du jetzt ja auch noch ſorgen mußt," ſagte Irene.

Ella blieb beim Eintreten in ihr Zimmer unwillkürlich auf der Schwelle ſtehen. „Wie meinſt du das?" fragte ſie verſtändnislos.

Irene ſetzte ſich mitten auf den Diwan, hob den Kopf und fuhr ruhig fort:

„Der Alte wird förmlich aufleben! Und ihr alle werdet im Glück und in Arbeit um ihn leben. Er wird euch nämlich die Gütereien ein für allemal teſtamentariſch vermachen."

„Mein Gott, redeſt du denn irre!" rief Ella jetzt erſchrocken und kam zu ihr, „ich war ja noch eben mit dem Onkel Geyern zuſammen. Er weiß von nichts."

„Er wird es morgen wiſſen," verſetzte Irene, „denn es iſt das Vernünftige und Richtige, und ich übernehme es, alles einzurichten. Vertraue mir darin nur ganz. Der Alte macht ſich ſelbſt damit die innigſte Herzensfreude, und meinem Willen folgt er ſtets, trotz allem Gebrumm, — denn er fühlt ja doch nur zu gut, wie ſachlich meine Entſcheidungen ſind, wie wenig ſubjektiv beeinflußt —"

Ella war vor ihr niedergeſtürzt und hatte ihr Geſicht in Irenens Schoß hineingedrückt. Sie weinte.

In Irenens Züge trat ein Ausdruck von Leiden.

„Nimm dich zuſammen!" ſagte ſie kurz, „nimm es doch als gegeben und ſelbſtverſtändlich, und benimm dich auch ſo. Es handelt ſich ja nicht um einen Weltumſturz. Wie kann man ſich um ſo etwas dermaßen erregen."

„— Ich kann's ja noch gar nicht glauben!" rief

Ella glückſelig heraus aus ihren Thränen und blickte auf mit naſſen, ſtrahlenden Augen, die wie die Augen eines beſchenkten Kindes ausſahen, „— ſich das nur vorzuſtellen, daß wir jetzt endlich, — endlich, — und ſo plötzlich —; und daß wir in unſerem ganzen Glück hier um dich leben werden, — o Irene, auch alle für dich —“

„Mir ſcheint, du träumſt,“ bemerkte Irene kühl und ablehnend, „ich werde ja gar nicht dabei ſein. Ich werde demnächſt von hier fortgehen.“

„Du wirſt fortgehen?!“ Ella ſchaute ſie erſchrocken an und griff nach ihren Händen, „— gerade jetzt? Aber wohin, warum? O Irene, ich glaubte ja, du hätteſt mich doch im Grunde lieb und wollteſt mich deswegen gern hier haben, — lieber, als mit dem alten Onkel allein hauſen.“

Irene lächelte unmerklich, ein nur ihr eigenes Lächeln, das nur um die feinen Mundlinien huſchte, ohne den Blick zu beleben.

„Wenn der Alte nicht mit mir hier wäre, gefiele es mir freilich noch beſſer. Aber wenn es ſchon die Umgebung eines Menſchen ſein muß, dann doch noch am liebſten die des Alters. Hingegen mit euch Jungen, —“ ſie warf einen ſeltſamen Blick über Ella hin und fügte leiſer hinzu: „— wenn du erſt biſt — wie Maleine —“

Ella kämpfte raſch die peinliche Empfindung herunter, die ſie bei Irenens Worten überfiel; die ſtarke, warme Dankbarkeit in ihr und ein faſt jauchzendes Glücksgefühl überfluteten alles. Dennoch kam ihr nun erſt wieder zum Bewußtſein, wie weit — wie ſo unendlich weit von einander ſie ſtanden, gerade jetzt, wo ſie ſich durch Irenens Handlungsweiſe ſo nah ſchienen.

Sie bemerkte ſchüchtern:

„Aber, liebe Irene, dann iſt ja alles dies nur ein Verluſt für dich! Du gehörſt ja ſo ganz hierher. Du hängſt an jedem Pflänzchen, jedem Tier, jedem Stein hier, — mehr als an irgendwas ſonſt!“

„Pflanzen, Tiere, Steine und Aehnliches gibt's eben überall, die ſind doch nicht an das Gut des Onkels Geyern gebunden,“ verſetzte Irene achſelzuckend, „dadurch unterſcheiden ſie ſich ja eben ſo angenehm von den menſchlichen Gegenſtänden, an die ihr euch zu hängen liebt, und von denen jeder ſo ſchrecklich individuell thut. Mir gilt das gleich. Ich werde in jedem Grashälmchen und jeder Wolke finden, was ich nötig habe. Mein iſt nicht das Gut des Alten, denn mein iſt das ganze All.“

„Nein! trotzdem ertrag' ich's nicht! Daß wir dich von hier verjagen ſollen, ertrag' ich nicht!“ rief Ella lebhaft und ſprang auf, „du magſt das nun beſchönigen, wie du willſt, es bleibt ja dann doch ein ungeheures Liebesopfer, eine Verzichtleiſtung von ſolcher Selbſtloſigkeit —“

Irene wurde ungeduldig.

„Opfer! Verzichtleiſtung! Ich will dir etwas ſagen, Ella, es iſt läſtig, daß man dir alles ſo überdeutlich erklären muß, damit du es nicht nach der Schablone beurteilſt. Siehſt du, viel gelernt magſt du haben, und ſogar über allerlei nachgedacht, was man ſo nennt, aber beſonders geſcheit biſt du nicht, Liebe.“

„Du biſt ein edler Menſch, Irene! Und das redeſt du alles nur, um es zu verhüllen,“ beharrte Ella ohne Empfindlichkeit.

Irene ſeufzte.

„Sahſt du denn nicht vorhin auf der Wieſe, wie

froh ich aussah? Und erklärte ich dir nicht, du seiest schuld daran? Nun also. Du hast mich auf einen Gedanken gebracht, der mich froh machte, — wie soll ich das deinem hausbackenen Verstand nur erläutern? In mir wirkte dein Wort von gestern abend nach, daß solche Wesen wie ich beiseite treten sollten, — nein, fahr jetzt nur nicht gleich auf! — nun, und da begriff ich irgendwie, daß ich mich vielleicht in eine bessere, reinere Harmonie mit allem setzen könnte, wenn ich das wirklich einmal thäte. — — Dem Gefühl nach kann ich nicht mit euch verschmelzen, ich vermag es nicht, — aber durch eine solche Handlungsweise kann ich es bis zu gewissem Grade: ich klemme mich nicht mehr störend zwischen eure Andersartigkeit, sondern gebe ihr Raum, — und gewinne so auch ein wenig Teil daran."

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, weil Ella an ihrem Halse hing und ihren kühlen, blassen Mund mit Küssen bedeckte, aber sie wehrte sich dagegen.

„Sprich nicht so, — ich kann dich gar nicht so sprechen hören, — du hast ein besseres Herz als wir alle," bat Ella stürmisch, „und darum kann es auch so nicht bleiben! Nein, gewiß nicht! Mag der Anfang sein, daß du selbstlos am Glücke anderer baust, — das Ende wird dein eigenes Glück sein, und du wirst noch leben und lieben und jubeln wie ich!"

„Nie wird ein zartes Wiesenhälmchen zu einem Fruchtbaum," antwortete Irene überlegen und suchte die Aufgeregte zu beruhigen, „laß gut sein. Nur auf dem kleinsten, bescheidensten Posten kann ich dem Leben und seinen Zwecken dienen, — mitmachen kann ich nicht. Wenn du dich im warmen Egoismus deiner Verliebtheit

an deinen Mann lehnſt oder das Säugen deines Kindes als Genuß fühlen wirſt, ſo ſteckt ſchon ſelbſt in alledem ein unendlich viel größerer Aufwand von Gefühl als in meiner ‚Verzichtleiſtung‘ für euch.“

Sie machte ſich aus Ellas Armen frei, als ertrüge ſie nicht länger die Liebkoſungen, die ſie widerſtrebend geduldet und abſolut nicht erwidert hatte. Dann ging ſie ſchweigend und in ſich gekehrt im Zimmer auf und ab.

Die Sonne leuchtete ſchon ziemlich tief durch die großwipfeligen Buchen und Birken des Parkes und füllte in ſchrägen Strahlen das ganze Gemach mit einem ruhigen Goldlicht, das wie eine verklärte Helligkeit über jedem Gegenſtand lag.

Irene mochte dadurch an die ſpäte Nachmittagsſtunde erinnert werden; ſie hielt in ihrem Auf- und Abſchreiten inne.

„Man erwartet mich im Geſindehaus,“ bemerkte ſie, „dies hier war ja auch eine ellenlange Unterredung! Du, bleib hier und ſchreib den Brief, der dir nun wohl ſchon auf dem Herzen brennen wird, Frau Landwirtin.“

Und an Ella herantretend und ihr in das roſige, leuchtende Mädchengeſicht blickend, fügte ſie langſam hinzu:

„Ich wünſche dir Glück. Du wirſt allerlei Glück empfinden — es gibt ja mehrere Sorten davon, — aber eines — meines — werdet ihr doch nie empfinden. Wenn ihr auch gern hier auf dem Gute lebt und jedes Stück lieb gewinnt, als Landwirte und als Menſchen, — ſo wie ich macht ihr es euch doch nicht zu eigen. So gleichwertig, Größtes wie Geringſtes, als ſei alles eins! und als ſei es nicht etwa nur für uns Menſchen da, ſondern in eigener Schönheit waltend von Ewigkeit zu Ewigkeit,

— und wir ſelbſt nur ein Teilchen, ein winziges, davon, das demütig mit überfließt ins gewaltige Ganze.“

Plötzlich ſagte ſie in verändertem Ton, — mit einem faſt gequälten Ton in der Stimme:

„Weißt du, Künſtler empfinden den Dingen gegenüber ähnlich. Am eheſten noch Künſtler. Daher hab' ich wohl in manchen Augenblicken gedacht — vermeſſen gehofft — da läge Rettung für mich. Aber ich bin kein Künſtler, — — bin unfruchtbar,“ ſchloß ſie ganz leiſe, wie man Schande eingeſteht.

Sie war bei ihren letzten Worten erblaßt.

Langſam wandte ſie ſich zur Thür.

Ella hatte während der ganzen Zeit mit niederhängenden Armen dageſtanden und ſie großen Auges angeſchaut. Jetzt ſagte ſie in dringendem Flehen:

„Irene! — geh nicht ſo fort! Sieh, wie ſoll ich dir danken, — ſelbſt wenn ich dich umarme, iſt dir's unangenehm. Nicht ein einziges Mal haſt du mich geküßt oder lieb berührt. Irene, — entlaſte mich — laß mich dir nah ſein, — mich verbrennt's!“

Irene hob die Hand, ſeltſam, faſt feierlich, wie jemand, der ſegnen will. Aber die Hand ſtreckte ſich, glitt mit geöffneten Fingern von Ellas Haar auf deren weichen Nacken, in zögernder, faſt ſcheuer Liebkoſung. Und wieder fühlte Ella insgeheim, wie an jenem erſten Abend des Wiederſehens mit Irene, das Suchen und Beben in dieſen taſtenden Fingern, — etwas wie eine Sehnſucht oder eine Frage, oder auch nur eine Bangigkeit, die ſie nicht verſtand; und als nun Irene ihr Geſicht in die kühlen Hände nahm, um ſie auf den Mund zu küſſen, da durchſchauerte es ſie und ſie ſchloß unwillkürlich die Augen — —

Kaum jedoch hatte Irene leise das Zimmer verlassen, als Ella zum Fenster stürzte, es weit aufriß und sich hinauslehnte. — Wenn sie wirklich ins Gesindehaus ging, so mußte sie die Buchenallee entlang hier in einiger Entfernung vorbeikommen.

Der Himmel brannte. Wie wenn sich an der untergehenden Sonne längs der ganzen westlichen Horizontlinie die Landschaft zu lodernden Flammen entzündet hätte, färbte ein tiefes, purpurnes Rot den gesamten Hintergrund, von dem sich die Bäume des alten Parkes in fast feierlicher Regungslosigkeit abhoben. Ganz sonderbar kohlschwarz standen sie gegen diese Feuerwand da.

Jetzt kam Irene. Langsam schritt sie und der Saum ihres Gewandes berührte die Erde. Ein paarmal blieb sie stehen und streckte den Arm nach den herbstlichen Zweigen aus, als ob sie sich von den bunten Blättern pflücken wollte. Und dann unterschied sie sich kaum von den Bäumen — kohlschwarz gegen purpurrot auch sie — und Aeste und Zweige und alle Linien ringsum schienen sich hinter dem Rücken der Sonne zu neuen bizarren Formen zu verbinden, in denen Irenens erhobener Arm und feine Rückenlinie nur ein paar dunkle Linien mehr bildeten.

Ella faltete die Hände und sah ihr mit heißen Augen nach. Vor ihren Augen schwirrte und flirrte es vor lauter ungestümem, in seinem Ungestüm fast schmerzhaftem Glück, es überfiel sie förmlich mit all seinen plötzlichen Zukunftsbildern, die sich gegenseitig jagten und verdrängten. Irene dankte sie das alles, Irene hatte ihr das Lebensglück ins Zimmer gebracht, wie man eine Rose bricht und ins Fenster wirft. Aber erst in der Minute, in der

Irene ſelbſt ſie verließ, empfand ſie es ganz und fiel ein letzter Bann von ihr ab.

Sie wollte ihr danken, ſo gerne, ſo gerne! Aber ſie vermochte nichts zu denken, nichts zu fühlen, als nur das Glück, — und von dieſem warmen Glück ſtand Irene ſo weit — ſo weit! Da ſchritt ſie nun zwiſchen den großen, alten Buchenbäumen hin, zart und ſchmächtig und den Kopf ein wenig gebeugt, wie in laſtender, müder Traurigkeit, — und Ella zog ſich plötzlich das Herz zuſammen und ihr war, als müſſe ſie ihr noch etwas nachrufen, — laut, laut, — und als ginge Irene langſam von ihr, immer ferner und ferner von ihr, nicht nur mit den paar Schritten, die ſie that, ſondern immer ferner ihrem Dank und ihrem Verſtehen. — —

Ella preßte beide Hände vor die geblendeten Augen.

Nein, das wollte ſie Irene immer gedenken, was dieſe gethan, lebenslang und bis an den Tod. Nur jetzt, nur im erſten Rauſch und Jubel, da entglitt ſie ihr gleichſam. — War das ſchon Undank? Immer wieder würde Irene ja doch vor ihr ſtehn, wie ein Blick aus dem Dunkel, wie eine große, traurige Gebärde. — Nur jetzt — nur jetzt nicht! Erſt etwas vom Vollglück, etwas von der herrlichen Fülle des Lebens, — doch dann, ja, dann ſollte Irene es ſein, die einen breiten Raum einnahm in ihr und immer zugegen war, — aber ſpäter, — — — ſpäter, — — ja, doch vielleicht erſt viel, viel ſpäter, — — — im Alter, — erſt im Alter, — — — — — — — — — — — im Tod —.

Inhaltsverzeichnis.

Vor dem Erwachen 7
Abteilung: „Innere Männer“ 43
Mädchenreigen 77
Eine Nacht 113
Unterwegs 139
Ein Wiedersehen 169
Das Paradies 191
Inkognito 239
Ein Todesfall 273
Zurück ans All 313

Digitized by Google

...e Library on or
stamped below.
A fine is incurred by re...
beyond the specified time.
Please return promptly.